

Badische Heimat

Dezember
4/1995

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



Seh St BW
Hr

Mit Weitsicht planen: mehr Lebensqualität im Alter



Wer rechtzeitig vorsorgt, hat nach dem Berufsleben mehr finanzielle Bewegungsfreiheit. Für Ihre Vorsorge halten wir eine breite Palette von Geldanlage-Möglichkeiten bereit: vom Sparbuch bis zum Wertpapier, vom Sparbrief bis zur Immobilie. Unsere Anlageberater(innen) helfen Ihnen beim maßgeschneiderten Vermögensaufbau, damit Sie auch im Alter viel Lebensqualität genießen können.

Wir machen den Weg frei

  **Volkbanken Raiffeisenbanken Spar- und Kreditbanken**



Badische
Beamtenbank

Unser FinanzVerbund:

SGZ-Bank

KARLSTADT
KARLSRUHE
FRANKFURT



Bausparkasse
Schwäbisch Hall



R+V
Versicherung



Süddeutsche
Krankenversicherung



Deutsche
Genossenschafts-
Hypothekbank



Münchener
Hypothekbank



DIFA
Deutsche
Immobilien Fonds



Union
Investment



VR-Leasing

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Fax 07 21-2 07 82

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00–18.00 Uhr,
Di. 8.00–12.00Uhr,
Do. 8.00–12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 50,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,
Konto-Nr. 16468-751, BLZ 660 100 75
Sparkasse Freiburg,
Konto-Nr. 20 032 01, BLZ 680 501 01
Spenden bitte an das
Konto der Stadt Freiburg
Nr. 2010012 bei der Sparkasse Freiburg
Vermerk „Spende Badische Heimat“
bitte nicht vergessen

Gesamtherstellung:

G. Braun Druckerei GmbH & Co. KG
Anzeigenverwaltung:
G. Braun Fachverlage GmbH & Co. KG
Anzeigenservices Roswitha Giesinger
Karl-Friedrich-Str. 14–18
76133 Karlsruhe
Tel. (07 21) 1 65-2 26, Fax (07 21) 1 65-1 03
Zur Zeit Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig
Reproduktionen: G. Braun GmbH

Inhalt

<i>Ein Land verschleudert seine Geschichte und Kultur Zur Versteigerung der markgräflichen Kunstschätze</i> Dr. Johannes Gut, Karlsruhe	551	<i>Rohtraud Weckerle-Geck (1898–1983) und Marta Schanzenbach (*1907) Zwei sozialdemokratische Frauen der „Ersten Stunde“ in Südbaden</i> Dr. Erwin Dittler, Goldscheuer	659
<i>Quellen zur badischen Geschichte – vergessen, verloren, gerettet Archivalien aus dem Neuen Schloß in Baden- Baden</i> Konrad Krimm, Karlsruhe	559	<i>Ein fürstenbergisch gesinnter Altbadener</i> Dr. Friedemann Maurer, Augsburg	671
<i>Ankauf der markgräflichen Bibliothek aus dem Neuen Schloß in Baden-Baden</i> Dr. Peter Michael Ehrle und Dr. Armin Schlechter, Karlsruhe	571	<i>„Schulkrieg“ vor 100 Jahren. Gustav Wendt und der Neuhumanismus in Baden</i> Dr. Leonhard Müller, Karlsruhe	677
<i>Staatliche Kunsthalle Karlsruhe: Erwerbungen aus der markgräflichen Sammlung in Baden-Baden</i> Dr. Siegmund Holsten, Karlsruhe	579	<i>Der Vater eines Unternehmers Johann (Heinrich) Kessler (1769–1824)</i> Hans-Jürgen Enzweiler, Osterburken	687
<i>Friedrich Kallmorgen und Franz Hein als Illustratoren der Studien Albert Stifters</i> Rupert Pfaff, Waldbronn	581	<i>Karlsruhe 1848–1849 Aus den Lebenserinnerungen Emil Glockners</i> Dr. Kurt Hochstuhl, Stuttgart	699
<i>Ein Stiller im Ländle Der Maler Guido Schreiber (1886–1979)</i> Hans-Jörg Pott, Bochum	593	<i>Salem, salem aleikum! Ein ägyptischer Mönch am Bodensee</i> Dr. Johannes Werner, Elchesheim	707
<i>Kunsth Handwerk und Kunstmarkt Kunstgalerie Springmann in Freiburg feierte Jubiläum</i> Adolf Schmid, Freiburg	607	<i>Carl Benz – Mannheimer Erfinder und Unternehmer</i> Dr. Wolfram Förster, Mannheim	715
<i>Hans Hauser – Dichter alemanischer Mundart</i> Edgar Hermann Tritschler, Bad Herrenalb . . .	611	<i>Rudolf Schleiden (1815–1895)</i> Dr. Helmut Steinsdorfer, Kempten	721
<i>Wilhelm Furtwängler zum 40. Todestag am 30. November 1994 zugleich ein Nachruf auf Helmut Siebler (1913–1993)</i> Dr. Christoph Schmider, Freiburg	623	<i>Freiburg feierte Geburtstag</i> Adolf Schmid, Freiburg	737
<i>„Die Zukunft wird zeigen, daß wir recht hatten“ Der Badische Naturschutztag in Karlsruhe 1936</i> Thomas Adam, Bruchsal-Untergrombach	627	<i>Das Erpeldenkmal im Freiburger Stadtgarten</i> Peter Steinkamp, Freiburg	745
<i>Über die Flößerei auf der Ettlinger Alb</i> Dr. Max Scheifele, Stuttgart	633	<i>Der Mensch als Gestalter und Nutzer der Landschaft. Dargestellt am bewaldeten „Mosbacher Henschelberg“</i> Dieter Münch und Werner Kramer, Mosbach . .	759
<i>Das Leben der Äbtissin Margaretha Stülzer (1597–1625) anhand von Briefen erzählt</i> Sr.M.Pia Schindele O.Cist., Baden-Baden	647	<i>Hans-Thoma-Tag 1995 in Bernau</i> Ulrike Spiegelhalter, Bernau	773
		Buchbesprechungen	778



*Ein gutes
glückliches Jahr 1996
wünscht allen
Mitgliedern und Freunden*

*Ihr Vorstand
des Landesvereins
Badische Heimat*



... Das Ende einer fürstlichen Kunst- und Kultursammlung. Der Hof des Neuen Schlosses in Baden-Baden während der Versteigerung; rechts das Auktionszelt.

Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten, Almasan

insofern geändert, als von Seiten des Markgrafen einerseits zusätzlich außerordentlich wertvolle Stücke, wie zum Beispiel die spätgotischen Altarflügel von Bernhard Strigel, Gobelins und anderes, hinzugeschlagen, andererseits aber ursprünglich vorgesehene Objekte herausgenommen wurden; zwischenzeitlich ausgesprochene staatliche Verbringungsverbote (Porträtgalerie und anderes) spielten hier teilweise eine Rolle. Ob und in welchem Ausmaß der Gesamtpreis sich hierdurch entscheidend geändert hätte, wurde nicht genau bekannt; doch blieb das Angebot nach Ansicht von Fachleuten für das Land immer noch attraktiv. Schließlich erfuhr man auch im April 1995, daß unerwartet die Hofbibliothek der Großherzöge von Baden im Neuen Schloß aufgetaucht sei, was das gesamte Preisgefüge wiederum verschob. Unabhängig von diesen Verschiebungen wäre dem Land Baden-Württemberg das finanzielle Engagement für eine Gesamtlösung durch zwei Umstände erheblich erleichtert worden: Zum einen hatte die Kultur-

stiftung der Länder in Berlin für ein Gesamtpaket in Höhe sogar von 100 Millionen DM einen Finanzierungsplan vorgeschlagen, der folgende Beteiligungen vorsah: 50 Millionen Land Baden-Württemberg und Etatmittel der Kulturstiftung der Länder (letzteres ca. 12 Millionen); 50 Millionen Spenden von Wirtschaft und Industrie, wobei die Beziehungen der Kulturstiftung der Länder mitgeholfen hätten und auch an Wirtschaftsunternehmen im Besitz des Landes Baden-Württemberg gedacht war. Zum anderen lag ein Angebot der Firma Sotheby's dahingehend vor, nach einem Gesamtankauf diejenigen Stücke für das Land zu versteigern, die auf Dauer nicht von allgemeinem Interesse wären – ein Vorgehen, das dem Land einen Teil seines finanziellen Einsatzes wieder zurückgebracht hätte und vom Rechnungshof Baden-Württemberg als unbedenklich bezeichnet wurde.

Trotz dieser finanziell äußerst günstigen Ausgangslage war aus grundsätzlichen Erwägungen heraus die Entscheidung für die baden-

württembergische Landesregierung nicht einfach; sie hätte aber bei gründlicher Überlegung in kulturpolitischer und finanzieller Hinsicht nur in einer Richtung ausfallen dürfen, nämlich Ankauf des Gesamtpakets. Das Neue Schloß in Baden-Baden war nämlich vor der unglückseligen späteren Versteigerung eines der wenigen Kulturdenkmale unseres Gebietes, das den zweiten Weltkrieg als Ensemble nahezu unversehrt überdauert hat; es war damit eines der selten gewordenen sichtbaren Zeichen der jahrhundertealten Entwicklung deutscher Kultur und zählte in seiner Einheit von Gebäude und Einrichtung zum gesamtstaatlichen deutschen Kulturgut. Der Preis für die beweglichen Schätze war außerordentlich günstig. Bei einigermaßen vernünftigem Aufeinanderzugehen der beiden Vertragspartner Land und Markgraf wäre damals im Zuge einer Gesamtlösung auch für die Immobilie des Neuen Schlosses ein erträglicher Preis erzielt worden. Über kurz oder lang wird das Land ohnehin finanziell – Unterhaltung aus Denkmalschutzgründen oder Kauf – für das Neue Schloß eintreten müssen, da die markgräfliche Familie zum erforderlichen Unterhalt auf Dauer nicht mehr in der Lage sein wird – nur, dann wird die aufzuwendende Summe wegen weiter fortschreitender Schäden weit höher liegen.

Es war ein Verhängnis, daß die anstehende schwierige Entscheidung von einer in sich uneinigen und zerstrittenen Landesregierung mit sehr unterschiedlichen Koalitionspartnern abverlangt wurde. Ein Teil der Kabinettsmitglieder gefiel sich aus einseitigen gesellschaftspolitischen Anschauungen heraus lange Zeit in einer absoluten Verweigerungshaltung; hierzu gehörten ausgerechnet die Verantwortlichen zweier „Schlüssel“-Ministerien in dieser Sache, des Wirtschaftsministeriums (zuständig für Denkmalpflege) und des Ministeriums für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst (zuständig für Kunsterwerbungen). Der andere Teil der Kabinettsmitglieder, einem Gesamtan-kauf gegenüber indifferent oder nicht abgeneigt, wehrte sich über einen längeren Zeitraum hinweg nicht wirksam gegen die ablehnende Haltung. Eine gewisse Berechtigung ist der Überlegung wohl nicht abzusprechen, ob es denn Aufgabe des Landes sei, ein in finanzielle Bedrängnis geratenes Fürstenhaus mit

staatlichen Mitteln zu sanieren. Bei näherer Betrachtung und Überprüfung erscheinen jedoch derartige Überlegungen sehr vordergründig. Es ging doch, wenn man einen gewissen geistigen Horizont zu überschreiten bereit war, für das Land nicht um eine derartige Finanzspritze zugunsten einer einzelnen Familie; vielmehr stand in erster Linie die Rettung wertvollen, landesgeschichtlich eminent bedeutsamen Kunst- und Kulturgutes zur Debatte. In früheren Jahrhunderten waren eben Fürstenhäuser, Klöster, Kirchen und ähnliche Institutionen die Kulturträger und erwarben als solche das, was uns heute als allgemeines Kulturgut jener Zeiten wertvoll ist; sehr wohl fühlte man sich – was heute mit gewissen politischen Scheuklappen gerne geflissentlich übersehen wird – von Seiten jener Kulturträger vergangener Zeiten der Allgemeinheit gegenüber verpflichtet, wenn auch zeitweise gewisse Auswüchse nicht übersehen werden dürfen. Es mag vielleicht keine glückliche Entscheidung gewesen sein, daß das Land Baden am Ende der Monarchie diese Kulturgüter, soweit sie sich im Besitze des ehemals regierenden Hauses befanden, nicht ausnahmslos auf den neuen Kulturträger, das Land, übertrug. Aber bei der Abfindung der großherzoglichen Familie im Jahre 1919 wurden nun einmal – bemerkenswerter Weise durch eine sozialdemokratisch geführte Regierung – eindeutige rechtliche Verhältnisse geschaffen, die den heutigen Markgrafen von Baden rein formell zu seinem Vorgehen berechtigten.

Welches Mitglied des Landeskabinetts hat sich wohl vor der entscheidenden Sitzung der Mühe unterzogen, persönlich an Ort und Stelle in Baden-Baden über das gesamte Angebot informiert zu werden? So verwundert es nicht, daß nach dem späteren Erscheinen des – mit einer gewissen Raffinesse recht aufwendig gestalteten – Versteigerungskataloges doch bei manchen Verantwortlichen Bedenken wegen der ursprünglich so rigoros ablehnenden Haltung gegenüber einer Gesamtlösung aufkamen. Sicher bot sich in den Tagen der am 29. September 1995 beginnenden Vorbesichtigung zur Auktion dem Besucher des Neuen Schlosses in Baden-Baden ein etwas eigenartiges Bild: Stellenweise konnte man sich wirklich des Eindrucks nicht erwehren, als ob es sich

hier um eine Haushaltsauflösung der gehobenen Kategorie handelte. Da gab es neben wertvollsten Kunstgegenständen Dinge, die unserem heutigen Geschmack nicht so sehr entsprechen, aber doch einen erheblichen historischen Wert besitzen; es gab auch massenweise Dinge des täglichen Gebrauchs, wie einfache Betten, Nachttische, Tische, Stühle, Waschgarnituren und anderes mehr; man sah des weiteren ganze Batterien von Jagdtrophäen, wie ausgestopfte Tierköpfe und Geweihe; manches war auch ganz einfach geeignet, den Eindruck von gehobenem Ramsch zu erwecken. Aber bössartig oder doch geringen geistigen Niveaus wäre derjenige zu nennen, der ernsthaft dieses Bild auf alles übertragen wollte, was insgesamt zum Verkauf stand. Wertmäßig weit überwiegend waren nicht nur für Kenner doch die oft einmaligen Kunst- und Kulturobjekte, wie Elfenbein- und Goldschmiedearbeiten, Bronzen, Porzellane und Fayencen, Gläser, Möbel, historische Waffen, kunsthandwerkliche Erzeugnisse und ähnliches. Hinzu kommt, daß in der Vorbesichtigung bereits die unschätzbaren Objekte fehlten, die infolge von Vorabverkäufen nicht mehr für die Versteigerung in Frage kamen oder vom Markgrafen bereits wieder zurückgezogen waren. Statt diese Werte zu erkennen, war – offenbar ohne Sachkenntnis – von „Fürsten-Nippes“ die Rede oder von lapidaren Feststellungen wie „keine Mark für den Markgrafen“ und „wir kaufen doch nicht jeden Bierhumpen“. Derartige Stammtischparolen nicht allzu hohen kulturellen Horizontes führten nicht nur zu einer absoluten Verweigerungshaltung des betreffenden Teiles des Landeskabinetts, sondern auch zu einer kaum zu verantwortenden politischen Brunnenvergiftung größten Ausmaßes bei Wirtschaft, Industrie und Bevölkerung. In weiten diesbezüglichen Kreisen war zu hören, daß man sich keinesfalls zu einem Engagement verpflichtet fühle, wenn schon das Land sich derart ablehnend und desinteressiert zeige. Es paßt in diese gesamte Linie, daß die für die Kunstangelegenheiten zuständige Ministerin sich lange Zeit in unverständlicher Weise weigerte, einen Förderungsantrag für ihr eigenes Haus und andere Ressorts bei der Kulturstiftung der Länder in Berlin zu stellen. Einem Skandal schließlich käme es gleich, wenn – wie erst kürzlich durch

die Presse ging – Wirtschaftsunternehmen im Besitz des Landes Baden-Württemberg von ihren Aufsichtsratsvorsitzenden (den zuständigen Ministern) den Wink bekommen hätten, auf ein an sich geplantes Engagement zu verzichten. Hier bestünde gewisser Aufklärungsbedarf! Wo aber war bei einer derartigen Lage auch der andere Teil des Landeskabinetts, der sich ohne Rücksicht auf vordergründige Koalitionsinteressen hinsichtlich eines Ankaufs des Ganzen härter und wirksamer derartigen Anschauungen hätte entgegenstellen müssen? Wo auch befanden sich die Stimmen der badischen Landtagsabgeordneten, soweit diesen nicht unvergorene gesellschaftspolitische Verhärtungen den Blick trübten! Fundierte Eingaben anerkannter Fachleute zu Gunsten eines Gesamterwerbes wurden von Seiten des Landeskabinetts unter Schweigen des Landtages ebenso ignoriert, wie Vorschläge von berufener Seite zur Gründung einer Stiftung und (oder) Schaffung einer „konzertierten Aktion“ von Land, Wirtschaft und Industrie. Auch ist es ein offenes Geheimnis, daß der deutsche Repräsentant des Auktionshauses Sotheby's fast bis an die Grenze des ihm Zumutbaren versucht hat die große Versteigerung zu vermeiden – selbstverständlich wäre auch dann seine Firma finanziell nicht unbeteiligt geblieben. Ungeachtet alles dessen verwies man von Seiten einer hilflos gewordenen Landesregierung die Sache auf das Flickwerk von Verbringungsverboten und des Verzeichnisses der nationalen Kulturgüter, was zwar für Einzelfälle recht hilfreich sein konnte, aber die Gesamtlösung vernachlässigte und auf der Gegenseite nur zusätzliche Aversionen schuf. Der Landesregierung stand doch der Rat zahlreicher Experten zur Verfügung; es darf angenommen werden, daß hier keiner Zerstückelung der markgräflichen Sammlung das Wort geredet wurde.

Aber nicht nur dem Landeskabinetts ist ein Versagen hinsichtlich eines Gesamterwerbes vorzuwerfen. Auch der andere Verhandlungspartner, Markgraf Max von Baden, hatte einige Überlegungen anzustellen: Hatte er genügend bedacht, daß seine Vorfahren als die damals berufenen Kulturträger in jahrhundertlangem Bemühen ihre Kunstsammlungen sicherlich nicht zu dem Zweck zusammentrug, daß diese der wirtschaftlichen Sanierung ihrer

Nachfahren dienen? Derartige Dinge sollten, unbeschadet der zivilrechtlichen Eigentumsverhältnisse, in ihrer Gesamtheit doch dem freien wirtschaftlichen Verkehr entzogen sein. Aber ließ der Repräsentant des Hauses Baden nicht doch Verantwortung gegenüber seiner kulturellen Verpflichtung dadurch erkennen, daß das ursprüngliche Verkaufsangebot außerordentlich entgegenkommend war? Ein wenig wehmütig stimmt unter diesen Umständen schon, wenn sein ansonsten sehr aufgeschlossener Sohn und Nachfolger nach dem Ende der Versteigerung am 21. Oktober 1995 bei allem Bedauern über die vorangegangene Entwicklung vor laufenden Fernsehkameras erklären konnte: „Die Auktion hat gezeigt, daß wir uns auf dem richtigen Weg befinden“. Weit schwieriger gestaltete sich das Verhandlungsklima dadurch, daß Markgraf Max von Baden – ohnehin nicht mit hoher Ausstrahlungskraft begabt und wegen mancher früherer Entscheidungen umstritten – im Grunde immer noch nicht den rechten Ton im Umgang mit demokratischen Institutionen gefunden zu haben scheint – erstaunlich, weil er selbst die Zeiten der Monarchie nicht mehr erlebt hat. Die in der Wahl der Form und Zeit sehr ungeschickt gewählten Ultimaten von seiner Seite trugen nicht wenig zur Verkrampfung des Klimas bei.

Schließlich ist auch zu hinterfragen, ob alle in Frage kommenden kulturellen Institutionen sich von Anfang an mit der erforderlichen Härte und Konsequenz für eine Gesamtlösung eingesetzt haben. Standen hier anfänglich nicht unter Umständen teilweise auch die Verfolgung von Eigeninteressen für die vertretenen Häuser und ein allzu schnelles Beugen unter Bestrebungen vorgesetzter ministerieller Stellen im Hintergrund? – Und durften Wirtschaft und Industrie in ihrer Gesamtheit sich so einfach, verhängnisvoll stillhaltend, damit begnügen, vor einem umfassenden Eigenengagement eine positivere Einstellung eines unglücklich agierenden Landeskabinetts abzuwarten? – Wo war aber auch die Bevölkerung, insbesondere des badischen Landesteils, als das Kabinett noch nicht endgültig entschieden hatte? Sicherlich gab es seit Bekanntwerden der Verkaufsabsichten des Markgrafen zahlreiche Vorstöße einzelner Personen bei der Stuttgarter Regierung; auch waren bemerkenswerte Unter-

schriftenaktionen und sonstige Aktivitäten zu beobachten. Wo aber blieb das rechtzeitige massierte Aufbegehren der Bevölkerung und der einschlägigen Vereinigungen? Offenbar hat die sprichwörtliche „Toleranz“ des Gebietes am Oberrhein hier entscheidend Pate gestanden. Vor allem aber hatte die politische Brunnenvergiftung aus Kreisen des Landeskabinetts und parteilich Gleichgesinnter ihre verheerenden Früchte gezeitigt.

Auf diesem „Nährboden“ kam es nach einigen – wertvolle Zeit vergeudenden und damit berechtigten Unwillen verursachenden – Verzögerungen am 21. Mai 1995 zu der kulturpolitisch und finanziell enttäuschenden Sitzung des Landeskabinetts, in der endgültig ein Gesamtankauf durch das Land Baden-Württemberg abgelehnt und damit der späteren Auktion Tür und Tor geöffnet wurde. Statt dessen sollten die verschiedenen für einzelne Kulturbereiche zuständigen Ressorts lediglich einzelne, besonders wertvolle Stücke – einstweilen gesichert durch Optionen – für ihren Bereich erwerben können; der für die Kunstförderung zuständigen Ministerin wurde hierfür, auf Vorschlag aller Museumsdirektoren des Landes, ein Betrag von 48 Millionen DM aus Erwerbungsmitteln, freigestellt.

Dieser Kabinettsbeschuß zeitigte viele negative Wirkungen, aber auch eine sehr positive Bewegung: Negativ war eindeutig das damit ausgesprochene Todesurteil für den Erhalt baden-württembergischen und gesamtdeutschen Kulturgutes. Die geistig etwas undifferenzierte Auffassung, man könne aus gewachsenen kunst- und kulturgeschichtlichen Einheiten ungestraft „exemplarische“ Objekte herausnehmen und damit beispielhaft das Ganze dokumentieren, zeigt in erschreckendem Maße mangelndes historisches Fingerspitzengefühl und erweckt den Anschein eines zutiefst provinziellen Denkens. Auch war nunmehr – hoffentlich unbeabsichtigt – einer, zuweilen groteske Formen annehmenden, Verfolgung von Sonderinteressen durch die verschiedenen kulturellen Institutionen der Weg geebnet. Verzweifelten Versuchen von beteiligter und unbeteiligter Seite, hier zu einer sinnvollen Koordination zu gelangen, war bei allem guten Willen aus dem Kreis der Beteiligten nur ein gewisser Erfolg beschieden. Positiv daneben war aber doch die

erfreuliche – allerdings nach so viel zerschlagenem Porzellan bei weitem nicht mehr voll ausreichende – Wirkung, daß sich nunmehr in verstärktem Maße doch Spender aus Industrie, Wirtschaft und Bevölkerung meldeten, die in beispiellosem finanziellen Einsatz das Schlimmste zu verhüten suchten. Es waren teilweise sehr hohe Beträge, die einzelne Wirtschafts- und Industrieunternehmen sowie Privatpersonen zur Verfügung stellten. Und aus der Bevölkerung ragen Beispiele, wie dasjenige einer in bescheidenen Verhältnissen lebenden Rentnerin heraus, die aus einer kleinen Erbschaft den Betrag von 10 000,— DM zur Verfügung stellte; bei einem der großen staatlichen Museen soll sogar das Aufsichtspersonal gesammelt haben. Wie beschämt müssen sich hier doch diejenigen Verantwortlichen fühlen, die in unüberlegter Vereinfachung der historischen Verhältnisse, aber umso stärkerer einseitiger politischer Verhärtung immer wieder darauf abheben, die Sammlungen der Fürstenhäuser seien durch Ausbeutung des Volkes zustande gekommen! Nun, wie sehr das Volk bereit ist, für Versäumnisse der Politiker einzustehen, zeigen diese wenigen Beispiele!

Zunächst konnte sich der Wissenschaftsbereich (Badische Landesbibliothek und Generallandesarchiv Karlsruhe) mit einem finanziellen Aufwand aus öffentlichen Mitteln in Höhe von 2,5 Millionen DM (Toto-, Lotto- und Spielbankgelder) die wertvolle Hofbibliothek der Großherzöge von Baden einschließlich einmaligen Materials von Archivgut sichern; die Mittel stellte die Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg zur Verfügung, von denen aus Spendenmitteln die Fördervereine von Landesbibliothek und Generallandesarchiv jeweils rund 200 000,— DM refinanzieren mußten. Dem Generallandesarchiv gelang es überdies, durch weitere Spenden von etwas über 28 000,— DM an der späteren Auktion teilzunehmen. – Die dem Finanzministerium unterstehende Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten bei der Oberfinanzdirektion Karlsruhe war in der Lage, vor der Versteigerung mit öffentlichen Mitteln in Höhe von insgesamt etwa 11,6 Millionen DM und zusätzlichen Spendenmitteln von circa 2,1 Millionen DM Ankäufe zu tätigen; in der Auktion gelangen weitere Erwerbungen aus öffentlichen Mitteln in Höhe

von etwa 144 000,— DM und Spenden von über 830 000,— DM. – Für den Bereich des Ministeriums für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst (Staatliche Kunsthalle Karlsruhe und Badisches Landesmuseum) gestalteten sich die Verhältnisse folgendermaßen: Die Staatliche Kunsthalle konnte vor der Versteigerung nichts erwerben; erst in der Auktion wurde es ihr möglich, einen Betrag in Höhe von etwa 104 000,— DM einzusetzen, wovon circa 77 000,— DM aus Spenden aufgebracht werden mußten (bei Abfassung dieser Zeilen noch nicht vollständig gedeckt). Das Badische Landesmuseum, von der Natur der angebotenen Objekte her als einer der Hauptinteressenten, und zu einem kleinen Teil das Württembergische Landesmuseum in Stuttgart durften vor der Versteigerung für insgesamt 29 Millionen DM Erwerbungen tätigen. Allerdings sind hierin nur 23,8 Millionen öffentlicher Landesmittel (Toto-, Lotto- und Spielbankgelder) enthalten, während 5 Millionen DM von Seiten der Kulturstiftung der Länder in Berlin und 200 000,— DM von Seiten einer weiteren Stiftung stammten – Beträge, bezüglich derer die zuständige Ministerin erst auf massiven Druck hin fast zu spät entsprechende Anträge gestellt hatte. Bis zuletzt war die Ministerin nicht bereit, den vollen zur Verfügung stehenden Einsatz von ihrer Seite aus freizugeben; bis zum Ende der Auktion standen so noch 24,2 Millionen DM offen, bezüglich derer sie, entgegen dem Rat aller staatlichen Museumsdirektoren des Landes, hartnäckig eine Freigabe zu Gunsten des Ankaufs markgräflisch-badischer Kunstgegenstände verweigerte, sodaß diese Summe für diesen Zweck endgültig verloren ging. Immerhin war dann das Badische Landesmuseum in der glücklichen Lage, in der Auktion Spendenmittel in Höhe von nahezu 3 Millionen DM einzusetzen.

Zieht man eine Bilanz dieses dunklen und blamablen Kapitels baden-württembergischer Kulturgeschichte und -politik, so darf man sich zwar für die finanzielle Erholung einer angesehenen Familie freuen; doch entsteht im übrigen ein Eindruck, der alle Verantwortlichen tief treffen muß: Das Haus Baden ist finanziell weitgehend saniert; hierzu haben vor allem diejenigen beigetragen, durch deren Stillhalten oder Stammtischparolen „Fürsten-Nippes“ und

„keine Mark für den Markgrafen“ die Auktion erst ermöglicht worden ist. Dem Land Baden-Württemberg aber wurde kulturell und finanziell höchster Schaden zugefügt: Aus dem kulturellen Blickwinkel heraus blieb zunächst zurück ein in seiner früheren einzigartigen Einheit von Gebäude und Einrichtung weitgehend zerstörtes deutsches Kulturdenkmal, das bis auf wenige Ausnahmen „ausgebeinte“ Neue Schloß in Baden-Baden; des weiteren wurde eine einmalige, in Jahrhunderten gewachsene Kunst- und Kultursammlung ohne Not unwiederbringlich zerrissen; schließlich wurden für das Land zwar einige sehr wertvolle Gegenstände erworben, jedoch das meiste in alle Winde verstreut. Finanziell ist festzuhalten, daß die erforderlichen Geldmittel – auch wenn vielfach der Eindruck des Gegenteils geschürt wurde – ohne Kürzung wichtigerer sonstiger staatlicher Aufgaben vorhanden gewesen wären, aber einfach nicht in Anspruch genommen worden sind. Hier lohnt es sich, das ursprüngliche Angebot von 80 Millionen DM – wenn auch objektmäßig mehrfach verändert, in den

Grundzügen jedoch gleichbleibend – mit dem endgültigen Aufwand an öffentlichen Mitteln und den sonstigen zusätzlichen Möglichkeiten zu vergleichen: Die Auktion hat – auch bei Berücksichtigung geradezu grotesker Bietsummen – erwiesen, daß der Wert der zum Verkauf gekommenen Objekte (Vorabkäufe und Versteigerungserwerbe) die Summe von 80 Millionen DM weit überstieg. Für diesen Betrag aber hätte das Land die gesamte Sammlung (Einrichtung) erwerben können, eine Summe, die vielleicht durch das Hinzukommen einiger Gegenstände etwas erhöht worden wäre, für die das Land aber gleichwohl bei einigermaßen klugem Taktieren aus öffentlichen Mitteln (überwiegend Toto-, Lotto- und Spielbankgelder) selbst allenfalls etwas über die Hälfte hätte aufbringen müssen. Tatsächlich hat das Land fast 40 Millionen DM aus eigenen öffentlichen Mitteln ausgegeben und nur einen kleinen Bruchteil dessen erworben, was erhaltenswert war; den Einsatz eines an sich möglichen weiteren Betrages von 24,2 Millionen DM aus Toto-, Lotto- und Spielbankmitteln hat die zuständige



... Impression aus der Ausstellung. Kunst- und Kulturgut wird zur Ware.

Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten, Almasan

Ministerin verweigert. In dieser Betrachtung sind größtenteils noch nicht einmal diejenigen öffentlichen Gelder berücksichtigt, die Städte und Gemeinden zu Erwerbungen ihrerseits im Rahmen der Auktion aufgewendet haben. Zusätzliche Zuschüsse und Spenden, die bei einer Gesamtlösung weit reichlicher geflossen wären, hat das Land in erheblichem Umfang durch das unglückliche Verhalten seiner Verantwortlichen verschert. Und bleibt auch noch das ursprüngliche Angebot des Auktionshauses Sotheby's, im Falle eines Gesamtankaufes für das Land diejenigen Stücke zu versteigern, die auf Dauer nicht erhaltenswert gewesen wären – der Verlauf der stattgefundenen Auktion läßt erahnen, in welcher Höhe das Land hier selbst bei bescheidenerem Aufwand zu einer wenigstens teilweisen „Refinanzierung“ hätte gelangen können! Bei diesen Überlegungen hat das Gebäude des Neuen Schlosses noch keine Berücksichtigung gefunden, für das das Land Baden-Württemberg aus denkmal-schützerischen Gründen über kurz oder lang ohnehin aufkommen muß; bei einem Entgegenkommen gegenüber dem ursprünglichen markgräflichen Angebot bezüglich der Sammlungen (Einrichtung) wäre der Übergang auch des Schlosses auf das Land weit kostengünstiger ausgefallen, als dies in Zukunft zu erwarten sein wird. Eine eklatante finanzielle Fehlplanung liegt auf der Hand! Wen kann es da verwundern, wenn in jüngster Zeit neben dem Vorwurf kultureller Ignoranz immer wieder der

Ruf nach einer Ministerverantwortlichkeit wegen Verschleuderung von Kulturgut und Vergeudung von Finanzmitteln laut wird!

Weit schlimmer wiegt jedoch der kulturelle politische Offenbarungseid, den das Land Baden-Württemberg leichtfertig geleistet hat und der es auf lange Zeit zum Gespött der einschlägigen Welt gemacht hat. Bleibt nur zu hoffen daß dieser ungeheure Schaden durch großzügige und vernünftige Schritte der Zukunft etwas verringert werden kann: Vielleicht läßt sich endlich durch größeres Entgegenkommen aller Seiten doch noch eine allseits erträgliche Lösung für das verbliebene Gebäude des Neuen Schlosses in Baden-Baden finden. Vielleicht sind auch einige private Ersteigerer wertvoller Sammlungsstücke bereit, ihren Erwerb als Leihgabe an öffentliche Institutionen der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Und möglicherweise taucht auch manches der versteigerten Objekte in Zukunft im Kunsthandel auf, wo es dann vom Land erworben werden kann – der zu zahlende höhere Preis wäre das Opfer, das man für bisherige Versäumnisse zu leisten bereit sein muß und das das Land Baden-Württemberg seinem Selbstverständnis schuldig ist.

Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Gut
Erzbergerstraße 35
76133 Karlsruhe

Dank der Schriftleitung

Die Schriftleitung dankt Herrn Dr. Johannes Gut, Herrn Konrad Krimm von der Landesbibliothek, Herrn Dr. Peter Michael Ehrle, Direktor der Landesbibliothek, sowie Herrn Dr. Armin Schlechter und Herrn Dr. Siegmund Holsten, Stellvertretender Direktor der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe, für ihre Bereitschaft, kurzfristig Aufsätze zu Verkauf und Erwerb der markgräflichen Sammlungen zu schreiben. Nur so war es möglich, die Aufsätze noch in das Heft 4/95 aufzunehmen.

Das Badische Landesmuseum wird zu einem späteren Zeitpunkt seine Erwerbungen in einer Ausstellung der Öffentlichkeit vorstellen. Die Badische Heimat wird darüber berichten.

Quellen zur badischen Geschichte — vergessen, verloren, gerettet

Archivalien aus dem Neuen Schloß in Baden-Baden



Grußadresse der Heidelberger Studentenschaft zum 25-jährigen Regierungsjubiläum Friedrichs I. und zur Hochzeit seiner Tochter Victoria mit Gustav Adolf von Schweden, 1881

Aufn. GLA



Grußadresse des Militärvereins Karlsruhe zum 25-jährigen Militärjubiläum des Erbprinzen Friedrich (II.), 1890

Aufn. GLA

Der Auflösung des Schloßinventars in Baden-Baden mußte der Archivar mit blankem Entsetzen zusehen. Das Ganze besitzt immer ein Unendliches mehr an Quellenwert als jedes noch so kostbare Einzelstück, die Atomisierung einer Überlieferung bedeutet also vor allem Quellenverlust. Dabei erlebte der Histori-

ker im Grunde nur einen alten, ähnlich barbarischen Akt nach: Bei den Säkularisationen nach 1802 wurde die geschichtliche Substanz geistlicher Territorien noch um einiges bedenkenloser den Händlern und Sammlern überlassen, nachdem sich der Staat und das Fürstenhaus an den Zimelien bedient hatten.

Daß es in Baden-Baden jetzt in wenigen, eng gefaßten Bereichen trotzdem gelungen ist, Zeugnisse der badischen Hofkultur fast ohne Einbußen zu erhalten, ändert an der Gesamtbilanz nicht viel. Für sich genommen stellen diese Teile aber durchaus beachtliche Ensembles dar; hier ist im Interesse der Forschung und der Öffentlichkeit das gelungen, was aufs Ganze gesehen mißglückt ist. Im Folgenden werden nach einer ersten gründlicheren Sichtung erstmals die Archivalien vorgestellt, die das Generallandesarchiv in Karlsruhe aus dem Neuen Schloß übernommen hat. Daß die Verhandlungen darüber eher „geräuschlos“ vor sich gingen, hat zum guten Ausgang sicher beigetragen. Dem Ministerium für Wissenschaft und Forschung, der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg und zahlreichen Sponsoren ist dabei ebenso zu danken wie dem Haus Baden und Christoph Graf Douglas, die sich stets als faire und verständnisvolle Verhandlungspartner erwiesen haben. Für das Generallandesarchiv bildete so die Auktion selbst nur noch ein Nachspiel. Mit Hilfe des Fördervereins des Generallandesarchivs und von Spenden konnten einige Einzelstücke, die nicht zur Verhandlungsmasse gehört hatten, zum Archivbestand hinzuerworben werden. Soweit das Haus Baden Archivalien für Salem reserviert hatte, gab es freundlicher Weise Gelegenheit zur Bestandsaufnahme, im Einzelfall auch zur Verfilmung.

Die Archivalien – persönliche Nachlässe, Huldigungsschriften, Bau- und Gemarkungspläne, Photos u. a. – waren im Schloß innerhalb der Bibliothek gelagert. War bereits die Öffnung der Bibliothek selbst ein Glücksfall, so dürfen die wiederentdeckten Archivalien als Sensation gelten. Von ihrer Existenz wußte man nichts. Das großherzogliche Haus hatte bereits im 19. Jahrhundert ein „Familienarchiv“ im Generallandesarchiv deponiert und regelmäßig Nachträge angefügt. Die Ausgleichsverhandlungen des Jahres 1919 änderten daran wenig; auch die Markgräflische Verwaltung vervollständigte diesen Grundbestand noch über Jahrzehnte hin. Im Jahr 1919 selbst wurde das sog. „Geheime Kabinett der Großherzogin Luise“ hinterlegt. So schien die schriftliche Überlieferung des Hofes und der Familie weitgehend geschlossen in Karlsruhe

vorzuliegen bzw. ihren zeitlichen Anschluß im Familienarchiv in Salem zu haben. Unbekannt ist, was im Sickingen-Palais in Freiburg, dem Wohnsitz Großherzog Friedrichs II. (gest. 1928) und seiner Gemahlin Hilda bei dem Luftangriff am 27. November 1944 vernichtet worden war.

Der erste Befund im Neuen Schloß im Frühjahr dieses Jahres zeigte, daß dieses Bild nicht in allen Teilen stimmte. 1919 gelangte wohl ein großer Teil der schriftlichen Unterlagen ins Generallandesarchiv. Aber Großherzogin Luise lebte ja noch. Wie die Hofbibliothek, scheint damals auch alles, was sie als persönliche Erinnerung oder als Nachlaß ihres 1907 verstorbenen Mannes Friedrich I. betrachtete, und manches andere mehr aus dem Karlsruher Schloß nach Baden-Baden übersiedelt worden zu sein. Nach Luisens Tod im Jahr 1923 blieb die Zeit hier aber stehen – zumindest, was ihre Verlassenschaft betrifft. Wohl wurde die Bibliothek weiter verwaltet, auch vom Corps de Logis in den Küchen- und in den Kavalierebau verlagert, Behälter und Briefschatullen erhielten z. T. Aufschriften, aber an den Schriftenbestand als Ganzen scheint niemand mehr gerührt zu haben. Wo sich Verzeichnisse und eine erkennbare Ordnung erhalten haben, hatte Luise dies noch selbst veranlaßt bzw. ihren Geheimen Kabinettsrat Richard von Chelius damit beauftragt.

NACHLÄSSE

Dabei hielt gerade Großherzogin Luise mehr zurück als nur die eigenen Lebenszeugnisse und familiäre Korrespondenzen, wie sie sich seit ihrer Jugend in Berlin und Potsdam erhalten hatten. Aus Berlin ließ sie sich teils im Original, teils in Abschrift Briefe ihrer Mutter, der Königin und Kaiserin Augusta, übergeben; wohl nicht zufällig sind darunter solche aus den Revolutionsjahren von 1848/49. Autographen von Luisens Vater Wilhelm I. und ihrem Bruder Friedrich III. sind in ihren Schriftenverzeichnissen eigens vermerkt. Krankheit und Tod beider im Jahr 1888 trafen Luise hart. Sie war in dieser Zeit fast mehr in Berlin als in Karlsruhe; Zeugnis davon geben tägliche Telegramme. Im selben Jahr war auch Prinz Ludwig gestorben, der jüngste Sohn, der ihr wohl

Gnädigste Mamma!

Ich erlaube mir, die geate Viade zu schreiben, um
die du Obitone mein' interessanteste Dankes für
deinen Besuch des Dienstes Donnerstag Taggebungen.

Gern hätte ich gestern mit dir gestern meine Meinung
schriftlich zu dir überbracht, wenn mich nicht Angstlichkeit
und Müdigkeit davon abgehalten hätte; und heute kroch
in mir eine gewisse tiefere Müdigkeit, weil Alles, was
ich beginne mit glück und lieblos beurteilt wird, - aber
ich kann mich nicht entschließen, meine Dankesgeden länger
für dich zu schreiben, um meine Person zu unzulässiger Herz mit
meiner schuldigen Gesinnungen von dir abzuwenden.

Gestern und vorgestern selbst ich wiederholt die Dankes nicht

besonders nahestand; vermutlich sorgte Luise selbst dafür, daß sein schriftlicher Nachlaß erhalten blieb. Die Schicksalsschläge dieses einen Jahres hinterließen im Denken und Fühlen der Großherzogin tiefe Spuren. Die zahlreichen Zeugnisse fast übersteigter Frömmigkeit, die Bibelsprüche und Trostworte, die ihren Alltag wesentlich mitbestimmt zu haben scheinen, sind von diesen Todeserlebnissen her sicher besser zu verstehen.

Die Korrespondenz Großherzog Friedrichs I. liegt zwar zum größeren Teil schon lange im Generallandesarchiv, sie wird aber jetzt wesentlich ergänzt durch ein großes Konvolut von Briefen des Erbprinzen Friedrich II. aus einem Zeitraum von über 30 Jahren. Eine eigene Gruppe bilden daneben Briefe Großherzog Ludwigs II., für den sein Bruder Friedrich I.

1852 bis 1856 die Regentschaft führte. Die Hilferufe des musisch Begabten an seine Mutter Sofie und seine Brüder lassen die Leidensgeschichte des Schwerkranken ebenso ahnen wie eine bisher unbekannte Daguerrotypie, die zu den ältesten Fotos des Hauses Baden gehört.

Auch jüngere Nachlaßteile gehören schließlich zu diesem überraschend großen Bestand an persönlichen Zeugnissen der Dynastie. Der Nachlaß Großherzog Friedrichs II. ging zwar wohl, wie oben erwähnt, in Freiburg verloren. Einzelnes blieb aber in Baden-Baden zurück, darunter eine Sammlung von Telegrammen aus der Zeit unmittelbar vor seiner Abdankung im Spätjahr 1918. Korrespondenz seiner Schwester Victoria, der Königin von Schweden, reicht über die Zeit der Monarchie hinaus.



Grußadresse der Badener in Konstantinopel zum 50-jährigen Regierungsjubiläum Friedrichs I., 1906

Aufn. GLA



Grußadresse der Freien Künstlervereinigung Baden zur Goldenen Hochzeit Friedrichs I. und Luises, 1906

Aufn. GLA

HULDIGUNGSADRESSEN

Den Schwerpunkt der Überlieferung bildet aber doch die Regierungszeit Friedrichs I. (1856–1907). Daß das Andenken daran einem Dornröschenschlaf verfiel, mag zunächst äußerliche Gründe gehabt haben: Das Schloß war seit 1923 nur noch zeitweise bewohnt. Der Stillstand zeigt aber im Grunde auch einen Wandel an, der lange vor dem Ersten Weltkrieg einsetzte. Die Epoche nach der Reichsgründung, die Selbstfeier der Nation, die sich als Erbe und Vollender der deutschen Geschichte verstand, hatte ihren eigenen Repräsentationsstil entwickelt. Der Großteil der über 500 Jubiläumsadressen an Friedrich I. und Luise ist diesem Nationalstil verpflichtet. Der Anteil des Großherzogs an der Reichsgründung und die besondere Verbindung zu Preußen durch Luise bilden dabei Leitmotive. Die Anlässe häuften sich; seit den 1880er Jahren war in kurzen Abständen eine Reihe von runden Geburtstagen, Hochzeits- und Regierungsjubiläen zu begehen, zuletzt der 80. Geburtstag Friedrichs I., seine 50-jährige Regierung und die Goldene Hochzeit des „Hohen Paars“ im Jahr 1906. Hermann Götz, Professor an der Kunstgewerbeschule und Regisseur zahlloser Aufzüge und Inszenierungen vor der Jahrhundertwende, war der Karlsruher Exponent dieser Festkultur; mit seinen Entwürfen zu Grußadressen und Weihegaben war er für eine ganze Generation stilbildend. Um 1900 traten badisch-heimatländische Motive neben die nationale Ikonographie um die Germania, der Jugendstil ließ die dekorativen Versatzstücke der Neorenaissance verschwinden. Mit dem Regierungswechsel von 1907 scheint aber diese ganze Gattung der Grußadressen ihre Bedeutung verloren zu haben. Das politische Klima im Land wurde rauer, der neue Großherzog übernahm nicht die Rolle des hochverehrten „Landesvaters“, in die Friedrich I. hineingewachsen war. Vollends nach 1918 interessierte sich niemand mehr für die Prunk- und Schaustücke des 19. Jahrhunderts – mit ein Grund dafür, daß sie sich meist hervorragend erhalten haben. Die Jubiläumsadressen aus Baden-Baden zeigen das Kunsthandwerk des Historismus auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit. Erlesene Materialverarbeitung bei den Einbänden, kostbare Miniaturen

und Vignetten auf den kalligraphischen Textblättern machen sie zu einer wertvollen Quelle für die offizielle Kunst ihrer Zeit. Quellen sind sie aber auch für die politische und wirtschaftliche Führungsschicht des Kaiserreichs in ihrem Verhältnis zum Landesherrn. Die Auftraggeber reichen von Landtag, Kirchen und Universitäten, von den Städten und Gemeinden des Landes über Wirtschaftsverbände und kulturelle Vereinigungen bis zu Einzelfirmen und Privatleuten. Es ist „Honoratiorenkunst“ mit eigenem Wort- und Formelschatz und mit eigenem ikonographischem Kanon. Die Gattung demonstriert die Stabilität der Monarchie und der bürgerlichen Sozialordnung am Vorabend von deren Untergang.

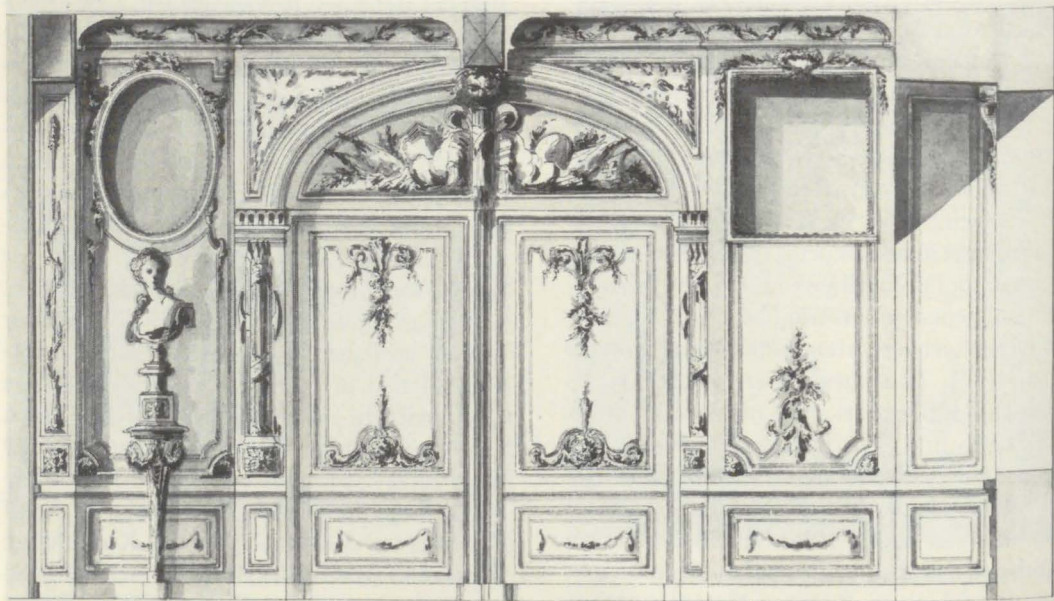
HOFBEHÖRDEN

Wie die Huldigungsadressen zeigen die Akten der Hofbehörden – Oberhofmarschallamt, Oberstkammerherrenamt, Küchenmeisterei u.a. – vor allem das höfische Zeremoniell. Festordnungen, Theaterzettel, Belegungslisten für die Manöverbesuche, Gäste- und Menübücher, Vorträge im Karlsruher Schloß, peinlich genaue Abrechnungen über Geschenke, Lohnlisten, nicht zuletzt die Besuchsprogramme Luises in den Kriegslazaretten lassen die Dichte des Protokolls, das tägliche Arbeitspensum der Regenten nachvollziehen. Den bedeutendsten Bestand in dieser Gruppe bilden aber zweifellos die Pläne des **Großherzoglichen Hofbauamts**. Unter der Leitung von Karl Joseph Berckmüller (1853–1878), Jakob Hemberger (1878–1899) und Heinrich Amersbach (1899–1918) hatte das Hofbauamt wesentlich mehr Bauten zu betreuen als nur die landesherrlichen Schlösser – obwohl sie allein zur Betätigung für ein Bauamt ausgereicht hätten, wenn man an die Umbauten im Baden-Badener Schloß, im Palais in Badenweiler oder im Sickingen-Palais in Freiburg denkt. Dabei ist die leopoldinische Ausgestaltung des Neuen Schlosses in Baden-Baden unter den ca. 2000 Bauplänen leider kaum vertreten; für Baden-Baden beschränkt sich der Planbestand auf Entwürfe zu Außenanlagen von Karl Philipp Dyckerhoff (1864–1877) und zur Innenausstattung von Hemberger und Friedrich Ratzel (1899–1904). Mit den verschollen geglaubten

Baupläne Ratzels zum städtebaulich wichtigen Victoria-Pensionat – der heutigen Kinderklinik – in Karlsruhe sei wenigstens ein Beispiel der zahlreichen anderen Projekte des Hofbauamts genannt, die es entweder selbstständig ausführte oder zumindest begutachtete. Krankenhäuser, Bäder, Erholungsheime, Schulen, Gefängnisse und ähnliche Gebäude in ganz Baden gehören in diese Reihe; oft entstanden die Pläne im Zusammenhang mit Projekten des Badischen Frauenvereins und führen so, wie Pläne zu Arbeiterwohnungen, in den weitgespannten sozialen Arbeitsbereich der Großherzogin Luise. Auch unausgeführte, aber architekturgeschichtlich bedeutende Entwürfe finden sich. Am Wettbewerb für das großherzogliche Mausoleum im Hardtwald beteiligte sich beispielsweise auch Josef Durm; die Ausführung von Hemberger (1889–1896) beruhte schließlich aber auf Entwürfen des erzbischöflichen Baumeisters Franz Baer, die jetzt im Baden-Badener Bestand aufgetaucht sind. Last but not least ist der badische Architektenheros selbst zu nennen: Zeitlich isoliert und eigentlich unauffindbar zwischen Gemarkungsplänen von Bauschlott trat ein Teil jener

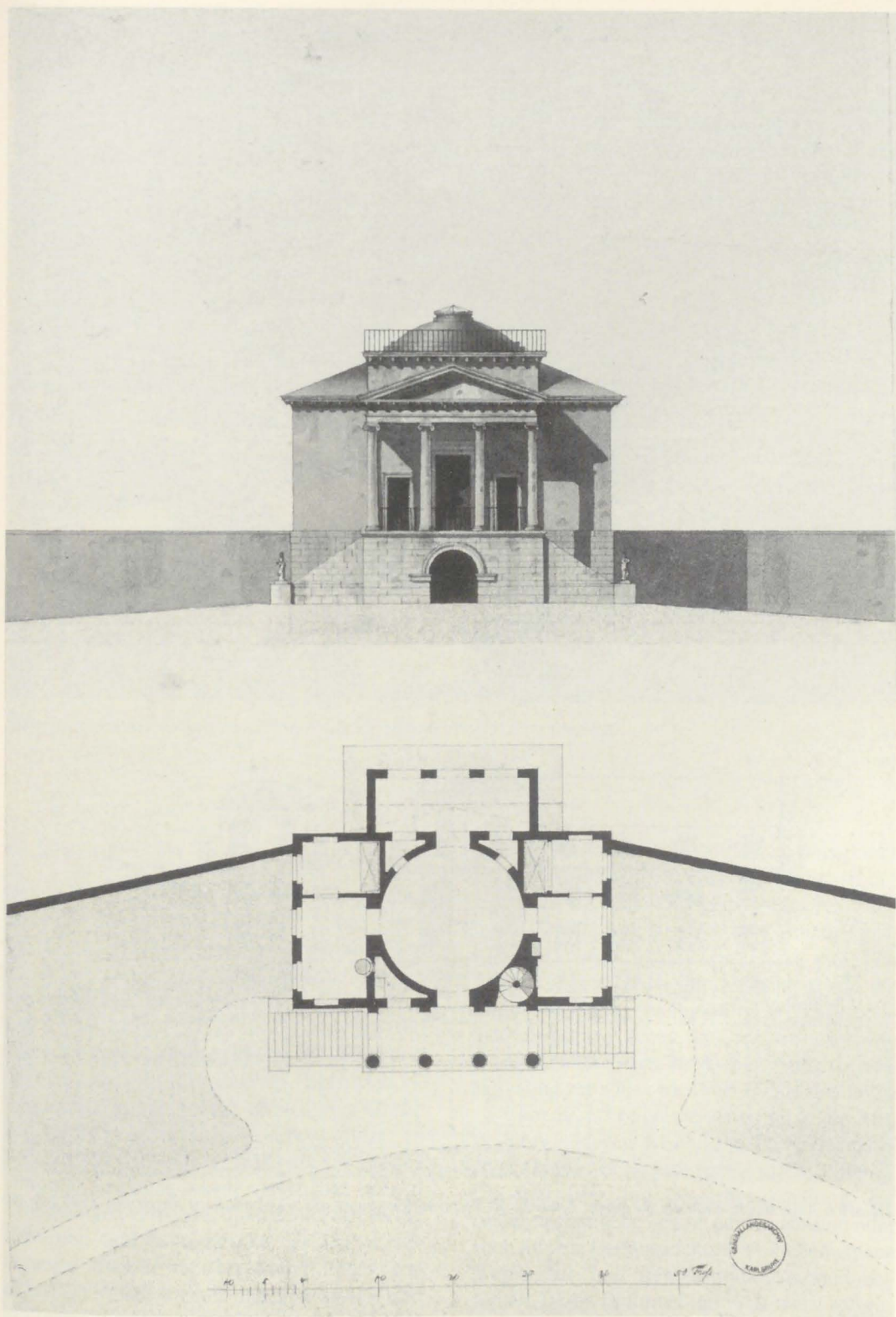
frühen Studien Friedrich Weinbrenners zu Sakralbauten zu Tage, die auf seine Reise nach Berlin im Jahr 1791 zurückgehen. In der Reduktion auf reine, kubische Formen kündigte sich mit diesen Arbeiten das revolutionär-klassizistische Lebenswerk Weinbrenners an. Die Entwürfe zu einem Kuppelzentralbau, orientiert am Pantheon, sollte viele Jahre später in der Karlsruher St. Stephanskirche Wirklichkeit werden.

Der Zahl nach weniger gewichtig als die Baupläne, reichen auch die handgezeichneten Gemarkungspläne immerhin bis ins 18. Jahrhundert zurück. Sie sind z.T. wohl bei der fürstlichen Domänenverwaltung entstanden. Der bedeutendste Plan, eine Karte der jungen Residenzstadt und des Hardtwalds aus dem Jahr 1775 von C. C. Vierordt, mißt fast vier Quadratmeter. Mit Hilfe von aufgeklebten Zusätzen ist dabei die Stadtentwicklung fortgeschrieben. Die Umwandlung des barocken Schloßparks in einen englischen Landschaftsgarten aus der Zeit um 1790, Zubauten im Hardtwald und Überbauungen am Zirkel und nördlich und südlich der Langen Straße (Kaiserstraße) markieren wichtige Etappen der Stadtgeschichte vor 1800.



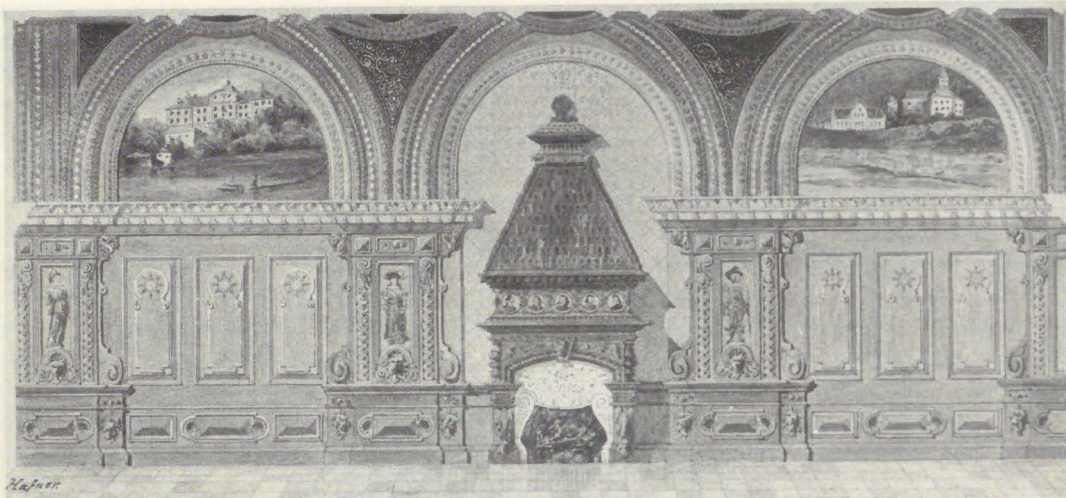
Entwurf zu einem unbekanntem Schloßinnenraum, um 1770

Aufn. GLA

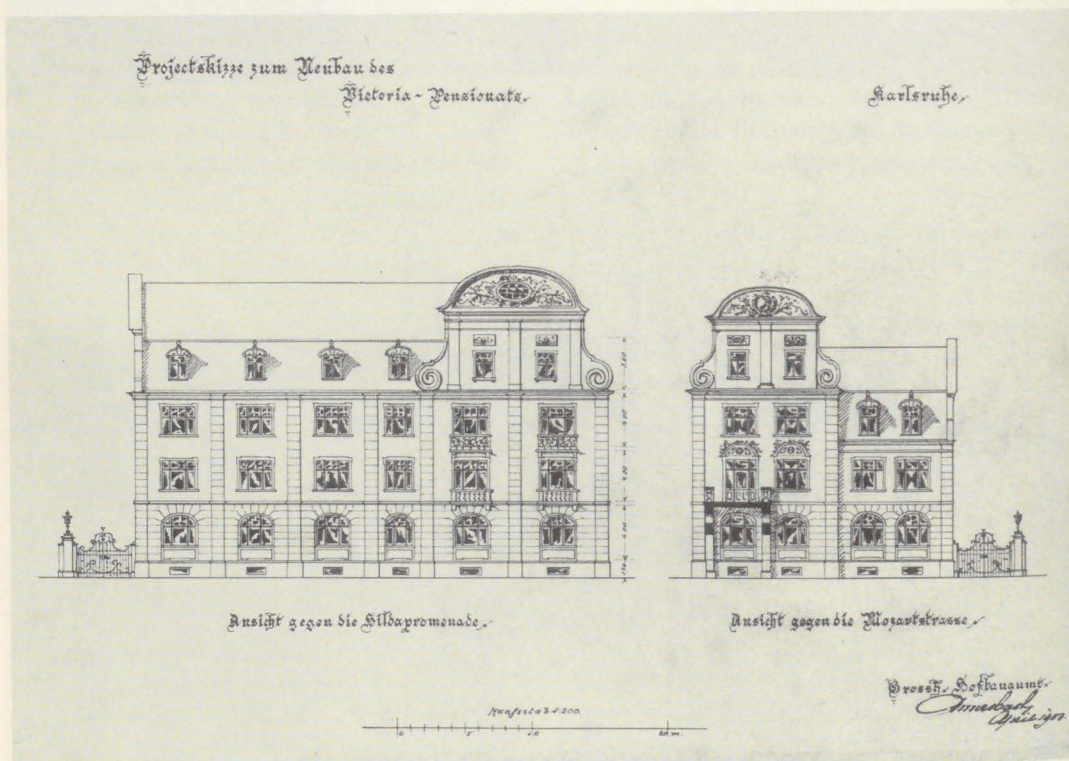


Friedrich Weinbrenner, Entwurf zu einem Zentralbau mit flacher Kuppel, nach 1791

Aufn. GLA



Gustav Hafner/Jakob Hemberger, Entwurf zu einem Innenraum des Neuen Schlosses in Baden-Baden mit Wandgemälden der Schlösser Mainau und Zwingenberg, um 1890 Aufn. GLA



Heinrich Amersbach, Entwurf zu einem Neubau des Victoria-Pensionats am Haydnplatz in Karlsruhe, 1903 Aufn. GLA



Unterrichtszimmer im Victoria-Pensionat in der Kaiserstr. 241, Foto um 1890

Aufn. GLA

BILDER UND PHOTOGRAPHIEN

Der dokumentarische Gehalt der überreichen Bildersammlung ist z.Zt. noch kaum abzuschätzen – innerhalb des Gesamtbestands von ca. 75 lfd. m umfassen allein die Bildmappen, die Photoalben und die Kästen mit losen Photographien etwa 30 lfd. m. Dabei fällt die Sammlung von Porträts des Hauses Baden und des verwandten europäischen Hochadels – meist Lithographien oder Photos von Gemälden – nach ihrem Quellenwert weniger ins Gewicht; die Gattung war ja bereits zur Vervielfältigung bestimmt, wurde verschenkt oder in Großauflagen verbreitet (man denke nur an die Behörden- und Schulporträts des alten Großherzogs). Die nur kurz beachteten Photos aus aktuellem Anlaß stellen dagegen sozial- und kulturgeschichtliche Quellen ersten Ranges dar. Sie reichen bis in die Frühzeit der Photo-

graphie zurück, ihren qualitativen Höhepunkt erreichen sie in den Jahren vor und nach der Jahrhundertwende. Oft sind ephemere Ereignisse wie Manöver, Paraden oder Aufzüge festgehalten, z.T. in so dichter Folge, daß sich Abläufe rekonstruieren lassen. Damit sind die Photos zugleich Quellen für die „Öffentlichkeit“ selbst; sie geben darüber Auskunft, wie das Publikum eines politischen Auftritts aussah – und vor allem, wie groß es eigentlich war.

Ephemere Ereignisse waren auch die Ausstellungen, deren Bedeutung im wirtschaftlichen Boom der Gründerjahre rasch zunahm. Die Industrie- und Gewerbeausstellung, die landwirtschaftliche Schau, der Kunstsalon oder auch nur die Podiumsdekoration ließen eigene Architektur- und Repräsentationsformen entstehen. Deren Dokumentation ist meist schwierig; entsprechend dem rasch vergessenen Anlaß haben sich Aufnahmen davon selten erhal-

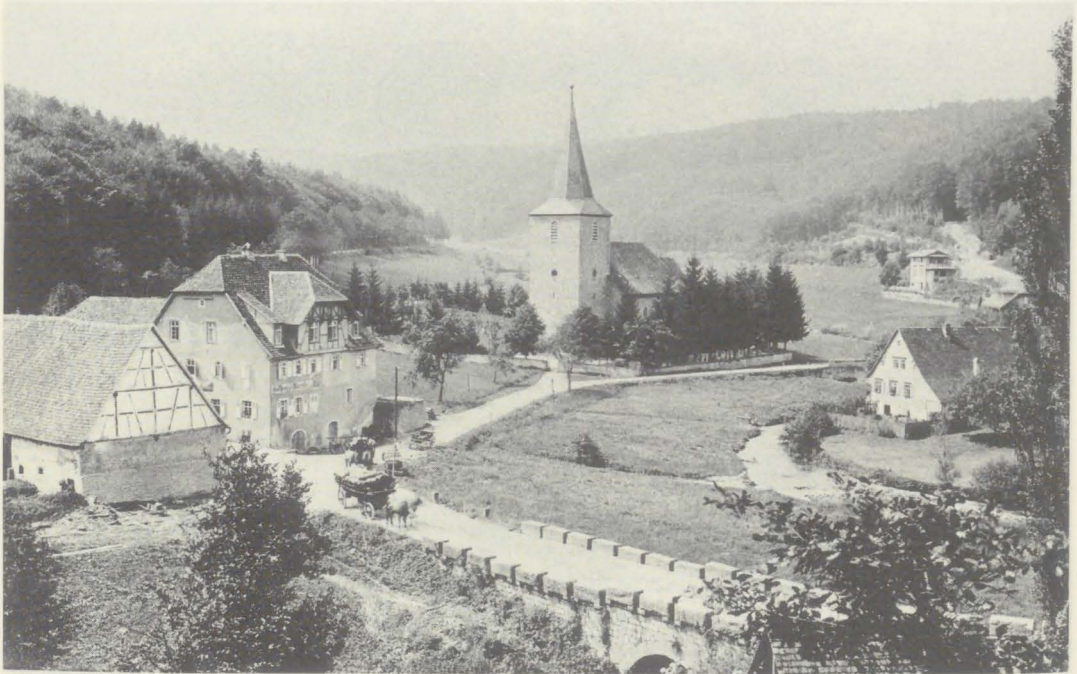
ten. Da die Eröffnung im Beisein des Großherzogs aber zu den höchsten Ritengraden der bürgerlichen Gesellschaft gehörte, ist der Baden-Badener Photobestand voll von Erinnerungsalben dieser Art.

Unersetzliche sozialgeschichtliche Quellen sind nicht zuletzt die Innenaufnahmen von Schulen, Anstalten oder Krankenhäusern. Auf Vollständigkeit bedacht, halten sie unbestechlich die hierarchische Abstufung der Installationen und des Mobiliars fest; sie zeigen lehrbuchartig die Klassengesellschaft der Kaiserzeit. Daß die Architekturphotos dabei oft Gebäude

medizinischen Geräten u. ä. sei schließlich die technikgeschichtliche Bedeutung der Sammlung hervorgehoben.

RESUMEE

So stellen die Archivalien aus dem Neuen Schloß in Baden-Baden einen Makrokosmos eigener Art dar. Sie dokumentieren eine „Sozialgeschichte von oben“. Überlieferungsgeschichtlich greifen sie fast überall nahtlos in die Komplementärbestände des Generallandesarchivs, die sich jetzt wesentlich geschlossener präsentieren. Der Baden-Badener Fonds läßt



Marzell. Aus der Fotokassette des Schwarzwaldvereins zum 70. Geburtstag Friedrichs I., 1896

·Aufn. GLA

dokumentieren, die im 2. Weltkrieg oder danach zerstört wurden, versteht sich schon fast von selbst. Es sind jedoch auch Gebäude darunter – wie der Schloßpark-Pavillon von Heinrich Hübsch –, die noch im 19. Jahrhundert wieder verschwunden sind. Die historischen Aufnahmen von Schloßinterieurs gehören zur Grundausstattung der Denkmalpflege. Mit Abbildungen von Eisenbahnen, Schiffsinnenräumen,

aber zugleich erst jetzt, bei der Zusammenführung mit dem Familienarchiv und den anderen Karlsruher Beständen, ein Merkmal der Monarchie deutlicher werden, das bisher nur in Umrissen erkennbar war: den langsamen Rückzug des Großherzogpaares aus der Öffentlichkeit am Jahrhundertende. Skeptisch gegenüber der wilhelminischen Politik und doch abhängig von ihr, betroffen von der innenpolitischen

Lagerbildung, tief erschüttert durch familiäres Unglück, spielte für die Regenten der private Bereich eine immer größere Rolle; dazu gehörten auch die vermehrten Aufenthalte in den Schlössern außerhalb der Hauptstadt. Die fragile Einheit von öffentlichem und privatem Auftritt des alteuropäischen Adels war verloren. Nur folgerichtig blieb so gerade die persönliche Korrespondenz der Familie unangetastet beisammen – das Private hatte seine eigene, früher unbekannte Bedeutung erhalten. Die

Sammlung der Huldigungen, die Zeugnisse öffentlicher Ehrung und sozialer Leistung widersprechen dem nicht. Sie lassen diesen Hintergrund eher wie durch ein vorgelegte Folie durchscheinen.

Anschrift des Autors:
Konrad Krimm
Generallandesarchiv Karlsruhe
Nördl. Hildapromenade 2
76133 Karlsruhe



Bucheinband aus der markgräflichen Bibliothek

(Foto: GLA)

Ankauf der markgräflichen Bibliothek aus dem Neuen Schloß in Baden-Baden

Die Existenz einer größeren Bibliothek im Neuen Schloß in Baden-Baden war der Badischen Landesbibliothek (BLB) bis zum April 1995 nicht bekannt. Die Direktion konnte davon ausgehen, daß sie in der für den Oktober geplanten Auktion des Hauses Sotheby's nicht fündig werden würde.

Dies änderte sich schlagartig, als Anfang Mai die Oberfinanzdirektion Karlsruhe eine Liste der zu versteigernden Objekte oder Objektgruppen erhielt. Hier fand sich unter Nr. 90 eine geschlossene Bibliothek verzeichnet, unter Nr. 95 eine Sammlung von Photoalben, die vor allem für das Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) von hohem Interesse war. Über das GLA ging der BLB nicht nur die Information selbst, sondern auch das Typoskript des Sotheby's-Kataloges für die Büchersammlung zu. Nach damaligem Stand war die Versteigerung der Bücher und Manuskripte unter 365 Einzelnummern (Altdrucke, illustrierte und Prachtwerke) oder Konvoluten (überwiegend thematisch geordnet) mit zum Teil hunderten von Titeln als Band 6 des heute siebenbändigen Kataloges geplant.

Es war zu befürchten, daß diese Bibliothek durch die Versteigerung auseinandergerissen und auf eine Vielzahl von Besitzern verteilt würde. Daher wurden unverzüglich Kontakte zum Geschäftsführer von Sotheby's Deutschland & Österreich, Dr. Christoph Graf Douglas, hergestellt. Da die Badische Landesbibliothek 1918 aus der Großherzoglichen Hofbibliothek hervorgegangen ist, war es für alle an den Kaufverhandlungen beteiligten Personen von vornherein klar, daß auch die Privatbibliothek der badischen Großherzöge vernünftigerweise ungeteilt in die BLB überführt werden sollte, um deren Altbestände zu ergänzen. Dies er-

leichterte das weitere Vorgehen erheblich, obwohl die Voraussetzungen für einen Ankauf durch das Land Baden-Württemberg in Anbetracht der äußerst knappen Haushaltsmittel alles andere als günstig waren.

Am 17. 5. 1995 fand eine erste Besichtigung der Schloßbibliothek in Baden-Baden statt. Es folgte am 23. 5. 1995 eine ausführliche inhaltliche Inspektion durch die Experten der BLB für Handschriften und alte Drucke, Dr. Stamm und Dr. Schlechter. Die Bücher waren zu diesem Zeitpunkt in Regalen oder in Stapeln auf dem Boden in einem Saal sowie in mehreren Räumen des ehemaligen, stark renovierungsbedürftigen Küchentraktes untergebracht und zum großen Teil grob sachlich geordnet. Im Saal standen die von Sotheby's für besonders wertvoll erachteten Bände. Keiner der leicht feuchten Räume war heizbar, im Küchentrakt fehlte in einigen Zimmern elektrisches Licht. Aufgrund der völlig inadäquaten Unterbringung hatten einige Einbände Schimmel ange-setzt. Besonders die Bücher, die auf dem Boden lagen, waren stark verschmutzt.

Als erfreulich erwies sich dagegen der Inhalt. Wie schon aus dem Verkaufskatalog von Sotheby's hervorgegangen war, besteht die Sammlung aus etwa 40 000 Titeln. Von einigen offensichtlich erst im 19. Jahrhundert erworbenen Altdrucken (Johannes Reuchlin, Philipp Melancthon, Matthäus Merian, Johann Daniel Schöpflin, Martin Gerbert) abgesehen, liegt der Schwerpunkt der Bibliothek im 19. Jahrhundert. Es dominiert die in Baden oder über Baden erschienene Literatur auch außerhalb der in den Sotheby's-Listen genannten Bereichen, so im Falle von Eisenbahnbau (u. a. Die Badische Eisenbahn. Sammlung von Constructionen der hauptsächlichsten Bauwerke, Ma-

DIE BADISCHE EISENBAHN

SAMMLUNG VON CONSTRUCTIONEN

der hauptsächlichsten

BAUWERKE, MASCHINEN UND FAHRZEUGE

Bestehend in zwei Abtheilungen von 103 Blättern



II. Abtheilung in 45 Blättern
enthaltend die Bauwerke der Bahnabtheilung von

OFFENBURG BIS HALTINGEN

der ZWEIGBAHN von OOS nach BADEN so wie des badischen Antheils der MAIN-NECKAR EISENBAHN

als Fortsetzung des im Jahre 1852 in 10 Blättern erschienenen Jahrbuches der 1. Abtheilung von Mannheim bis Heidelberg

Verlage zu der im Jahre 1852 gegebenen 4^{ten} Geschäftsaufzeichnung der badischen Eisenbahnbau

Verwaltung zu Karlsruhe auf dem technischen Bureau. Verlegt durch die Verlagsanstalt von Neuberger & Neuberger

Die Badische Eisenbahn. Sammlung von Constructionen der hauptsächlichsten Bauwerke, Maschinen und Fahrzeuge, Abt. 2, Karlsruhe 1852, Titelblatt.

schinen und Fahrzeuge, Abt. 1–2, Karlsruhe 1844/45–1852), Gesundheitswesen, Militärgeschichte, Kunst- und Universitätsgeschichte. Eine besonders wertvolle Abteilung ist die der Reise- und Entdeckungsliteratur in oft prachtvoller und reichillustrierter Ausstattung (u. a. Maximilian Prinz zu Wied und Neuwied: Reise in das innere Nord-America in den Jahren 1832 bis 1834, Koblenz 1839–1841; Erik Jönsson Dahlberg: Suecia hodierna et moderna, Stockholm 1691–1715). Weitere Gruppen, beispielsweise große Konvolute zur Geschichte des Roten Kreuzes sowie zum Fürsorge- und Gesundheitswesen, lassen sich auf einzelne Persönlichkeiten des Hauses zurückführen, in diesem Fall auf Großherzogin Luise (1838–1923). Schließlich findet sich hier eine größere Musiksammlung mit gedruckten und handschriftlichen Partituren.

Zu den für Karlsruhe besonders wertvollen Einzelstücken gehören ein Exemplar der Erstausgabe von Johann Peter Hebels Alemannischen Gedichten (Karlsruhe 1803) mit zahlreichen Einträgen von der Hand des Dichters sowie eine in Anlehnung an mittelalterliche Handschriften illustrierte Ausgabe des gleichen Werkes (Karlsruhe 1856), die zusätzlich auf eingebundenen Blättern mit ganzseitigen Aquarellen von verschiedenen Künstlern (z. B. von Friedrich Würthle) versehen wurde. Den Band erhielten Großherzog Friedrich I. (1826–1907) und Großherzogin Luise anlässlich ihrer Hochzeit 1856 von den Amtsbezirken Müllheim und Schopfheim als Geschenk. Ansonsten ist der Bereich der schönen Literatur, mit Ausnahme einer großen Sammlung französischer Werke, nicht sehr groß, ebenso der der wissenschaftlichen Literatur im engeren Sinn.

Als besonders schätzenswert stellt sich die Ausstattung vieler Bände dar, die nicht selten durch private, rote Maroquineinbände geschützt werden, zum Teil mit Supralibros. Ihnen zur Seite stehen aufwendige Verlagseinbände des 19. Jahrhunderts sowie Unikate in Sonderausstattung, im Regelfall Dedikations-exemplare, weiter Bände mit handschriftlicher Widmung, beispielsweise von Hans Thoma. Es handelt sich bei der Büchersammlung alles in allem um eine typische Fürstenbibliothek des 19. Jahrhunderts, deren Ensemblewert weit über dem Preis der Einzelstücke liegt. Ihre Bedeutung für die BLB ist zum einen im spezifisch badischen Bezug zu sehen, zum anderen im Reichtum der Literatur des 19. Jahrhunderts allgemein. Gerade für diesen Zeitraum weisen die Bestände der BLB aufgrund der

Zerstörung des Hauses im Jahr 1942 große Lücken auf.

Auf der Basis eines von Dr. Stamm nach dieser Inspektion erstellten Gutachtens wurde der Ankauf der Sammlung beim Ministerium beantragt; der Preis sollte zu diesem Zeitpunkt 3 bis 3,5 Millionen Mark betragen. Bereits Ende Mai signalisierte die Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg ihre prinzipielle Bereitschaft zur Mitfinanzierung des Kaufs. Das Ministerium mahnte allerdings Eigenleistungen an. Am 1. 6. 1995 fanden erste Verkaufsverhandlungen zwischen den Landesbevollmächtigten Dr. Ehrle und Prof. Dr. Schwarzmaier sowie Dr. Christoph Graf Douglas statt. Einen Tag später konnte man sich auf eine Verkaufssumme von 2,5 Millionen Mark einigen. Sowohl Sotheby's als auch BLB und GLA waren an



Maximilian Prinz zu Wied und Neuwied: Reise in das innere Nord-America in den Jahren 1832 bis 1834, Koblenz 1839–1841: Zusammenkunft der Reisenden mit Monnitari Indianern.

Junter Schlag: Wie wird's mit uns?
Will der Schanzl nimmis, se mag er use

*1. Rang
2. Rang*

~~zu dir cho.~~

Unter Steine ~~hummel~~ mit dine bitwellige Schritte

wieder über d' Strof. Jez göhmer sären

Recht

~~Hauige~~ ^{oben} ~~und~~ ^{ins Nebland} ~~Häge~~ ^{un} ~~und~~ ^{oben an} ~~Wörtle.~~

Lucg e wenig use wer stöht döt oben am Fenster

in s'im neue Chäpft, mit sine frändlichen Luge?

Meig di sin, zeig wie, und sag: »Gott grüßich Her Pfarrer!«

Jez gohts Thumrige zu, — ~~so hen der~~

~~aber 's machs der gränge Chammer.~~ —

~~ob der's der Heinet~~

~~auf helst, oder nit, se gumpfich ebe, wie s~~
~~dir ofalt, igibua~~
~~über's Stettich ab, und fust in d' Lörre-~~
~~cher Matte.~~

und bindl: egesth luvf, luvf nit wiff gung, i wiff wiff ab i na woffgum.

~~Nimm di e wenig in Acht, sebst döt im Grüne sel Ehräng nit?~~

~~Wart, was werde d' Stettener sage, wenn~~

~~so ofahre,~~
~~was de i' Hufe bosget heß! Doch gheit es~~
~~di wenig.~~

Aber wie de gohst vom Bergwerch abe go Schopfe,

bis an Stetten aben uf diner steinige Landstros,

bald am linke Bord, bald wieder ehen am rechte

zwischenem Faschinat, wirsch allwil größer und schöner,

freudiger allwil, und schaffig, was me cha sage.

Wo di liebigen Othem weihet, wie färbe si der Nase

grüner rechts und links, wie söhn mit gräftige Triebe

neui Ehräter uf, wie stän in höhere Farbe

*2**
Stamm dich, d' Balle, wie man g'frid
schon nit, egesth nit, d' g'füllig g'füllig
minst' d' Linder g' mit d' d' d' d' d'
d' g'füllig mit woff d' d' d' d' d' d'
g'füllig mit woff d' d' d' d' d' d'

Johann Peter Hebel: Allemannische Gedichte, Karlsruhe 1803 (Handexemplar des Dichters).

einer schnellen Übernahme interessiert, da die Räume zum einen für die Auktion gebraucht wurden, zum anderen die Bibliothek immer noch relativ ungeschützt, konservatorisch bedenklich und für verschiedene Personen zugänglich untergebracht war.

Etwa zeitgleich wurde auf Veranlassung des Ministeriums der Freiburger Historiker Prof. Dr. Dieter Mertens um ein Gutachten gebeten. Seine Stellungnahme bestätigte das Urteil, das sich die BLB gebildet hatte. Mertens betonte den hohen Quellenwert der Sammlung für die badische Geschichte des 19. Jahrhunderts, da in erheblichem Umfang Werke erhalten seien, die die wirtschaftliche, technische, soziale und kulturelle Entwicklung des Landes widerspiegeln. Ebenfalls hohen Quellenwert habe die Reise- und Entdeckungsliteratur. Vor

allem aufgrund des Ensemblewerts sei der Ankauf durch das Land und die Aufstellung in der BLB sehr zu begrüßen.

Ebenfalls im Juni setzten verschiedene Aktivitäten ein, deren Ziel es war, einen Teil des Kaufpreises durch Spenden zu finanzieren. Die Badische Bibliotheksgesellschaft (BG) stellte DM 50 000.— zur Verfügung, und die Wilhelm-Baur-Stiftung stimmte zu, daß eine frühere Spende in Höhe von DM 75 000.— an die BG zur Finanzierung des Ankaufs der Schloßbibliothek verwendet werden konnte. Ein Aufruf des Vorstandes der BG an die Mitglieder, durch eine Spende den Transport der Schloßbibliothek in die BLB zu finanzieren, erbrachte mehr als hundert Einzelspenden im Gesamtwert von etwa DM 16 000.—. Die Buchhandlung Mende stiftete für den gleichen



Original-Aquarell von Wilhelm Dürr. — In: Johann Peter Hebel: *Allemannische Gedichte*, Karlsruhe 1856: *Der Karfunkel*.

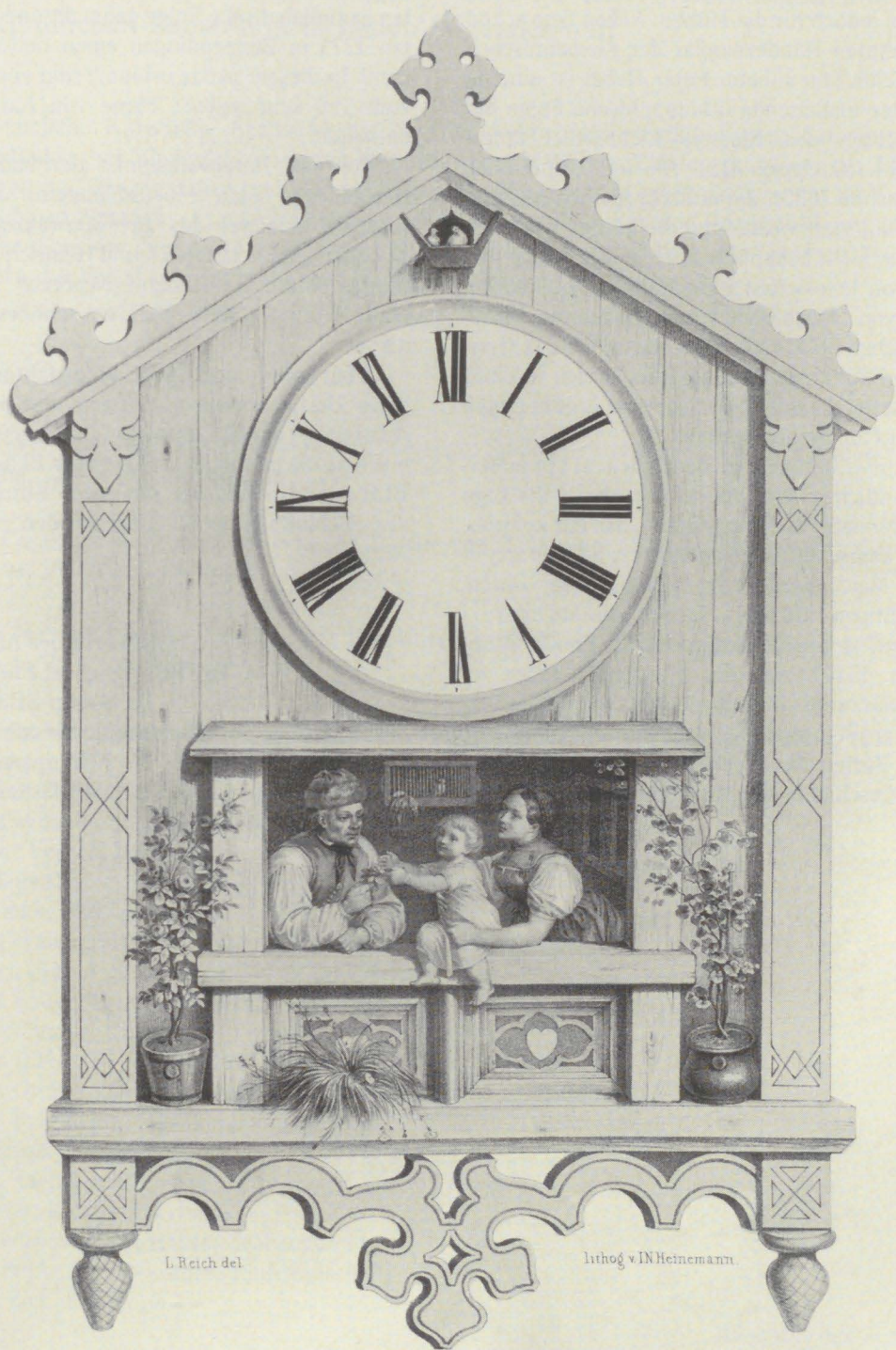
Zweck weitere DM 14 000.—. Parallel dazu hatten sich die an Käufen aus dem Versteigerungsgut interessierten Landesinstitutionen mit der Bitte um Spenden an die Öffentlichkeit gewandt. Ein Sponsorentreffen fand am 12. 7. 1995 statt. Jede beteiligte Institution führte ein eigenes Spendenkonto; die BLB erhielt auf diese Weise DM 10 000.— vom Kernkraftwerk Philippsburg, DM 10 000.— von der Stiftung Hirsch (Hirsch-Reisen Karlsruhe) und DM 3000.— aus Einzelspenden. Auch das GLA erhielt zusätzliche Spenden, unter denen die Zuwendungen der Gemeinde Karlsdorf-Neuthard mit DM 25 000.— und der Oberrheinischen Stiftung für Geschichte und Kultur mit DM 5000.— hervorragten. Insgesamt wurden immerhin über 200 000.— DM an Spenden für den Ankauf und den Transport der Schloßbibliothek erbracht, ein sehr beachtliches Ergebnis, wenn man berücksichtigt, daß auch für den Ankauf von Kunstgegenständen für das Badische Landesmuseum und andere Institutionen zahlreiche Spenden eingeworben wurden. Den weit überwiegenden Teil des Kaufpreises (ca. 2,3 Millionen Mark) muß jedoch die beim MWF angesiedelte Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg übernehmen, der auch an dieser Stelle für ihre rasche und unbürokratische Hilfe zu danken ist.

Obwohl es schon Anfang Juni zu einer prinzipiellen Einigung bezüglich des Kaufs gekommen war, gingen die Kaufverhandlungen zwischen dem MWF und der markgräflichen Verwaltung wegen Differenzen über die Einbeziehung weiterer Sammlungen in die Kaufmasse nur langsam voran. Am 29. 8. 1995 informierte das Auktionshaus Sotheby's die BLB von der Notwendigkeit sofortiger Übernahme, da die Räume, in denen die Sammlung untergebracht war, für die Versteigerung benötigt wurden. Bei einem Ortstermin am folgenden Tag stellte sich heraus, daß der Hof des Schlosses nur bis zum Wochenende mit Lastkraftwagen passierbar sei, so daß der Transport an den nächsten beiden Werktagen abgewickelt werden mußte. Der Auftrag für den Umzug ging an eine Münchener Kunstspedition, die mit Sotheby's eng zusammenarbeitete und sich schon am folgenden Tag einsatzbereit zeigte. Ebenfalls am 30. 8. 1995 fanden in der BLB die organisatorischen Vorbereitun-

gen für die provisorische Unterbringung der mit Büchern gefüllten Umzugskartons statt.

Der Umzug selbst begann am Morgen des 31. 8. 1995. Die Münchener Spedition stellte kurzfristig acht Personen und drei Kleinlaster. Dr. Ehrle, Herr Hauser und Dr. Schlechter packten die im Saal untergebrachten, wertvolleren Bücher. Eine ursprünglich geplante separate, vorgezogene Abholung war aufgrund der Zeitnot nicht möglich, ebensowenig wie eine gruppenweise Verpackung, die die spätere Bearbeitung erleichtert hätte. Ab dem späten Morgen fuhren die ersten Transporter nach Karlsruhe. Dort wurden die auf Paletten gelagerten Kartons in den Flur vor der Titelaufnahme gebracht, von wo sie durch die Hausmeister und die Magaziner des Hauses an die provisorischen Standorte zu transportieren waren. Da von der Spedition bis ca. 21.30 Uhr gepackt wurde, endete der Umzug trotz der ungünstigen baulichen Gegebenheiten in Baden-Baden, die beispielsweise die Nutzung eines größeren Lastkraftwagens unmöglich machten, schon am Mittag des Folgetages. Insgesamt wurden 1055 bis zum Rand gefüllte Umzugskartons sowie der Inhalt von zehn Rollwägen überführt. Ein besonders markierter Teil der Kartons (270 Einheiten) fand Aufstellung im Handschriftenmagazin, der Rest im 4. und 5. Stock des Geschlossenen Magazins. Die Kosten für den Umzug beliefen sich auf ca. DM 33 000.—. Separat wurde am 1. 9. 1995 vom GLA der ihm zugefallene Anteil abgeholt, neben eigentlichen Archivalien auch die Sammlung von Gratulationsbänden sowie die Photoalben.

Zur Zeit sind die Kartons bereits ausgepackt, die Bücher provisorisch aufgestellt und grob sortiert. Leider bestätigten sich die früheren Beobachtungen: ein nicht geringer Teil ist aufgrund der langen Vernachlässigung der Sammlung zumindest leicht schimmelgeschädigt. Es wird umfangreicher Restaurierungsmaßnahmen bedürfen, um diese Bücher für die Benutzung zugänglich zu machen. Ein weiteres Problem besteht darin, daß der Zugang von etwa 40 000 Bänden den regulären Jahreszuwachs der BLB übertrifft und daß die Bearbeitung dieses Bestandes nur mit zusätzlichem Personal innerhalb eines überschaubaren Zeitraums zu leisten sein wird.



Gezeichnet v. IN Heinemann. Hufingen.

Musterblätter für die Uhrenschildermalerei des Schwarzwaldes, gezeichnet von Lucian Reich, lithographiert von Johann Nepomuk Heinemann, Hüfingen 1850.

Zahlreiche schöne Entdeckungen entschädigen jedoch für die Mühen: Neben dem schon erwähnten Handexemplar der Alemannischen Gedichte von Johann Peter Hebel ist eine 15 Blätter umfassende lithographische Folge mit Ansichten des Klosters Lichtenthal aufgetaucht (C. Guise: Das Kloster Lichtenthal, Karlsruhe 1833), die außerordentlich qualitativ voll koloriert wurde und die in dieser Version bisher nicht bekannt war. Eine zehnteilige Folge von kolorierten Lithographien mit Ansichten von Baden-Baden und Umgebung wurde zwischen 1830 und 1840 eigens für das Herrscherhaus hergestellt und findet sich in einer Kassetten, die mit Haarlocken der großherzoglichen Familie geschmückt ist.

Unter den älteren Beständen ist ein außerordentlich seltenes Andachtsbuch für alle Tage des Monats Mai zu erwähnen, das mit koloriertem badischen Wappen verziert ist (Der geistlich May, gedruckt in Verlegung der durchleuchtigen Fürstin . . . Jacobe, Hertzogin in . . . Bayrn, geborne Marggräfin zu Baden, München 1549). Auf das Kloster St. Peter im Schwarzwald läßt sich ein Atlas von ungewöhnlich großem Umfang zurückführen. Die einzelnen Karten des Werkes wurden von dem für die Geschichte der Klosterbibliothek sehr be-

deutenden Abt Philipp Jakob Steyrer nach Orten in alphabetische Folge gebracht und erhielten 1771 in Emmendingen einen neuen Einband. In diesem „Atlas urbium“ sind auch fünf zum Teil sehr seltene Pläne von Karlsruhe enthalten.

Von der Handwerkskunst der badischen Bevölkerung legen „Musterblätter für die Uhrenschildermalerei des Schwarzwaldes“, gezeichnet von Lucian Reich und Heinrich Frank, lithographiert von Johann Nepomuk Heinemann, Hüfingen 1850–1851, ein schönes Zeugnis ab.

Man könnte noch lange so fortfahren, aber diese Beispiele sollen genügen, um auf die Ausstellung der BLB und des GLA neugierig zu machen, die im Januar und Februar 1996 in der BLB eine Auswahl der schönsten Stücke aus der Schloßbibliothek Baden-Baden zeigen wird.

Anschrift der Autoren:
Dr. Peter Michael Ehrle und
Dr. Armin Schlechter
Badische Landesbibliothek
Erbprinzenstr. 15
76133 Karlsruhe

Die Staatliche Kunsthalle Karlsruhe teilte zu den Erwerbungen aus der markgräflichen Sammlung in Baden folgendes mit:

Die Staatliche Kunsthalle Karlsruhe hat aus der Auktion der markgräflichen Sammlung in Baden-Baden drei Miniaturportraits von Mitgliedern des badischen Fürstenhauses aus der Biedermeierzeit und 19 Originalzeichnungen badischer Künstler aus dem größtenteils schon im Kupferstichkabinett bewahrten Friedrich-Luisen-Album zur Hochzeit Großherzog Friedrichs I. und Luises von Preußen aus dem Jahre 1856 erworben. Die Finanzierung erfolgte zum größten Teil aus Spenden der Volksbank Karlsruhe und zahlreicher Freunde der Kunsthalle.

Erworben wurden im einzelnen:

Carl Joseph Aloys Agricola, Bildnis der Großherzogin Stephanie von Baden, um 1815, Aquarell und Gouache, 23,5 × 19,5 cm, gerahmt

Flora Géraldy, Bildnis der Großherzogin Sophie von Baden, um 1835, Gouache auf Pergament, Hochoval 16,3 × 11,9 cm, mit Bronzerahmen

Moritz Michael Daffinger, Bildnis des Erbprinzen Ludwig von Baden, um 1842, Gouache auf Elfenbein, 12,7 × 10,3 cm, gerahmt

19 Originalzeichnungen aus dem „Friedrich-Luisen-Album“ von 1856 von V. H. Federer, Mühle in den Bergen

Johann Carl Heinrich Koopmann, Christus, Maria und Johannes

Johann Wilhelm Schirmer, Aufgehender Mond

Theodor Verhas, In den Alpen

Stanislaus Graf v. Kalckreuth, Burg in den Alpen

C. Schmidt, Flußlandschaft

August Weber, Waldlandschaft mit Kanal

Heinrich Mücke, St. Adalbert

August Bauer, Brennende Burg

Bernard Budde, Grablegung Christi

Feodor Dietz, Die Seherin Jetta

August Ottmar Essenwein, Treppe in der Albrechtsburg (Meißen)

Nikolai Friedmann, Mädchenbildnis

Karl Hauser, Der Königssee

Amalie Kaercher, Blumenstück

H. Kaefer, Kloster Allerheiligen

Karl Heinrich Albert Kayser, Hohengeroldseck

Alexis Puhmann, Bewaldete Flußlandschaft

Gustav Zick, Ein Mops

Anschrift des Autors:
Dr. Siegmund Holsten
Stellvertretender Direktor
Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
Hans-Thoma-Straße 2
76133 Karlsruhe



Ausschnitt aus der Einbanddecke der STUDIEN Stifters.

Foto: Rupert Pfaff

Friedrich Kallmorgen und Franz Hein als Illustratoren der STUDIEN Adalbert Stifters

EINLEITUNG

Am Beginn des dichterischen Schaffens von Adalbert Stifter stehen jene dreizehn Erzählungen, die als STUDIEN bekannt geworden sind. Sie waren zunächst in einer ersten Fassung (Erstdruck, Journal-/Ur-Fassung) in verschiedenen Taschenbüchern und Zeitschriften veröffentlicht worden und erfuhren danach eine sorgfältige Überarbeitung. Unter dem Titel STUDIEN wurden sie neu zusammengefaßt und in sechs Bänden herausgegeben. Je zwei dieser STUDIEN-Bände erschienen in den Jahren 1844, 1847 und 1850 im Verlag Gustav Heckenast in Pest mit Zeichnungen von P. J. N. Geiger, gestochen von J. Axmann. Der großen Nachfrage wegen erlebten sie mehrere Auflagen. Die bekanntesten Erzählungen daraus – wie DER HOCHWALD und ABDIAS – kamen als Einzel-Ausgaben auf den Markt und fanden eine gute Abnahme. Später wurden die STUDIEN auch als zwei- und dreibändige Werke herausgegeben, die immer wieder neue Auflagen erfuhren.

EINE ERLESENE AUSGABE

Eine grundlegend neuartige STUDIEN-Ausgabe in drei Bänden gelang dem Verlag Amelang/Leipzig in den Jahren 1895/96, nachdem bereits Ende der siebziger Jahre die Übernahme der Verlagsrechte von Heckenast in Preßburg (früher in Pest) erfolgt war. Diese Bände zeichneten sich dadurch aus, daß sie von Friedrich Kallmorgen und Franz Hein mit rund 100 Illustrationen versehen waren. Auch der

gepreßte Kaliko-Einband, der dem Ganzen eine lange Lebensdauer garantieren sollte, muß besonders erwähnt werden. Die plastische Einbanddecke entsprach dem Geschmack der damaligen Zeit, und die Illustrationen setzten am Ende des Jahrhunderts in der Welt des Buches einen neuen Akzent. Beide Komponenten – die Bilder und der Einband – dürften dazu beigetragen haben, daß diese markante STUDIEN-Ausgabe dem allgemeinen Stilempfinden entgegenkam und eine weite Verbreitung gefunden hat. Nach genau 100 Jahren erscheint es angebracht, sie wieder in Erinnerung zu bringen.

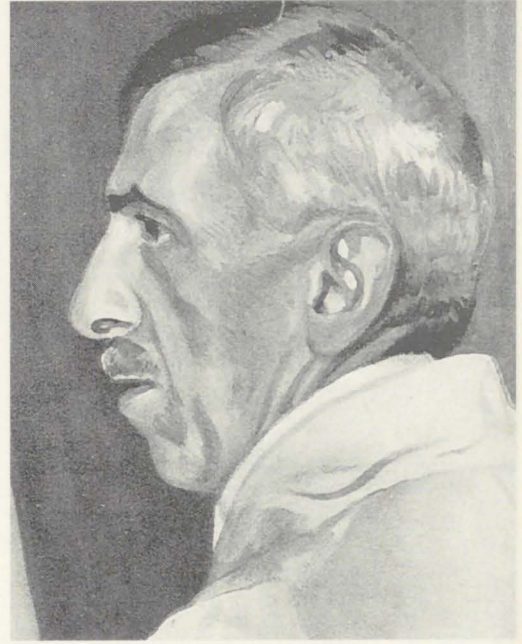
DIE BEIDEN KÜNSTLER

Franz Hein kam im Jahre 1863 in Altona/Elbe zur Welt. Er wuchs in einfachen Verhältnissen auf und verdiente seinen Unterhalt zunächst als Theatermaler. 1882 siedelte er nach Karlsruhe über, erhielt die künstlerische Förderung durch anerkannte Persönlichkeiten der Akademie und war später selbst Lehrer an der Kunstgewerbeschule. Mit anderen Malerfreunden wohnte er – seit 1889 verheiratet – vor den Toren der Stadt in Grötzingen. Begabt mit reicher Fantasie, malte er gerne „Nixen, Königstöchter, Ritter im Märchenwald, Hexen und Kobolde“¹, wobei der Einfluß von Moritz von Schwind nicht zu verkennen ist. Auf der anderen Seite bestach er durch die „Schlichtheit des Ausdrucks“² in seinen verschiedenartigen Darstellungen. Zahlreiche Studienfahrten vermittelten ihm stets neue Eindrücke und Impulse, die er auch schriftstellerisch verarbeitete. Im



Friedrich Kallmorgen 1856–1924

Ausst. Kat. Friedrich Kallmorgen, Hambg. LB, 1994, S. 4



Franz Hein 1863–1927

s. Anm. 1

Jahre 1904 nahm er den Ruf an, zur Königlichen Kunstakademie nach Leipzig überzuwechseln, wo er nach weiteren Jahren des Wirkens 1927 verstarb.

Friedrich Kallmorgen wurde 1856 – wie nach ihm *Hein* – in Altona/Elbe geboren und erhielt bereits als kleiner Junge von seinem Onkel den ersten Zeichenunterricht. Nach kurzem Aufenthalt an der Kunstakademie in Düsseldorf kam er 1877 nach Karlsruhe, „wo er die wichtigste und fruchtbarste Zeit seines Lebens zubringen sollte“.³ Seit dem Jahre 1882 war er mit einer Blumenmalerin verheiratet. Seine Lehrer waren die in Fachkreisen geschätzten Professoren Hans Gude, Gustav Schönleber und Hermann Baisch. Aber schon bald entwickelte er seinen eigenen Stil und war durch die Vielseitigkeit seiner Motive ein begehrter Künstler. Er ließ es sich nicht nehmen, zur Erlangung neuer Anregungen jährlich – zuweilen mehrere – Studienfahrten zu unternehmen. Sie führten ihn in zahlreiche Gegenden Europas – bis nach Galizien und Spitzbergen. Immer wieder zog es ihn nach Holland und zu Darstellungen des Hamburger Hafens, in dessen Nähe er aufgewachsen war. Durch die Beteiligung an vielen Ausstellun-

gen erhielt er Gelegenheit, sich internationale Anerkennung zu verschaffen.

Seinen Sommerwohnsitz bezog er in der Maler-Kolonie Karlsruhe-Grötzingen, als deren Gründer er gelten darf. Kunstkritiker sahen in seinen Bildern „männliche Ernsthaftigkeit von schlichter Naturtreue in Frische und Leuchtkraft der Farben“, verkannten aber auch nicht „den impressionistischen Einschlag“.⁴ Im Jahre 1902 folgte Kallmorgen der Berufung an die Berliner Kunstakademie. Nach dem I. Weltkrieg zog er sich nach Heidelberg zurück und starb 1924 in Grötzingen.

Kallmorgen und Hein, die in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts einem Höhepunkt ihrer künstlerischen Laufbahn zustrebten, verfügten über eine umfassende Berufserfahrung. Sie brachten die besten Voraussetzungen mit, den Auftrag des Verlags Amelang/Leipzig nach Illustrierung von Stifters *STUDIEN* zu erfüllen. Beide waren durch die Badische Malerschule und deren Lehrerpersönlichkeiten an der Kunstakademie Karlsruhe geprägt worden, hatten aber bald eigene Gruppen von Schülern. „Hein gehört mit Kallmorgen zu dem Kreis von Karlsruher Malern, die den französischen Impressionismus . . . ablehnten und einen realisti-

schen Stil pflegten.⁴⁵ Beide amtierten als Präsidenten des KARLSRUHER KÜNSTLERBUNDES, einer „Vereinigung, die sich vornehmlich der Druckgraphik widmete mit dem Ziel, durch die Verbreitung von guter originaler Kunst volkspädagogisch zu wirken.“⁴⁶ Im Jahre 1891 erhielt Kallmorgen vom Badischen Großherzog Friedrich I. den Professorentitel verliehen, Hein bekam ihn einige Jahre später. Beide Künstler waren über 20 Jahre in Karlsruhe tätig.

ZU DEN ILLUSTRATIONEN

Die bildlichen Darstellungen der genannten Künstler fallen aus dem Rahmen üblicher „Illustrationen“ heraus. Es sind keine hingeworfenen Strichzeichnungen, sondern in sich geschlossene Bilder, von denen jedes ein Kunstwerk eigener Art bedeutet. Personen und Gebäude oder Gegenstände und Landschaften erscheinen nicht nur angedeutet, sondern sind jeweils als selbständiges Ganzes voll durchstrukturiert, so daß man sich Ort und Handlung des Geschehens anschaulich vorstellen kann. Dies setzt voraus, daß die Künstler die Erzählungen genau gelesen haben müssen, um die entsprechenden Szenen textgetreu festhalten zu können.

Blättert man in den drei STUDIEN-Bänden, so fällt auf, daß der größere Teil der Bilder in den Text eingepaßt bzw. der Text um die Bilder angeordnet ist. Der kleinere Teil nimmt jeweils eine ganze Seite ein. Da sie für den Schwarzweiß-Druck vorgesehen waren, wurden sie nach den Zeichnungen mit (verdünnter) Tusche, Feder und Pinsel angefertigt, was ein besonderes Geschick bei der Ausgestaltung der Nuancen erforderte. Die Vorlagen gelangten danach mittels der Fotomechanik und der Zinkographie zur Vervielfältigung. Kallmorgen schreibt dazu: „Es kamen in der Zeit die neuen mechanischen Druckverfahren auf, die viel billiger waren [als der Holzschnitt, d. Verf.], und so wurden meine Zeichnungen durch Zinkdruck wiedergegeben, wobei sie sehr gelitten haben.“⁴⁷ Ursprünglich besaßen die Illustrationen (Druckvorlagen) ein relativ großes Format von etwa 31 × 24 cm. Man verfügte jedoch schon über die technischen Möglichkeiten, die

Bilder auf die Größe zu verkleinern, wie sie für den Druck im Buch gebraucht wurden.

IDEE UND GESTALTFINDUNG

Es gehört wahrscheinlich zum Schwierigsten im Leben, einem Gedanken sichtbare Gestalt zu geben. Das gilt für das Schreiben eines Briefes ebenso wie für viele Berufe bis hin zum bildenden Künstler. Selbst wenn der Literaturtext – wie hier gegeben – vorliegt und die Einzelzitate für das Illustrieren festgehalten sind, ist es bis zur Ausführung oft ein weiter Weg. Jeder kreativ Tätige wird dafür eine eigene Methode entwickeln müssen. Der erfahrene Maler stößt zwar immer wieder auf ähnliche Motive, die er entsprechend seiner Vorstellung variiert. Von Fall zu Fall wird er aber bemüht sein, neue Ausdrucksformen der Gestaltung zu finden, auch auf das Risiko hin, daß sich wiederholte Anläufe als nötig erweisen. Wer originelle Ideen sucht, wird nicht umhin können, auf die Kraft der eigenen Eingebung zu vertrauen. Gleichwohl finden sich in Stifters spannenden Novellen viele Stellen, die für bildhafte Darstellungen gut geeignet sind. Die Art und Weise, wie Kallmorgen den Impuls für seine Schöpfungen aufgegriffen hat, schildert er wie folgt: „Wenn ich nicht durch etwas Gesehenes angeregt wurde . . ., so dachte ich mir die Figuren – ich sah sie vor meinem inneren Auge, machte mir aus dem Kopf eine Skizze und dann dazu die Studien . . .“⁴⁸ Was hier für zurechtgelegte Szenen steht, gilt wohl gleichermaßen für die Landschaften und die Gesamtkonzeption des auszuführenden Bildes. Auch Hein dürfte in vergleichbarer Weise vorgegangen sein.

WER WELCHE ERZÄHLUNG ILLUSTRIERTE

Da in der Frage, wer die einzelnen Erzählungen illustriert hat, kein Verzeichnis ausgemacht werden konnte, mußte dieses eigens erstellt werden. Dabei wurde der betreffende Künstler aus den Signierungen ermittelt. In einer Notiz vermerkt Kallmorgen lediglich: „Hein übernahm 4 dieser feinen Erzählungen, ich die anderen 8 oder 9.“⁴⁹

Kallmorgen sind folgende Erzählungen zuzuordnen:

1. Bd.: DER KONDOR: 7 Bilder, DAS HEIDENDORF: 6, FELDBLUMEN: 7;
2. Bd.: DIE MAPPE MEINES URGROSSVATERS: 11, BRIGITTA: 7;
3. Bd.: DER HAGESTOLZ: 7, DER WALDSTEIG: 7, ZWEI SCHWESTERN: 9.

Franz Hein schuf die Bilder für nachstehende Novellen:

1. Bd.: DER HOCHWALD: 8 Bilder;
2. Bd.: ABDIAS: 8, DAS ALTE SIEGEL: 7;
3. Bd.: DER BESCHRIEBENE TÄNNLING: 9 Bilder.

Beide zusammen illustrierten DIE NARBENBURG (1. Bd.), Kallmorgen mit sechs Bildern, Hein mit zwei Bildern. Nach welcher genauen Absprache sie bei der Einteilung verfahren sind, ist über das Gesagte hinaus nicht bekannt. Von den vorhandenen 101 Illustrationen wurden von Friedrich Kallmorgen 67, von Franz Hein 34 angefertigt. Hein hat also rund ein Drittel, Kallmorgen zwei Drittel der Bilder beigesteuert. Pro Erzählung wurde die durchschnittliche Anzahl von rd. acht Bildern erreicht. Verteilt man die 101 Illustrationen auf die 1014 Seiten der drei Bände, so kommt auf je 10 Seiten ein Bild. Das kann als ausgewogenes Zahlenverhältnis betrachtet werden und bedeutet, daß weder zu wenig noch zu viele Bilder erstellt wurden.

WIE DER AUFTRAG ZUSTANDE KAM

Im Zusammenhang mit der Illustrierung der geplanten STUDIEN-Ausgabe war der Verlag Amelang/Leipzig „durch den Holzschneider Brend'amour in Düsseldorf auf ‚Kallmorgen‘ aufmerksam gemacht worden“¹⁰ und zeigte Bereitschaft, Hein und ihm den Auftrag zu erteilen. Erfahrungsgemäß sucht ein renommierter Verlag für ein solches Vorhaben die besten und vitalsten Kräfte zu gewinnen, wobei nachzutragen wäre, daß Hein um diese Zeit 32 Jahre, Kallmorgen 39 Jahre alt war. Aber die Bemühungen um eine einvernehmliche Regelung in der Sache waren wohl nicht so problemlos verlaufen, wie angenommen werden mag. Beide Künstler wußten um ihre Fähigkeiten und um den Wert ihrer Arbeit. Die Zustimmung zur Übernahme und Ausführung des Auftrages konnte nur gegeben werden, wenn ein Mindest-

betrag dafür erreicht wurde. Dies bestätigt die Tagebuch-Notiz von Kallmorgen am 6. Februar 1895: „Lange Verhandlungen mit Amelangs Verlag, Stifter Illustrationen“.¹¹

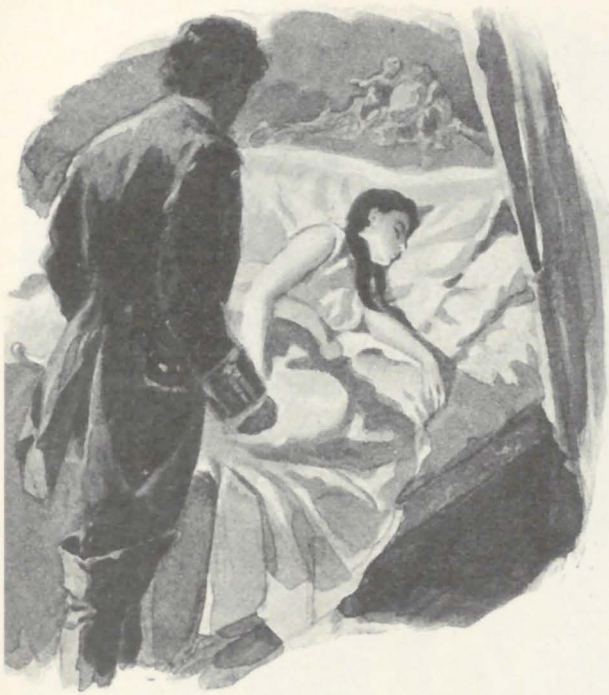
Allein es scheint, daß diese Verhandlungen vor dem ergebnislosen Abbruch standen und die Bedingungen beider Seiten zunächst nicht akzeptiert wurden. Erst weitere intensive Besprechungen – vier Wochen später – dürften den Durchbruch gebracht haben. Die finanziellen Forderungen mußten einen Teil des Unterhalts der damals keineswegs verwöhnten Künstler sicherstellen. Vor diesem Hintergrund ist die Tagebuch-Stelle Kallmorgens vom 6. März 1895 zu sehen: „Besuch . . . Amelangs Verlag. Doch noch zustande gekommen – bis Herbst 96 ca. 80–90 Illustrationen, 6000 M. mit Hein“.¹²

Die vereinbarten 6000 Goldmark bedeuteten sicher einen guten wirtschaftlichen Rückhalt, aber sie mußten ja geteilt werden. Man bedenke weiter, daß die erzielte Abmachung zur Ausarbeitung von 80–90 Bildern einen erheblichen Aufwand an Kraft und Zeit mit sich brachte. So ist die weitere Eintragung Kallmorgens im Sommer 1895 verständlich: „Illustrationen Stifter, große Arbeit“.¹³ Offenbar fand später ein weiteres Gespräch im Verlag statt; denn Hein schreibt in seinen „Lebenserinnerungen“: „Im Herbst desselben Jahres (1895) mußte ich wegen der Illustrationen für die STUDIEN von Adalbert Stifter, für die mich mein Freund Kallmorgen als Mitarbeiter gewählt hatte, nach Leipzig reisen“.¹⁴ Der genannte Auftrag sollte beide Künstler „noch bis ins folgende Jahr beschäftigen“ (1896).¹⁵

CHARAKTERISIERUNG EINZELNER ILLUSTRATIONEN

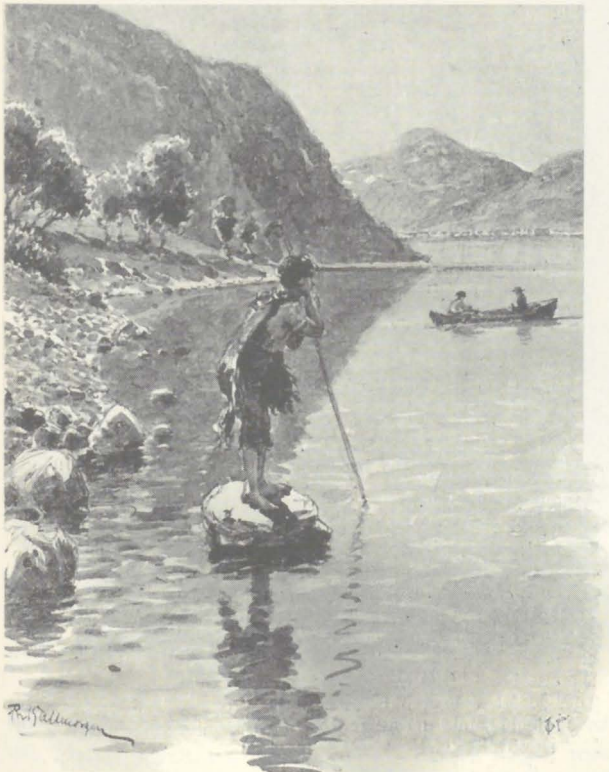
Es folgen

- a) vier Bilder mit kurzer Beschreibung, die im Buch in den Text eingepaßt (und mit Rückendruck versehen) sind,
- b) zwei Bilder (ohne Rückendruck) als ganzseitige Tafeln,
- c) ein Bild „im Werden“, d. h. ein Beispiel dafür, wie sich jeweils die Illustration aus den Skizzierungen des Künstlers zum „fertigen“ Bild im Buch „entwickelt“ hat,
- d) ein weiteres Bild: Thema: Mensch und Natur.



Der Schauplatz im Zimmer ist verhalten gestaltet. Aber es handelt sich um eine der spannendsten Szenen in dieser Erzählung Stifters: In Kürze wird Chelion erawachen, und es kommt zu einem klärenden Dialog zwischen Jodok und Chelion!

Bild 1: DIE NARRENBURG, (1. Bd., S. 314:) Jodok und Chelion. Von Franz Hein.



Wer je an einem von Bergen umgebenen See stand, wird sich schnell an die meditative Ruhe dieses Bildes gewöhnen. Der Blick wandert vom Vorder- zum Mittelgrund mit dem Kahn und zu dem im Hintergrund am Ufer liegenden Städtchen.

Bild 2: ZWEI SCHWESTERN, (3. Bd., S. 189:) Am Gardasee. – Von Friedrich Kallmorgen.

Alle Illustrationen: Adalbert Stifter, *STUDIEN*, 3 Bände, Amelang, Leipzig, 1895/96.



Das Bild hat es in sich! Es gehört zwar zu den kleinsten Illustrationen, hält aber meisterhaft die Szene fest, als die hetzenden Wölfe und galoppierenden Pferde dahineilen; Gustav soll vor dem Wolfsrudel gerettet werden!

Bild 3: BRIGITTA, (2. Bd., S. 352:) Pferde und Wölfe. – Von Friedrich Kallmorgen.



Die Szenerie ist großartig gelungen: Der Holzfäller Hanns trifft nach Jahren „seine“ – jetzt reich gewordene – Hanna in einem vornehmen Wagen wieder, ein Augenblick, der Bände spricht! Der Gegensatz „arm – reich“ könnte kaum besser erfaßt sein.

Bild 4: DER BESCHRIEBENE TÄNNLING, (3. Bd., S. 330:) Hanns und Hanna. – Von Franz Hein.



Jeder Erzählung ist eine volle Bildseite ohne Rückendruck (= Tafel) zugeordnet, bei der MAPPE sind es zwei, insgesamt also 14 Tafeln.

Man ist beeindruckt, welche Weite und Ruhe das Bild ausstrahlt. Es fallen die Steinblöcke ins Auge, die grasenden Schafe, die verstreuten Wacholderbüsche. Der Blick geht zu den fernen Wolken am Himmel. Das Gebiet ist mit spärlichem Graswuchs überzogen. Man erkennt mancherlei blühende Feldblumen. Einerseits ist es ein armes unfruchtbares Land, andererseits verfügt es über eine besondere Schönheit. Das alles liegt dem Knaben Felix zu Füßen, der diese Weite in sich aufnimmt und die Heide um sich herum als seine Welt betrachtet, in der er sich wohlfühlt.

Bild 5: DAS HEIDEDORF; (1. Bd., neben S. 28:) Heideknabe. – Von Friedrich Kallmorgen.



Das Fremdländisch-Exotische, die Welt der Beduinen Afrikas wird in dem Bild eindrucksvoll vermittelt. Es herrscht eine orientalische Atmosphäre: Wir sehen Pferde, ein Kamel, Palmen – und im Hintergrund die typischen Quader-Flachbauten. Aber täuschen wir uns nicht! Eine heftige Attacke ist im Gange: Der wohlhabende Jude Abdias wird bestohlen! „An den Palmenstämmen aber hielt Melek-Ben-Amar hoch zu Rosse, und mehrere Männer waren um ihn“ . . . dieser „grinsete mit dem Angesichte auf ihn (Abdias) herab und lächelte“.

Bild 6: ABDIAS, (2. Bd., neben S. 186:) Melek und Abdias. – Von Franz Hein.

Da auf einmal, in einem lichten Gürtel des Himmels, den zwei lange Wolkenbänder zwischen sich ließen, war mir's, als schwebte langsam eine dunkle Scheibe — ich griff rasch um das Fernrohr und schwang es gegen jene Stelle des Firmaments — Sterne, Wolken, Himmelsglanz flatterten durch das Objektiv — ich achtete ihrer nicht, sondern suchte angstvoll mit dem Glaße, bis ich plötzlich eine große schwarze Kugel erfaßte und festhielt.



Ausgangspunkt der Illustration dürfte der von Kallmorgen gewählte Text sein, der abgedruckt ist. Der untere Teil der Bildseite ist — seiner Numerierung zufolge — wohl zuerst entstanden: Die Umrisse des Oberkörpers eines Mannes werden skizziert, danach wird die ganze (möglicherweise nachgestellte) Figur kräftig durchgezeichnet. Der Blick geht durchs Fernrohr, das die Hände halten. Das rechte Bein steht fest am Boden, während sich der Körper mit dem linken Knie auf dem am Fenster stehenden Stuhl abstützt. Nun wird das ganze Fenster (s. Abb. darüber) von innen mit den dort befindlichen Gegenständen in einer Skizze festgehalten. Gustav, der junge Mann der Handlung, kommt im Bild links von der Mitte des Fensters zu stehen. Das scheint noch nicht die richtige Stelle zu sein; denn im Original befindet sich der Beobachtende weiter zurück gegen das Innere des Zimmers. Man beachte auch die eingestreuten Detail-Skizzen: Die linke Hand umfaßt das Fernrohr; beide Hände umfassen es (2 x); das rechte Ohr; Blick aus dem Fenster auf die Dächer der Nachbarhäuser. Das Originalbild ist relativ dunkel gehalten — drinnen und draußen —, um die Stimmung des Morgengrauens zum Ausdruck zu bringen.



Bild 7: DER KONDOR, (I. Bd., S. 6:) Gustav beobachtet den Ballon. Von Friedrich Kallmorgen.

Skizzierungen: Aus dem Nachlaß Kallmorgens, verwaltet von Hans Knab.



Das Bild Kallmorgens soll als Beispiel gelten für das vielbehandelte Thema: Mensch und Natur. Beide Bereiche gehören bei Stifter stets unlösbar zusammen und sind aufeinander bezogen. Auch der Künstler selbst bekennt: „Ich wollte die Landschaft in Verbindung mit der Figur geben. Die Figur nicht nur als Staffage, sondern als einen wesentlichen Teil der Landschaft . . .“ (vgl. Anm. 8)

Bild 8: DAS HEIDEDORF (1. Bd. S. 39:) Felix kehrt heim aus der Fremde. Er verharrt vor dem Hause. Allein die Mutter erkennt ihn. „Felix“ – „Mutter!“ Und beide umarmen einander.

ZUM ABSCHLUSS

Kallmorgen und Hein waren beide von einer ähnlichen Kunstauffassung beseelt. Es sollte nicht versucht werden, die Bilder des einen gegen die des anderen auszuspielen. Jeder hat mit großer Sorgfalt seinen Auftrag ausgeführt. Zwar liegen Unterschiede vor, diese fallen aber so gering aus, daß sie kaum in Erscheinung treten. Wer nicht weiß, von wem die einzelnen Bilder geschaffen sind, wird sie schwerlich auseinander halten können. Das erweist sich als vorteilhaft, weil damit die Geschlossenheit des Gesamteindrucks der Illustrationen gewährleistet wird.

Wenn wir uns zum Schluß nochmals vor Augen führen, daß nahezu jede einzelne der 100 Illustrationen durch die entsprechenden Entwürfe mühsam vorbereitet werden mußte, so können wir die umfangreiche Arbeit erahnen, die mit der Erstellung der Bilder verbunden war. Es ist einhundert Jahre nach ihrer Entstehung an der Zeit, das große Verdienst der beiden Künstler herauszustellen. Der vorliegende Beitrag wollte versuchen, einigen ihrer Spuren nachzugehen und sie festzuhalten. Im Rückblick gilt es nun, die eindrucksvolle Leistung als solche zu erkennen und sie in besonderer Weise zu würdigen.

Anmerkungen

- 1 Hans Knab in: Die Grötzingen Malerkolonie und ihre Nachfolger. Kurzbiographien. Broschüre zur Ausstellung. Hg. Ortsverw. Karlsruhe-Grötzingen, 1991, S. 17.
- 2 Ebd.
- 3 Ebd. S. 6.

- 4 Ebd.
- 5 Leo Mulfarth: Kleines Lexikon Karlsruher Maler. Badenia, Karlsruhe, 1987, S. 57.
- 6 Ebd.
- 7 Friedrich Kallmorgen: Leben und Streben. Lebenserinnerungen. (Noch unveröffentlicht. S. 167). Im Besitz von Hans Knab.
- 8 Die Grötzingen Malerkolonie. Die erste Generation 1890–1920. Ausst. Kat., Staatl. Kunsthalle Karlsruhe, 1975/76, S. 62.
- 9 S. Anmerkung 7.
- 10 Ebd.
- 11 Friedrich Kallmorgen: Briefe und Tagebücher. Noch unveröffentlicht. Im Besitz von H. Knab.
- 12 Ebd.
- 13 Ebd.
- 14 Franz Hein: Wille und Weg. Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Koehler, Leipzig, 1924, S. 263.
- 15 Irene Eder: Friedrich Kallmorgen. Monographie und Werkverzeichnis der Gemälde und Druckgraphik. Hg. Hans Knab. Harsch, Karlsruhe, 1991, S. 11.


Bemerkung des Autors:

Es sei vermerkt, daß ein illustriertes Buch im allgemeinen gefälliger wirkt und die Neugierde des Betrachters zu wecken vermag. Gelingt es gar, – wie im vorliegenden Fall – ein Stück Weltliteratur mit qualifizierten Bildern zu versehen, so darf man mit Recht von einer geglückten Verbindung im Sinne einer beachtlichen Wertsteigerung sprechen.

Rupert Pfaff

Anschrift des Autors:
Rupert Pfaff
Waldring 7
76337 Waldbronn

Ausstellung des Badischen
Landesmuseum im Schloß Bruchsal.
Vom 10. Dezember 1995
bis 14. April 1996.

 **Badisches
Landesmuseum**
Karlsruhe

Die bisher größte Ausstellung zur Frühzeit der Schwarzwalduhr veranstaltet das Badische Landesmuseum im Schloß Bruchsal.

Auf über 600 qm Ausstellungsfläche werden über 350 Schwarzwalduhren präsentiert. Sie stammen aus der Zeit nach 1700 bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Schwarzwalduhr zeigt sich zuerst als hölzerne Waaguhr. Sie wurde nach dem Vorbild von Räderuhren – der Legende nach von heimkehrenden Glasträgern als „Mitbringsel“ eingeführt – von tüftelnden „Bauernhandwerkern“ gefertigt.

Zur eigentlichen gewerbsmäßigen Herstellung der Uhren kommt es dann einige Jahrzehnte später. Arme Häusler steigen auf die Uhrenherstellung um; sie übernehmen als technische Neuerung das Kuhschwanzpendel. Es kommt zur Ausbildung eines Hausgewerbes, das schließlich zur ökonomischen und sozialen Grundlage für viele moderne Industriezweige werden sollte. Die Einführung der Ankerhemmung um 1770 geht einher mit dem Wandel von der hölzernen zur Metallräderuhr. Die Vorderseite der Uhr wandelt sich in ihre klassische Form, die Lackschilduhr. Farbgebung und Motive richten sich nach dem Geschmack und der Bilderwelt der Abnehmerländer. Mehrere tausend Uhrmacher im arbeitsteiligen Zusammenspiel mit einer Kette von Zulieferern schufen um 1800 schon über 100 000 Uhren pro Jahr, die durch ein eigenes Vertriebssystem in alle Welt exportiert wurden.

In der heraufziehenden Krise des Hausgewerbes passen sich die Uhrenhersteller dem veränderten Stilempfinden des Biedermeier an. Es folgen Uhren, deren Werke in Kästen verborgen sind: Die Front der Uhr schmückt ein geprägtes oder bemaltes Blechschild mit kleinem Emailleziiffernblatt.

Im Ausblick wird auf die Gründung der Großherzoglich-Badischen Uhrmacherschule in Furtwangen eingegangen; sie ist Ausdruck des Bemühens um die Behauptung der Stellung auf dem Weltmarkt. Das Industrielle Zeitalter der Schwarzwalduhr wird jetzt eingeläutet: In Anlehnung an die neugestalteten Bahnwärterhäuschen der Badischen Staatsbahnen entsteht die Bahnhäusleuhr als neuer Uhrentyp. Immer mehr wurde diese Uhr als Kuckucksuhr gebaut und hat sich seit etwa 1870 in kaum noch gewandelter Form zu der weltweit bekannten Schwarzwälder Kuckucksuhr entwickelt. Sie ist heute das folkloristische Andenken-Accessoire für den Tourismus im Schwarzwald.

Diese erste wissenschaftliche Ausstellung zur Frühzeit der Schwarzwalduhr zeigt die „Highlights“ des Badischen Landesmuseums sowie wichtige Objekte aus den Depots anderer Uhrenmuseen. Daneben bedient sich die Präsentation vor allem der Leihgaben aus Privatbesitz, die bisher nicht in der Öffentlichkeit gezeigt wurden. Die informative und amüsante Show ist für Jung und Alt angelegt: Die Spielecke macht den Kleinen Spaß, die Sammler und Liebhaber interessieren die Uhrenrarität-

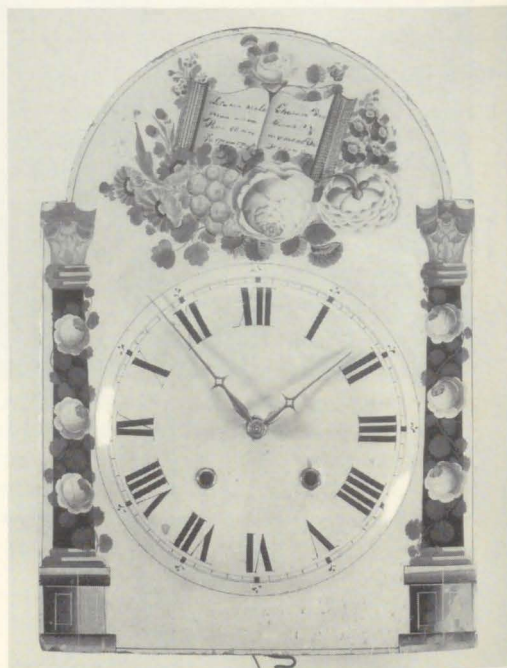
... und ewig ticken die Wälder

UHREN
AUS
SCHWARZWALDSTUBEN

ten mit technischen Raffinessen. Jedermann aber erfreut sich an der Buntheit und der Vielfalt der Uhrenschilder und an Inszenierungen zur Historie der Schwarzwalduhr. Führungen, Vorträge und Demonstrationen eines Schildermalers und „Männle“-Figurenschneiders sowie Kinderaktionen und eine Ausstellung mit Materialbildern und Collagen von Roswitha Klas aus Karlsruhe mit dem Thema „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde“ gehören zum Beiprogramm.

Im INFO-Verlag Karlsruhe erscheint ein Katalog mit 192 Farbabbildungen der ausgestellten Uhren (In der Ausstellung DM 39,-).

Geöffnet: täglich 10.00–17.00 Uhr; Neujahrstag ab 14.00 Uhr.
Geschlossen: Montag (außer an Feiertagen); Heilig Abend, I. Weihnachtsfeiertag.



Außergewöhnliche Lackschilduhr aus dem Schwarzwald, um 1830.

Ein Stiller im Ländle

Der Maler Guido Schreiber (1886–1979)

Seit über 20 Jahren gibt es kein neues Werk von Guido Schreiber mehr. Das letzte, eine Kohlezeichnung, entstand am 8. 5. 1974 in Prag, wo der pensionierte Postinspektor noch einen Schwarzwaldurlaub verbrachte. Trotz zittriger Hand versuchte das Mitglied der Badischen Heimat damals, was er fast 70 Jahre lang getan hatte: Seine visuellen Eindrücke künstlerisch umzusetzen und festzuhalten. Nach seiner Rückkehr legte er das Zeichengerät beiseite und schloß seinen Bilderschrank. Erst 10 Jahre später öffnete er sich wieder. Von 1984 bis 1994 wurde das nachgelassene Gesamtwerk und die nachweislich in Fremdbesitz befindlichen Bilder gesichtet, anhand elektronischer Medien inventarisiert und katalogisiert (Werkverzeichnis), z. T. auch fotografisch dokumentiert. Dieser Beitrag zeichnet aufgrund der vorliegenden Ergebnisse Leben und Werk eines stets zurückgezogen lebenden – und deshalb vielleicht auch nur wenigen bekannten – kunstschaftenden Menschen nach, dessen Landschaftsdarstellungen immerhin ihren Weg nach Australien, England, Finnland, Frankreich und in die Schweiz gefunden haben.

BIOGRAPHIE

Guido Schreiber wird am 13. Mai 1886 als Sohn von Franz Xaver Schreiber und dessen Frau Mathilde, geb. Glöckler, im Bahnhofsgebäude von Bad Dürrheim geboren. Neben der elterlichen Wohnung im 2. Stock lag das Postamt, das sein Vater verwaltete. Im selben Haus erblickte übrigens schon 1884 der Heimatdichter Paul Sättele († 29. 8. 1978 in Überlingen) das Licht der Welt. Guido ist der Älteste von fünf Geschwistern, ihm folgen Anna (1887–1942), Josef (1894–1916), Maria (1896–1967) und Xaver (1900–1987). Über seine wohlbehü-

tete Kindheit berichtete er in den 60er Jahren einem Freund: „*Dürrheim war damals noch ein Bauerndorf von 1200 Einwohnern. Ich sehe es als großes Glück an, daß ich im Dorf aufgewachsen bin [. . .]. In Dürrheim lebten wir wie die Bauersleute. Wir gehörten, wie die Salinenbediensteten, zum Dorf und bildeten eine große Familie [. . .]. Die Spaziergänge mit den Eltern in die Dörfer der Umgebung sind mir noch immer unvergessen [. . .].*“ Die hier zum Ausdruck gebrachte Heimat- und Naturverbundenheit bleibt zeitlebens Quelle seines Schaffens.

Schreiber geht in Bad Dürrheim zur Volksschule, dann nach Villingen in die Realschule und anschließend besucht er für ein Jahr die Oberrealschule am Rotteckplatz in Freiburg/Breisgau. 1904 tritt er als Postgehilfe in den Freiburger Postdienst ein. Durch ca. 40–50 berufsbedingte Versetzungen – besonders während des Saisonbetriebs in die Sommerfrischen des Schwarzwaldes – lernt er ganz Baden kennen und lieben, von Karlsruhe über Freiburg, den Hochrhein bis hin zum Bodensee, die Baar und Villingen. Mit seinem Umzug 1917 hierher wird die alte Zähringerstadt für ihn zur Heimat; zudem ist seine väterliche Verwandtschaft seit Jahrzehnten hier verwurzelt.

Als er 1915/16 beim Postscheckamt in Karlsruhe beschäftigt ist, beginnt Guido Schreiber, ernsthaft und regelmäßig zu zeichnen und zu malen. 1917 wird er endgültig nach Villingen versetzt. Dort lernt er den Maler Richard Duschek (1884–1959) kennen – ein Schüler Friedrich Kallmorgens und Meisterschüler Ulrich Hübners – dem er Wesentliches verdankt und beinahe lebenslang freundschaftlich verbunden bleibt. Das im Jahr 1994 fertiggestellte Werkverzeichnis Schreibers läßt erkennen, daß seine künstlerische Produktion seit dieser

Zeit stetig ansteigt. Vorher hatte er Natureindrücke schon fotografisch festgehalten, entscheidet sich dann aber für das Freihandzeichnen. Erste vereinzelte Versuche – 40 an der Zahl – datieren bereits aus den Jahren 1905–1914. Damals trifft er auch den Bodenseemaler Hans Dieter (1881–1968) in St. Georgen.

Seit 1915 ungefähr findet dann kein Spaziergang mehr ohne Skizzenblock statt. Als einen der größten frühen künstlerischen Erfolge wertete Schreiber eine Einladung zur Jubiläumsausstellung Hans Thoma (um 1919), die Max Wingenroth ihm ermöglicht hatte. So konnte er in Freiburg/Br. zwei seiner frühen Ölbilder zeigen.

Anfang der 20er Jahre beginnt der Autodidakt, sich durch Ausstellungsbeteiligungen zu profilieren. Vor allem der Freiburger Kunstverein zeigt seine Werke ab 1920 regelmäßig. Die Schriftleiter der *Badischen Heimat*, zunächst Max Wingenroth, später Hermann Eris Busse, unterstützen und fördern ihn dabei. Aber auch in Lahr 1923, Karlsruhe 1924 und in einer Einzelausstellung in Bruchsal 1929 sind seine Bilder zu sehen.

Am 23. Mai 1921 heiratet Schreiber Ella Rothweiler aus Villingen.

Neben Bleistift- bzw. Federzeichnungen und in geringem Umfang auch Aquarellen beschäftigt er sich zu Beginn der 20er Jahre zunehmend mit der Ölmalerei, die er aber um 1939 wegen einer Hautallergie aufgeben muß. In jenen 20 Jahren schafft er rund 200 Ölgemälde. Danach sind nur noch zwei Ölbilder belegt (jeweils eins von 1944 und 1946).

Für das Jahr 1923 läßt sich erstmals eine Ausstellungsteilnahme in Bad Dürkheim nachweisen, welche die Anerkennung Schreibers auch unter den Baaremer Künstlern belegt. Karl Merz (1890–1970, Donaueschingen), Hans Schroedter (1872–1957, Hausen vor Wald), Karl Bartels (1867–1944, Hogschür), Richard Ackermann (1892–1968, Villingen) und der Bildhauer Robert Neukum (1882–1971, Villingen) stellen mit aus. Um diese Zeit ist auch der Ankauf zweier Ölgemälde durch das Haus Fürstenberg belegt. Das „Haus in der Baar“ (sign., o. J.) und „An der Donau bei Gutmadingen“ (sign., 1923) [vgl. Feurstein, 1934] befinden sich heute in der Fürstenbergischen Gemäldegalerie zu Donaueschingen (Depot I, Fach 34 r).

In den 30er Jahren ist Schreiber an allen wichtigen Ausstellungen der Baaremer Künstler beteiligt, so auch in Donaueschingen 1932 und 1935. In Villingen schließt er sich dem Künstlerkreis um den Buchhändler Josef Liebermann (1892–1958) an, dem unter anderem die ortsansässigen Maler Max Roth (1903–1979), Paul Hirt (1898–1951) und Richard Ackermann angehören. Die beiden letzteren hat Schreiber wohl auch in den Freiburger Kunstverein eingeführt.

Neben regelmäßigen Gruppenausstellungen in verschiedenen Städten gibt es für die Künstler auch die Möglichkeit, in Buchhandlungen wie „Otto Mory“ (Donaueschingen) oder „Josef Liebermann“ (Villingen) auszustellen. Sprachrohr der Künstler sind der Bad Dürkheimer Karl Wacker, der Villingener Karl Höfler und nach dem Zweiten Weltkrieg Gustav Heinzmann, Max Rieple und Kurt Senn. Aus ihren Kritiken kann man eine positive Grundeinstellung herauslesen, die auf eine Mentorenfunktion hindeutet. Immer wieder kommen Vermittlungsprobleme zur Sprache, so z. B. bei Wacker im Villingener Volksblatt vom 27. 8. 1923 über die Dürkheimer Ausstellung „Baaremer Künstler“: *„Leider findet die Ausstellung nicht die Beachtung, die sie verdient. Selbst wenn man nicht in der Lage sein sollte, ein Werk der ernstschaftenden und auch wirtschaftlich schwer kämpfenden Künstler zu erwerben, sollte man doch wenigstens durch regen Besuch die Künstler zu fördern suchen. Sie sind es wert und verdienen es.“*

1924 kommt Schreibers erstes Kind, seine Tochter Dorothea, zur Welt.

1934 wird sein Sohn Franzsepp geboren, der bereits 1963 stirbt.

In den Jahren 1921, 1926 und 1938 liefert er Illustrationen für Artikel in der *Badischen Heimat*. 1926–1928 schmückt er das Wanderbuch des Schwarzwaldvereins (Ortsgruppe Villingen) mit kleinen, z. T. kolorierten Federzeichnungen. 1934 bebildert er den Stadtführer *Villingen, die tausendjährige Stadt* mit 15 kleinformatigen Aquarellen. Nach 1950 finden seine Ortsansichten im *Südkurier* ihren festen Platz. Seine Federzeichnungen in Max Rieples *Land um die junge Donau* (1951) und *Reiches Land am Hochrhein* (1954) ergänzen Prosa und Lyrik des Schriftstellers zu einer romantischen



Guido Schreiber

Liebeserklärung an die Heimat beider Künstler.

Am 5. Februar 1942 stirbt seine Ehefrau Ella.

Zu Beginn der 50er Jahre ändern sich Schreibers äußere Lebensumstände gravierend. Nach der Pensionierung 1951 verläßt er das heimatliche Villingen und zieht zu seiner Tochter nach Bochum ins Ruhrgebiet. Zahlreiche Reisen führen ihn auch weiterhin vor allem nach Süddeutschland und in die Schweiz und ermöglichen ihm so, Skizzenbücher mit Motiven aus der Baar, dem Schwarzwald, dem Hegau und dem Bodenseegebiet zu füllen. Doch auch in seiner Wahlheimat bieten sich ihm vielfältige und interessante neue Sujets. Der berufliche Ruhestand bringt ihm endlich genügend Zeit, sich völlig der künstlerischen Tätigkeit zu widmen. Auf endlosen Streifzügen entlang den Flüssen, Kanälen und Hafenanlagen und zu den Zechen des Reviers fasziniert ihn besonders die Industriearchitektur, die sich beim Betrachten des Gesamtwerks im nachhinein bereits in verschiedenen Bildern ab Mitte der 20er Jahre manifestiert. Zahlreiche Kohle-

zeichnungen und Aquarelle heute nicht mehr existierender Pütts, großer Schachtanlagen und Stahlwerke dokumentieren die Wege des Künstlers an Ruhr und Emscher ebenso wie Darstellungen der zum Teil noch in Trümmern liegenden Innenstädte. Bald jedoch entdeckt er in seinem neuen Lebensraum, der Ruhrlandschaft, auch die Idylle. Noch im hohen Alter zeichnet er pittoreske Fachwerkhäuser und romantische Stadtkerne mit der gleichen Urwüchsigkeit, die schon seinen früheren Werken innewohnt. Einmal auf dieses Phänomen angesprochen, sagte Guido Schreiber, der nie eine Kunstakademie besucht hat: „*Ich habe gezeichnet und gezeichnet, und zuletzt ist es halt so geworden.*“

Ein Sujet hat Schreiber im Spätwerk zu einem Hauptthema gemacht: den Baum. Mit Bäumen hielt er offenbar gern Zwiesprache. Bäume waren für ihn Personen, wenn nicht sogar Persönlichkeiten. Möglicherweise fand er sich in den einsamen, knorrigen Eichen und Buchen widergespiegelt; so hat er sie denn vielfach portraitiert und gleichsam ausdrucksstarke Bilder des Alters geschaffen.



Guido Schreiber, *Blick über Karlsruhe*, Aquarell, 1941, 36 × 50 cm, WVNr. KR 045



Guido Schreiber, *Mannheim (Hafen)*, Aquarell, 1927, 45 × 34 cm, WVNr. MA 035

Schreibers Geburtsort Bad Dür rheim erinnerte mit einer Werkschau 1969 im Rahmen der Ausstellung „Baaremer Kunst und Volkskunst“ und 1975 mit der „Gedenkausstellung Lucian Reich und Guido Schreiber“ an sein reiches bildnerisches Schaffen. Für Kurt Senn, der stets bemüht war, die Erinnerung an Schreibers Werk wachzuhalten, liegt der bleibende populäre Wert der Schreiberschen Arbeiten, die noch heute vereinzelt in Bürgerhäusern, Gaststätten und Bauernhöfen der Baar zu sehen sind, in der starken Heimatbezogenheit des Künstlers. Das schöpferische Ringen sei aus der alemannischen Volksseele gewachsen, von talentierten Sinnen zu Schönheit und Reife geformt und schließlich dem Gemüt und der Seele der Menschen in beglückender Form zurückgegeben.

Guido Schreiber, „de Moli“ oder „de molen-de Poschtle“, der in seiner Villinger Zeit neben den Malutensilien auch oft das Angelgerät dabei hatte, um an der jungen Donau zu fischen, stirbt am 12. November 1979 im hohen Alter von über 93 Jahren in Bochum, nachdem seine Hände und sein einst unbestechlicher Blick müde geworden waren.

Gedenkausstellungen 1982 in einer Villinger Galerie, zu seinem 100. Geburtstag 1986 in der Stadtparkasse Villingen sowie 1994 in der Donauhalle zu Donaueschingen und im Stadtmuseum Rottweil erinnerten bisher an sein Werk.

SCHREIBER IM KONTEXT SEINER KÜNSTLERKOLLEGEN

Wenn Schreiber die eher konservativen Maler Richard Duschek und Hans Dieter als Lehrmeister bzw. Vorbilder anführt, so überrascht das etwas in Anbetracht der seinen Werken zugeordneten Kritiken aus den 20er Jahren. Darin wird ihm Modernität bescheinigt, ein Vergleich mit van Gogh gezogen und ihm eine Mittlerfunktion zwischen den Villinger „Problematikern“ [z. B. Richard Ackermann, Paul Hirt, Ludwig Engler (1875–1922) und Waldemar Flaig (1892–1932), die zu einer in Ansätzen expressiven Bildsprache tendieren] und den Traditionalisten (Hans Schroedter u. a.) zugewiesen. Vielleicht ist Schreibers Schaffen selbst der eindrucksvollste Beweis für das Span-

nungsfeld der künstlerischen Auseinandersetzung in seiner Heimat zu jener Zeit. In dem bereits erwähnten Kernsatz zu seinem künstlerischen Werdegang – „*Ich habe gezeichnet und gezeichnet, und zuletzt ist es halt so geworden*“ – bekennt sich der Maler zu undogmatischem Arbeiten, das aus und von verschiedenen Anregungen lebt. Nach langem Ausprobieren („*... es waren mühselige Dinge, die da zusammengequält wurden ...*“) findet er eine unverwechselbare Handschrift. Die besonderen Fähigkeiten des Autodidakten liegen in der unakademischen und unverkrampften Umsetzung einer Formensprache, die im Kreis seiner Malerfreunde bzw. -konkurrenten erarbeitet und diskutiert wird.

Gleichzeitig bewahrt Schreiber zum Künstlerlertum Distanz. Der Postinspektor mit bürgerlicher Existenz, der für Frau und Kinder Verantwortung trägt, nutzt seine Zeit außerhalb der Schalterstunden, die Welt auf eigene Art und Weise zu entdecken und darzustellen. Gegenüber der breiten Bevölkerung hat Schreiber den Vorteil, durch versetzungsbedingte Ortswechsel seinen geographischen Horizont praktisch erweitern zu können. Im Gegensatz zu den Uhrenschildmalern des Schwarzwaldes, die ihre Nebentätigkeit als Broterwerb verstehen, sucht der belesene Autodidakt Schreiber einen geistigen Freiraum und die Kunst als Bedürfnis, die Welt zu erklären. Dabei erstaunt die Orientierung an den zeitgenössischen Strömungen und seine Begabung, Motive aus ihrer erlebten Umgebung eigenständig umzusetzen.

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten wird von offiziellen Stellen verstärkt eine neue, rückwärtsgewandte, systemkonforme Kunst gefordert. Für Richard Ackermann und andere progressive Künstler brechen schwere Zeiten an. Guido Schreiber hingegen, dem nie der Stempel einer bestimmten Kunstrichtung aufgedrückt wurde, kann relativ unbehelligt weiterarbeiten. Die 15 Illustrationen für den Villinger Stadtführer von 1934 und die Ausstattung der baulich umgestalteten Jugendherberge mit Aquarellen im Jahr 1938 dokumentieren seinen Rückhalt in der Stadt. Jedoch stellt er kaum noch aus. Ein kürzlich im Schreiber-Archiv (Bochum) aufgefundenes Papier belegt, daß der Künstler sich mit mindestens einem Werk bei der Deutschen Kunstaussstellung



Guido Schreiber, Entschenkopf, Nebelhorn, Rubihorn (Allgäu), Kohle, 1962, 47 × 39 cm, WVNr. ALL 073

1937 im Haus der Kunst zu München beworben hat. Das Aquarell „Am Untersee“ befand sich zur Bewertung im Jurybuch 921, Kiste 489, Stoß 38. Im Ausstellungskatalog ist es dann nicht mehr aufgeführt. Gründe hierfür sind unbekannt. Wenn man die Traditionalisten Duschek und Schroedter bei der gleichen Ausstellung zwei Jahre später mit ein bzw. zwei Werken vertreten weiß (Katalog 1939, S. 28, Lauf. Nr. 184; S. 77, Lauf. Nr. 1049–50), so könnte dies bedeuten, daß Schreibers Stil nicht den künstlerisch-ideologischen Erwartungen der Aussteller genügte.

Als Gustav Heinzmann nach dem Zweiten Weltkrieg im September 1946 die Ausstellung „Maler des Schwarzwaldes und der Baar“ im Villinger Haus der Jugend eröffnet, sind 31 regionale Künstler aller Richtungen mit insgesamt 256 Exponaten vertreten. Werke des Traditionalisten Schroedter hängen neben denen von Flaig und Ackermann. Die fortschrittlichen Künstler werden dabei allerdings durch die Anzahl ihrer gezeigten Arbeiten hervorgehoben. Schreiber ist mit 8 Aquarellen und Zeichnungen vertreten.

Als letzter künstlerischer Höhepunkt seiner Villinger Zeit muß die Einzelausstellung 1948 in der „Weltschau“ gelten. Danach zieht Schreiber sich weitgehend vom Ausstellungsbetrieb zurück, was nicht schwindender Popularität zuzuschreiben ist, sondern vielmehr seinen mit zunehmendem Alter prominent werdenden Charakterzügen Eigensinn und Sturheit. Noch oft wurde er nach seiner Übersiedlung 1951 ins Ruhrgebiet gebeten, er möge sich doch an Ausstellungen beteiligen. Doch nur sein Freund, der Heimatforscher Kurt Senn aus Ettlingen, konnte ihn zweimal dazu überreden, ansonsten arbeitete er ausschließlich für sich und wollte sein Werk niemandem zeigen, nicht einmal seiner Familie („*Ich füllte meine Skizzenbücher und blieb für mich . . .*“).

SCHREIBERS WERK

Bei der Betrachtung von Guido Schreibers mehrere tausend Arbeiten umfassendes Gesamtwerk fällt zunächst die problemlose Produktion auf. Eine Statistik der bislang gesichteten, inventarisierten und ausgewerteten Arbeiten zeigt, daß er zwischen 1916 und 1964

kontinuierlich gearbeitet hat und so durchschnittlich 100 Werke pro Jahr entstanden. 1951 und 1952, kurz nach seiner Pensionierung, waren es sogar erheblich mehr. Einschnitte gab es in den Jahren 1923/24 und 1942/43, nach dem Tod seiner Frau. Beim Aufspüren der mehr als 800 Orte, in denen er seine Motive fand, kann man fast immer auf eine vom Künstler genaue Datierung zurückgreifen. Zusammen mit den entsprechenden Ortsnamen ergeben sie ein fast lückenloses „Reisebilder-Tagebuch“. Oft entstanden mehrere Werke an einem Tag, selten gab es zwei Wochen ohne Zeichnung oder Aquarell. Der 10. Oktober 1925 war besonders produktiv. Da bringt Schreiber während einer viertägigen Reise Motive aus Lahr, Ruhbach, Mahlberg, Altdorf, Herbolzheim, Kenzingen, Haslach i. Br. und Tuniberg „*in den Kasten*“, wie er zu sagen pflegte. Obwohl er an manchen Tagen einen Ort mehrmals als Anregung für ein Werk nimmt, scheint für ihn doch der schnelle Blick wichtiger, das Erfassen einer bildhaften Situation, die er auf das Papier zu bannen sucht.

Zugang zu seinem Werk ermöglichen u. a. die Kritiken, die Guido Schreiber ab 1920 erhält. Dies ist insofern bemerkenswert, da er nach eigenen Angaben doch erst drei Jahre vorher – mit seinem Umzug nach Villingen – eine intensive künstlerische Auseinandersetzung beginnt.

Über seine Beteiligung am Freiburger Kunstverein 1920 ist zu lesen: „*. . . Wie [. . .] kann man sich doch freuen an dem frischen Drauflosgehen in den 5 Bildern von Guido Schreiber in Ölkreide gemalt. Da ist alles groß gesehen. Die mittelalterlichen, hohen und schmalen, dicht zusammengedrängten Häusergruppen sind sicher im Strich und farbenfreudig hingehauen. Wie prächtig wirkt das ‚Stadtort von Villingen‘. Selbst das Unscheinbarste und Kleinste ist zu einer Gesamtwirkung zusammengefaßt.*“

Ein Jahr später, als Schreiber an gleicher Stelle ausstellt, schreibt die Breisgauer Zeitung am 1. 3. 1921: „*Recht witzig sind die Ölkreidezeichnungen von Guido Schreiber, die das plastisch Greifbare aufs Glücklichste mit dem Humor des Gegenstandes ausdrücken.*“

Ebenfalls in Freiburg heißt es am 22. 3. 1922: „*Dem Künstler ist die Gabe geworden,*



Guido Schreiber
 ohne Titel (am Güterbahnhof in Villingen)
 Öl auf Leinwand, o. J., o. S., 42 × 48 cm, WVNr. ÖL 155

sich so recht einzufügen in die Stimmung der Stunde der Jahreszeit, die er in ihrem ganzen Zauber festzuhalten vermag.“

Karl Wacker rezensiert ihn im Villingener Volksblatt vom 27. 8. 1923 ähnlich: „[Schreiber] verzichtet auf die Wiedergabe aller Unwesenheiten, auch die äußere Form löst sich bei ihm auf in Farbe und Linie, ihn fesselt vor allem die immer wechselnde Beleuchtung und das vielfältige Spiel der atmosphärischen Erscheinung. Seine Bilder scheinen daher alle rasch aus dem unmittelbaren Erlebnis des Augenblicks hingeworfen.“

Die Frankfurter Zeitung berichtet am 30. 12. 1924 von der Karlsruher Weihnachts-

schau: „Eine Dorfstraße von Guido Schreiber gemahnt an van Gogh, doch behauptet sie bei näherem Zusehen ihr grüngelbgekurvtes elektrisch geladenes Eigenrecht.“

In einer Besprechung der Ausstellung der Schwarzwälder Malervereinigung in Villingen bemüht sich der Kritiker, die potentiellen Fähigkeiten der Künstler herauszuarbeiten. Zu Schreiber merkt er an: „Bei [ihm] bilden Wollen und Empfinden nicht immer organische Verschmelzungen. Der Wille siegt vielfach über die Gefühlskomplexe und erzeugt eine Zwie-spältigkeit, deren Überwindung er seiner Kunst, die qualitative Voraussetzungen hat, schuldig ist. Sein Vortrag hat manchmal etwas

Gewaltsames, fast absichtlich Kaltes. Davon spüren wir in seinen Aquarellen am wenigsten. Er verbindet hier Größe der Form mit ausgesprochenem Raumempfinden zur bestimmten Stilsicherheit.“

Von Karl Höfler ist am 12. 7. 1932 im Villingener Volksblatt über die Ausstellung „Baaremer Künstler“ in Donaueschingen zu lesen: „Guido Schreiber zeigt sich in stillen, feinen landschaftlichen Aquarellen als unbeirrbarer Schönheitssucher, der mit realistischem und doch kultiviertem Gestalten um Überwindung des Alltäglichen und Gemeinen durch die verklärende Wirkung der Kunst ringt. Aus seinen Aquarellen wachsen bei wiederholtem Betrachten immer neue Köstlichkeiten hervor, die erst durch längeres sinniges Beschauen aus ihren stillen Träumen geweckt sein wollen und dann zu kraftvollem Leben erstehen.“ Als der Schwarzwälder Bote einen Tag später über dieselbe Ausstellung berichtet, sieht der Rezensent den Künstler als „Brücke hinüber in die moderne Malerei“.

Über die in seiner letzten größeren Einzelausstellung in Villingen ausgestellten Werke erfährt der kunstinteressierte Leser am 21. 8. 1948 in Unser Tag: „Von allen Malern, die bisher in den Räumen des Volksbildungswerkes ihre Arbeiten zeigen, ist keiner im gleichen Ausmaß in die breiteren Schichten des Volkes gedrungen, wie Guido Schreiber, der gegenwärtig mit einer reichen Auswahl von Zeichnungen und Aquarellen aus den letzten Schaffensjahren die Ausstellung bestreitet. [...] Er hat einen wachen Sinn für das Licht, mit dem er seine Palette, seinen Schaukreis und seine Schöpfungen belebt und mit einer Daseinsfreude erfüllt, die auf den Beschauer zurückstrahlen und gleiche Empfindungen wecken muß. Mit der eigenartigen Sprache seiner Darstellungsweise, die manchmal von der umrißgesätigten Kontur zur Fläche strebt und sich anderwärts in flächiger Behandlung der Tonwerte wieder zur Linie zurückfindet, erreicht er Wirkungen, die überzeugen machen, daß er die Ausdrucksmittel zügelsicher beherrscht, durch Fundus, Schau und Übung zu einer Technik kam, die sehr eigenpersönlich ist und ihn auf seinem Hauptbetätigungsfeld, dem Aquarell, zum Stil führt. [...] Nicht in der Zufälligkeit der Stimmung, in der Schau des Gegenständli-

chen allein wird ihm die Erscheinungswelt sichtbar, mehr im Typischen, das er zusammengefaßt ins Charakterliche überträgt. Darum ist ihm das Licht nicht belebendes oder kontrastierendes Element für Einzelpartien, sondern Lebenselement des Bildganzen, das gewissermaßen aufgezogen als Farbakkord abgewandelt wieder in Erscheinung tritt. [...] Eine überraschende Wandlung vom Zeichnerischen ins Malerische, der Abkehr von den betonten Umrissen als Strukturgerüst zugunsten der Fläche und im erkennbaren Streben zur Raumbehandlung, müssen wir in den Arbeiten der letzten Zeit [...] feststellen. Hier ist mit einer verzichtenden Einfachheit eine Wirkung erzielt worden, die auf eine neue und fruchtbare Entwicklungsmöglichkeit hindeutet und den Erwartungen der Freunde seiner Kunst einen zuversichtlichen Auftrieb gegeben hat.“

In vielen Kritiken, selbst über seinen Tod hinaus, läßt ihn die Einschätzung des heimatlebenden Malers, der vorwiegend farbige und lebendige Aquarelle gestaltet, nicht mehr los. In Anbetracht und in Kenntnis des Gesamtwerkes allerdings sollte heute das heimatlebende Element weitergefaßt werden in ein „überregionales Erleben von Landschaft und Natur“, denn ein erheblicher Teil der Arbeiten entstanden auf Reisen quer durch Deutschland und die westlichen Nachbarländer.

In Ergänzung zu bekannten lokalen Ansichten von ortsansässigen Künstlern mit der gelegentlichen Tendenz zur erhöhenden oder sentimentalischen Sichtweise ihrer Heimat öffnen Schreibers Landschaften dem Betrachter den eher distanzierten Blick des Durchreisenden. Seine Bilder können unter diesem Aspekt gegenwärtig auch als Dokumentation der historischen und geographischen Veränderung der dargestellten Regionen gesehen werden.

RÜCKBLICK

Aus heutiger Sicht läßt sich Schreibers Werk etwa wie folgt zusammenfassen: Ein Autodidakt, der die künstlerische Entwicklung in seiner Heimat wach aufnimmt und sich wie ein Fisch im Wasser der modernen Formensprache bewegt, zeigt in den besten Arbeiten eine erfrischende Selbstverständlichkeit, die durch kei-



Guido Schreiber

Ü.-Langenordnach, Blei kol., 12. 10. 1910, o. S., 14 × 20 cm, WVNr. SK87_21

ne gedanklichen Spekulationen beeinträchtigt ist. Vorwiegend Aquarell-Arbeiten aus der ersten Hälfte der 30er Jahre belegen die bewußte Aneignung einer abstrakten Formsprache. In seinem Gesamtwerk ist dies jedoch eher die Ausnahme. Der Künstler braucht die Herausforderung vor dem Objekt, um zu einer Verlebendigung des Gegenstandes zu kommen. Dabei gelingt es ihm, Hausformationen in ein zerbrechliches Zusammenspiel zu bringen und Dorfidentitäten mit nervösem Strich herauszuarbeiten. Gerade in den frühen 30er Jahren erreicht Schreiber den höchsten Grad an Reduktion, wobei er den Werbegrafikstil der 50er Jahre vorwegnimmt. In ein fast geometrisches Liniengerüst der Landschaften spannt er in wenige Farbtöne gehaltene lavierte Flächen. Besonders durch Bleistift- und Federzeichnungen in seinen künstlerischen Anfangsjahren, die ihn zu einer differenzierten Gestaltung zwingen, führt er Elemente in sein Werk ein, die es ein Leben lang begleiten.

In seinen Ölgemälden arbeitet Schreiber auf den ersten Blick traditioneller. Doch ist es auch hier der direkt umgesetzte Natureindruck, der in realistischer Manier ohne große Kompositionsvorgaben eingefangen wird. Die meist kleinformatigen Arbeiten (30 × 40 bis 50 × 60 cm) leben zusätzlich durch ihre pastose Oberfläche. Bei der Suche nach Motiven ist der Künstler ebenso aufgeschlossen wie bei der Anwendung unterschiedlicher Mal- und Zeichentechniken. Stadtlandschaften stehen neben Industriebildern, landschaftlichen Natureindrücken, Interieurs und Stilleben; letztere wurden übrigens noch nie gezeigt.

Guido Schreibers Werk bis ca. 1950 sollte im Rahmen und vor dem Hintergrund einer kleinstädtischen südwestdeutschen Kulturlandschaft gesehen werden, in und mit der er lebte und aus der er seine Schaffenskraft schöpfte. Doch schon damals versuchte er, wann immer sein Beruf es ihm erlaubte, durch Reisen aus der Enge auszubrechen, so beson-

ders in den 30er Jahren, als er in die Schweiz (1933), nach Schleswig-Holstein (1936), Oberitalien (1939) und ins Elsaß (1940) fuhr. Die letzten 20 Jahre seines Schaffens sind vorwiegend geprägt vom Großstadtleben und den damit verbundenen kulturellen Veranstaltungen. Die nachgelassene reichhaltige Bibliothek des Malers umfaßt neben zahlreichen Monographien (z. B. *Anatomie für Künstler* und ähnlichen Lehr- bzw. Lernwerken) viele Ausstellungskataloge der Museen an Rhein und Ruhr. Doch auch im Ruhrgebiet bleibt Schreiber rastlos. Immer wieder zieht es ihn nach Süden. Er lebt und arbeitet zwischen Hektik und Beschaulichkeit, zwischen Metropolis und Heimat.

Schreiber ist ein wichtiges Zwischenglied in einer von extremen Positionen bestimmten Kunstregion. Er geht zwischen Moderne und rückwärtsgewandter Tradition seinen eigenen „malerischen“ Weg. In gewissem Sinne kann man ihm eine Vorreiterrolle zuerkennen, da er in seinen besten Werken mit fast traumwandlerischer Sicherheit die gegensätzlichen Pole überwunden hat. Darüber hinaus verdienen sein unermüdlicher Schaffenseifer und die dokumentarische Leistung Anerkennung, mit der er seinen Lebensraum aufgenommen, wiedergegeben und der Nachwelt tradiert hat. Dies geschah überwiegend in der Einsamkeit der Natur oder der Abgeschiedenheit seines Wohn-/Arbeitsraumes. Offensichtlich hat Schreiber nicht im Bewußtsein gelebt, durch schöpferische Selbstverwirklichung der Kunst und ihrem Umfeld neue Impulse zu geben. Seine Verantwortung galt in erster Linie der Familie. Neben der beruflichen Tätigkeit gehörte die kreative Arbeit zum Tagesgeschäft. Andernfalls hätten die Werke dem Maler vielleicht schon zu seinen Lebzeiten größere Anerkennung gebracht. Er war eben ein Stiller im Ländle.

Bibliographie

- [1923] Wacker, Karl, „Baaremer Künstler“, in: Villinger Volksblatt, 27. 8. 1923
- [1926] Feurstein, Heinrich, „Berichte; ‚Donaueschingen: Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen. An bemerkenswerten Zugängen aus jüngster Zeit sind zu verzeichnen:““, in: *Oberrheinische Kunst*, 1, 1925/26, S. 47
- [1926] Vordtriede, Käthe, „Ausstellung im Kunstverein Freiburg“, in: *Volkswacht Freiburg*, 26. 3. 1926
- [1926] Schwarzweber, H., „Freiburger Kunstverein“, in: *Freiburger Zeitung*, März 1926
- [1929] Höfler, Karl, „Ausstellung des Kunstvereins Bruchsal“, in: *Badischer Beobachter*, 29. 5. 1929
- [1932] Höfler, Karl, „Ausstellung Baaremer Künstler in Donaueschingen“, in: *Villinger Volksblatt*, 12. 7. 1932
- [1934] Feurstein, Heinrich (Bearb.), *Verzeichnis der Gemälde der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen zu Donaueschingen*, 4. Ausg., Donaueschingen 1934, S. 95
- [1934] Höfler, Karl, „Villingen, die tausendjährige Stadt im Schwarzwald“, in: *Villinger Volksblatt*, 13. 10. 1934
- [1935] Wagner, Eugen, „Villingen“, in: *Beilage der Saarbrücker Landeszeitung*, 14. 6. 1935
- [1935] Hartmut, E., „Kunstaussstellung Donaueschingen“, in: *Schwarzwälder Bote*, 14. 12. 1935
- [1936] Thieme, U. / Becker, F., *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart*, Leipzig 1907–1950, Bd. 30, 1936, S. 281
- [1938] Classen, Hermann, „Weihnachtsausstellung im Freiburger Kunstverein“, in: *Freiburger Zeitung*, 3. 12. 1938
- [1940] Zeesener Buch 1939, Berlin 1940, Abb.: „Häuser am Mühlenweiher, Neudingen, Winterlandschaft“, Öl 1930, S. 273; Text: S. 372
- [1941] Wulst, F. Otto, „Bei Guido Schreiber“, in: *Schwarzwälder Tagblatt*, 10. 12. 1941
- [1946] Heinzmann, Gustav, „Die Gemäldeausstellung in Villingen“, in: *Schwarzwälder Post*, 18. 10. 1946
- [1946] Rieple, Max, „Das Bild der Baar. Nachklang zur Donaueschinger Kunstaussstellung“, in: *Südkurier*, 13. 12. 1946
- [1948] anon. (B.N.), „Ausstellung Guido Schreiber in Villingen“, in: *Unser Tag*, 21. 8. 1948
- [1958] Vollmer, H., *Künstlerlexikon des 20. Jahrhunderts*, Leipzig, Bd. 4, 1958, S. 218
- [1962] Neugart, Hermann A., „80 Skizzenbücher mit je 50 Blatt“, in: *Südkurier*, 12. 1. 1962
- [1962] Mayer, Ferdinand, „Der Maler Guido Schreiber“, in: *Alb-Bote*, 5. 5. 1962
- [1969] Senn, Kurt, „Begegnung mit Guido Schreiber in Bad Dürrheim. Maler der Baar mit Seele und Gemüt“, in: *Südkurier*, 8. 8. 1969
- [1969] Senn, Kurt, „Guido Schreiber“, in: *Senn/Schneider/Rothenbiller (Hrsg.), Bad Dürrheim. Weg und Ziel. Handbuch des Heilbades, Karlsruhe 1969*, S. 307–309
- [1971] Mones, „Er kennt keine Freizeitprobleme. Ein Besuch bei dem Maler und Postbeamten Guido Schreiber“, in: *Christl von der Post*, 2, 1971
- [1975] Neugart, Hermann A., „Bekannter Villingen grüßt seine Heimat“, in: *Südkurier*, 1975
- [1976] Senn, Kurt, „Guido Schreiber wurde jetzt 90 Jahre alt“, in: *Neckarquelle*, 19. 5. 1976

- [1986] Mey, Angelika, „Heimat – Quelle künstlerischen Schaffens“, in: Neckarquelle, 13. 5. 1986
- [1993] Losert, Wolfgang, „Die posthume Entdeckung eines neuen Landschaftsmalers der Baar“, in: Südkurier, Ausgabe Donaueschingen, 14. 8. 1993
- [1994] anon. (ahk), „Streifzüge eines malenden Postle“, in: Südkurier Magazin, 14. 4. 1994, Nr. 85, S. 12–13
- [1994] Beathalter, Manfred, „Guido Schreibers Gesamtwerk: Locker aus dem Handgelenk gemalt“, in: Badische Zeitung, 29. 3. 1994
- [1994] Schweers, Hans F., Gemälde in deutschen Museen, 2. aktual., erw. u. verb. Ausg., 1994; T. 1, Bd. 4., S. 1686; T. 3, Bd. 8, S. 318
- [1994] Zoller, Andreas, Guido Schreiber, Streifzüge durch die Baar, 1994, Ausstellungskatalog Donaueschingen, Donauhalle, 26. 3.–4. 4. 1994
- [1995] Hohenstein, Berit, „Erstmals Aquarelle von Guido Schreiber“, in: Mittelbadische Presse, 3. 5. 1995
- [seit 1920] ca. 40 weitere Zeitungsartikel und Rezensionen im Schreiber-Archiv, Bochum
- [1926] Zimmermann, J., „Über den Schienerberg und um die Höri“, in: Badische Heimat, 13, 1926, S. 152–162, 2 Abb.; S. 153 u. 162
- [1926] Wanderbuch der Ortsgruppe Villingen e.V. des Schwarzwaldvereins, Villingen 1926–1928 (Unikat); ca. 12 Illustrationen (kolorierte Federzeichnungen)
- [1934] Villingen, die tausendjährige Stadt (Stadtführer), Hrsg.: Wilhelm Steuerwald, 1934
- [1938] Baader, Emil, „Stadt- und Dorflandschaften der Baar“, in: Badische Heimat, 25, 1938, S. 405–426, 14 Abb.; S. 405, 407, 409–411, 413–415, 417, 419–420, 422–423, 425
- [1951] Rieple, Max, Land um die junge Donau, Konstanz 1951, 28 Abb.; S. 10, 14, 17, 26, 39, 47, 58, 62, 64, 72, 77, 81, 93, 101, 109, 121, 126, 130, 134, 150, 155, 156, 160, 170, 173, 175, 180, 189
- [1954] Rieple, Max, Reiches Land am Hochrhein, Konstanz 1954, 11 Abb.; S. 13, 32, 65, 74, 101, 132, 152, 154, 170, 172, 211
- [1950–1960, bes. 1953–1954] Regelmäßige Illustrierungen von Artikeln im Südkurier

Illustrationen

- [1921] Wingenroth, Max, „Löffingen“, in: Badische Heimat, 8, 1921, S. 161–169; Abb. S. 161–164

Anschrift des Autors:
 Hans-Jörg Pott
 Charlottenstraße 11
 D-44799 Bochum



HORST ANTES — KERAMIK 1962–1988

im Badischen Landesmuseum Karlsruhe/Museum in der Majolika-Manufaktur 19. November 1995 – 14. April 1996

An Picasso, aber auch an Chagall und Miró denkt man, wenn von Malerkeramik die Rede ist.

Bisher ziemlich unbekannt ist dagegen das immerhin 450 Objekte umfassende keramische Werk des Malers Horst Antes, das jetzt erstmals in einer repräsentativen Auswahl gezeigt werden kann. Die Präsentation steht in der Tradition der bisherigen Künstlerkeramik-Ausstellungen des Badischen Landesmuseums von Emil Schumacher, Herbert Kitzel, Asger Jorn und A.R. Penck.

Horst Antes schuf nach einigen Versuchen 1962 eine erst große keramische Werkgruppe 1964/65 in der Werkstätte des bekannten Töpfers Horst Kerstan in Kandern, der Wirkungsstätte von Max Laeuger und Richard Bampi. Hier setzte der Künstler zuerst gedrehte Teile zusammen, die er durch Anmodellierungen zu Figuren verfremdete. Meistens jedoch bemalte er Gefäße mit glatter Wandung, deren Thematik eng mit dem malerischen und insbesondere dem grafischen Werk der Zeit zusammenhängt.

In der zweiten, ebenfalls bei Kerstan entstandenen Gruppe von 1971/1972 dominieren freiplastische Objekte aus schamottiertem Ton. Von magischer Eindringlichkeit erfüllt, spiegeln sich in den figürlichen Motiven neben Einflüssen der Kunst der Hopi-Indianer und Eskimo Gestaltungsprinzipien seiner eigenen Metallplastik.

Im Jahre 1985 bemalte Antes zum ersten Mal Geschirrkernamik, die in einer Werkstätte in der Toskana hergestellt wurde. Sie ist charakteristisch durch das rötliche Tonmaterial und die sparsame Farbigkeit von Grün, Gelb, Blau und Schwarz, die manchmal auch fayenceartig auf weißem Grund eingesetzt wurde. Tiere, Augen, Fenster, maskenhafte Gesichter und vereinzelte

Figuren bevölkern Schalen und Teller. Nicht selten sind auch in der Tradition der Bauernkeramik stehende gesprenkelte Dekore oder Muster aus abstrakten Farbflecken anzutreffen.

Im schöpferischen Umgang mit dem Ton gelangen Antes neue Gestaltungs- und Ausdrucksformen, die in ihrer Vielfalt sowohl im Technischen, als auch im Formalem und im Dekor überraschen und faszinieren.

Zur Ausstellung erscheint ein umfangreicher, von Horst Antes gestalteter, Katalog mit dem Werkverzeichnis aller Keramiken inklusive einiger Arbeiten in Porzellan, außerdem eine Vorzugsausgabe.



Figur mit Vogelkopf, 1971

*Horst Antes Arbeiten – Sammlungen 1959–1995
18. 11. 95–25. 2. 96 im Prinz-Max-Palais Karlsruhe*

Kunsth Handwerk und Kunstmarkt

Kunstgalerie Springmann in Freiburg feierte Jubiläum

Zum 20. Geburtstag der renommierten Kunsthandlung Springmann in Freiburg, zu deren Besonderheiten die geglückte Verbindung des Kunsthandwerks, des Rahmenateliers – mit Entwurf und Herstellung, Vergoldung und Patinierung nach traditionellen und eigenen Techniken – mit dem Wagemut des Galeristen und regelmäßigen Ausstellungen zeitgenössischer Künstler gehört, fanden sich erwartungsgemäß viele interessierte Besucher ein. Man schätzt hier ganz offensichtlich die besondere Atmosphäre, die bei Springmann zum Dialog zwischen Kunst und Publikum einlädt. Die Künstler werden hier gut und zuverlässig betreut, und auch der kunstorientierte Gast und potentielle Käufer faßt Vertrauen in das kunstsinnig, stilvoll und vornehm praktizierte Handwerk der Rahmungskunst, aber auch in die Qualität der angebotenen Bildwerke. So ist heute Springmann eine unangefochten gute Adresse der Kunstszene in Freiburg.

Zur Vernissage aus Anlaß des Firmenjubiläums sprach Professor Gerhard Walther, Referent für Bildende Kunst am Oberschulamt Freiburg. In humorvoll unterhaltsamer, geistreicher Weise skizzierte er die historische Entfaltung, nachdem sich Joseph Springmann – ausgebildet als Kirchenmaler – entschloß, sich selbständig zu machen in einem Geschäft mit Einrahmungen, Vergoldungen und mit dem Verkauf alter Graphik. Von Beginn an wurde das Rahmen als förderndes, jedoch dem Kunstwerk untergeordnetes künstlerischen Handwerk verstanden. Inzwischen arbeitet mit dem Sohn Hendrik und Verena Siegel ein festes Team hoch spezialisierter Könnner in Springmanns Atelier. Der Umzug in neue, größere Räume in der Gerberau bot die Chance, das

Rahmenfachgeschäft im Sinne einer Galerie zu erweitern. Professor Walther: „In einem Rahmengeschäft eine Rahmengeschichte zu finden, die jedem gerecht wird, ohne den Zeitrahmen zu sprengen und um Gottes willen nicht aus dem Rahmen zu fallen, kann ich mir als Kunsterzieher nur so vorstellen, daß ich zunächst über Rahmen spreche“. Dies tat er auch; kenntnisreich und amüsant führte er ein in die Geschichte der Rahmenkunst der letzten tausend Jahre.

Wie „sensibel und völlig unterschiedlich“ der Rahmenbauer auf das zu rahmende Kunstwerk reagiert und wie er feinfühlig und intuitiv damit eine Einheit zu schaffen vermag, zeigte Gerhard Walther anschließend am Beispiel dreier international anerkannter Künstler, von denen jeder schon einzeln bei Springmann ausgestellt hatte und die für dieses Jubiläum eindrucksvolle Werke gemeinsam präsentierten:

- Rolf Knie, 44 Jahre alt, aus der Zirkusfamilie Knie stammend, schon lange aber weltweit bekannt als Maler, dessen Werke das Vergnügen und die bunte Welt unter der Zirkuskuppel illustrieren. Eine systematische professionelle Ausbildung hat Rolf Knie nicht. „Alles, was ich gelernt habe, habe ich nie gemacht, und was ich gemacht habe, habe ich nie gelernt“, soll er einmal gesagt haben. Und was er heute macht, ist meisterhaft – und seine Bilder werden gerne gekauft. Und sie sind auch passend gerahmt, meinte Professor Walther: „Seine realistisch zupackenden Tierporträts z. B. sind auf herausgeschnittenen Zeltteilen gemalt, da gibt es Schnüre und Ösen, also auch unebene Ränder, die eine Herausstel-



Vicente Moltó – Öl auf Leinwand. 1991



Rolf Knie – Lithographie. 1994

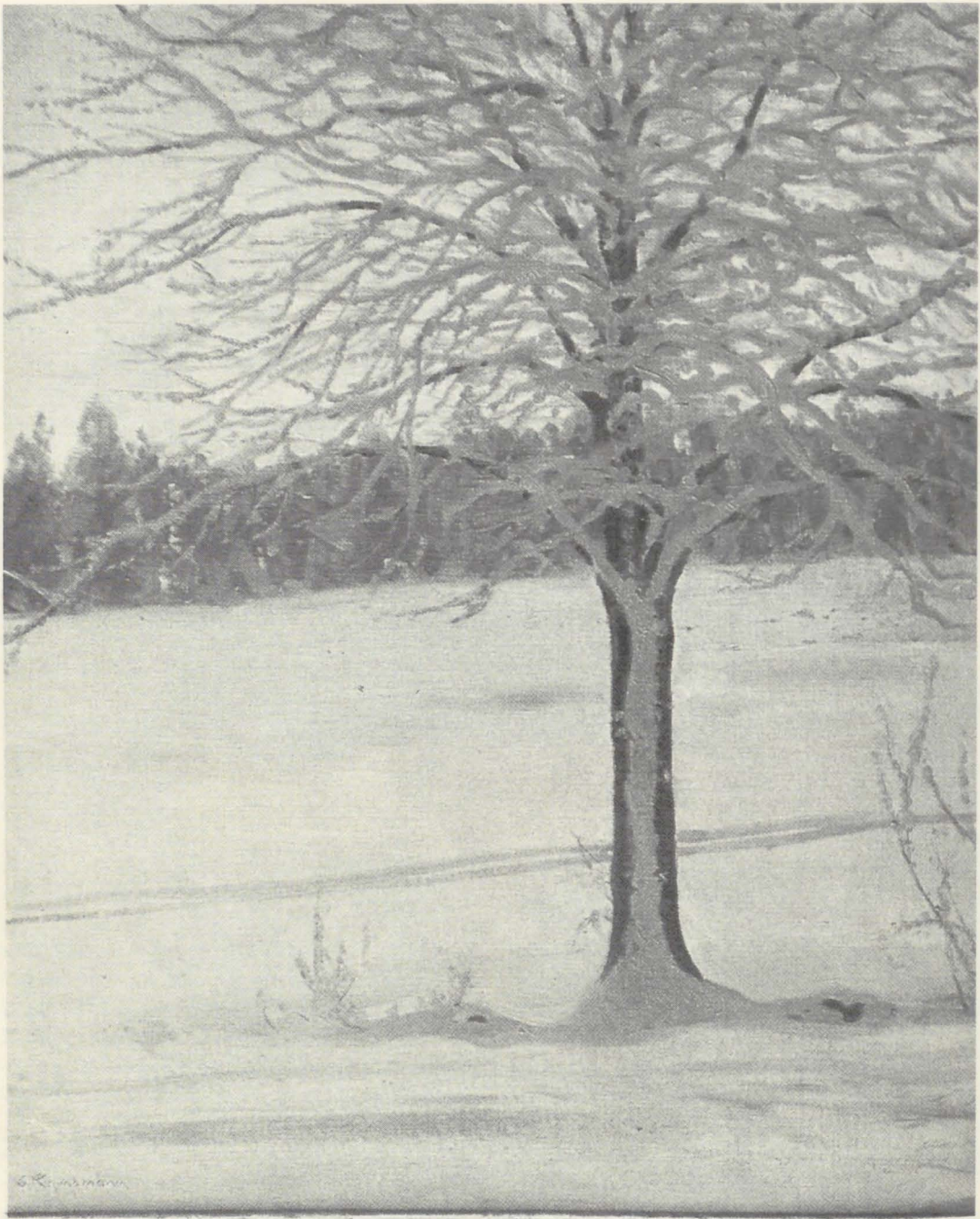
lung im Kasten des Rahmens verlangen. Faustregel: Je realistischer, desto breiter der Rahmen“.

- Hans-Günther van Look, 1939 in Freiburg geboren, Doppelstudium in Karlsruhe bei Georg Meistermann und bei Egon Eiermann, viele Studienreisen, Stipendiat der Villa Massimo. Gerhard Walther: „Konkrete, ungegenständliche Malerei, deren Farben, Flächen und daraus entstehende Farbräume aus der Reflexion des Umganges mit der durchaus gegenständlichen Form entstehen. Wir sehen Bilder ohne einengendes Passepartout, sie werden sozusagen in die Räumlichkeit gelegt, ungehindert können sich die Lichthorizonte entfalten“.
- Und der Dritte: Vicente Molto, 1948 in Valencia geboren, Professor der Farbkomposition an der Kunstakademie Düsseldorf. Bei seinen erfolgreichen Ausstellungen begeistern vor allem die strahlenden Farben und spanisches Temperament. Professor

Walther: „Vicente Molto malt mit hellen, leuchtenden Farben, in zusammenfassenden Abstraktionen, Bilder voller Sonne, Heiterkeit und oft unbekümmerter Fröhlichkeit. Hier reagiert der Rahmenmacher mit hellen patinierten Kreidegründen und dem eleganten Weißgold, in Handarbeit auf vielen Schichten des Untergrundes aufgetragen, die das Bild besonders wertvoll erscheinen lassen“.

Es darf als ungewöhnlich bezeichnet werden, daß drei so unterschiedliche, selbstbewußte und erfolgverwöhnte Künstler gemeinsam und ganz ohne Kollegenneid hier ausstellten. Es spricht für die eingangs erwähnte besondere Atmosphäre der Kunstgalerie Springmann, daß dies möglich war.

Anschrift des Autors:
Adolf Schmid
Steinhalde 74
79117 Freiburg



Gustav Kampmann: *Morgens früh*, 1910, Öl/Lwd., 55 × 66 (Privatbesitz)

Hans Hauser — Dichter alemannischer Mundart

Lebensweg und -werk anlässlich seines 4. Todestags gewürdigt

Es war ruhig geworden um Hans Hauser, als er am 4. März 1991 nach längerer Krankheit gestorben ist. Die Zeit des aktiven dichterischen Schaffens des Villingener Mundartdichters lag schon einige Zeit zurück, man wußte, daß seine Tage innerhalb der geliebten Villingener Stadtmauern gezählt waren. Dennoch hatte die Nachricht von seinem Ableben neben seinen Familienangehörigen viele Freunde und Bekannte tief betroffen gemacht. Villingen war um eine Persönlichkeit ärmer geworden. Werner Huger, der szt. Vorsitzende des Villingener Geschichts- und Heimatvereins, dessen Ehrenmitglied Hans Hauser seit 1982 war, konnte die Abschiedsrede über dem Grab von Hans Hauser nicht eindrucksvoller halten als mit dem Gedicht Hausers über die Endlichkeit des irdischen Daseins, das der Dichter den Villingern und der Bevölkerung der Baar in der vertrauten Mundart¹ hinterlassen hat:

Schick Di drii

*'r isch kurz der Weag: Vum Kindbett aa
de Brigach nab i d'Altstadt nus,
's stond a de hundert Marke dra,*

*doh kum on lauft ell hundert us.
Vor dra denksch, goht es Marbe zue.
Wärs au en Kriizweag gsi, e Bueß,
jetz wettsch, de hetsches nohmol z'due,
und wenn es sii müeßt, gängisch z'fueß.*

*'s isch übelziitig über d'Bruck,
de woesch, dert goht es hinnenab,
de schächisch emol widder z'ruck
und zellsch di gloffne Marke n ab.*

*Bis endli selber zue der saisch:
Wa hauni eigentli noh z'due?
Und zmols de Löffel vu der keisch,
Gottlob! Jetz hätt die arm Seel Rueh!*

HAUSERS KINDHEIT UND JUGEND ALS QUELL UND HÜRDE ZUGLEICH

Hans Hauser wurde als Johann Baptist Hauser am 16. Oktober 1907 in Villingen geboren; seine Eltern waren Adolf Hauser und Agathe Grüninger, eine Nachfahrin aus der alten Villingener Glockengießersippe Grüninger. Als jüngstes Kind unter acht weiteren Geschwistern wuchs er in der Villingener Rietgasse auf. Das dortige Haus Nr. 8 war ihm Heimat und Mittelpunkt seiner Kindheit und Jugend. Die überschaubare, vertraute Welt dieser Gasse, die — innerhalb der historischen Stadtmauern gelegen — ein zentraler Ort über tausendjähriger Stadtgeschichte ist, war für Hans Hauser der Platz, an dem seine persönliche und dichterische Entwicklung die stärksten Wurzeln hatte.

Er hat anlässlich einer hohen Ehrung, die ihm 1982 zuteil wurde, in einer eindrucksvollen Schilderung umrissen, wie sehr sein Elternhaus für sein ganzes späteres Leben prägend war. Es entsprach seiner tiefen Bescheidenheit, wenn er zu seinem dichterischen Schaffen meinte, „er wisse nicht, ob das Geschaffene eine Leistung war.“ Er hielt das Erzählen in Reimen, das Dichten über seine geliebte Stadt „für ein Spiel, das uns die Mütter in die Wiege gelegt haben.“ Das Spiel des Dichtens sei „die ersten zwölf Jahre seines Lebens von seiner Mutter gelenkt worden.“

Er führte dankbar aus: „Sie war eine unermüdliche Erzählerin, deren Geschichten aber keine Könige, keine Prinzessinen und keine Zauberer gekannt haben. Es waren die Legenden zum eigenen Geschlecht; es waren die Anekdoten um unsere Großväter und Großmütter bis in's 16. Jahrhundert zurück. Sie alle – die einen mehr, die anderen weniger, haben mitgewoben und mitgeknüpft am Teppich unserer Stadt.“ Seine Mutter habe alles, was an Bräuchen und Sitten noch in der Erinnerung war, mit ihren Kindern durchgespielt und damit lebendig erhalten. So sei er gleichsam spielend über seine eigene Familiengeschichte zur Stadtgeschichte und zur Geschichte und Sprache des süddeutschen Raumes gekommen.

Da Hans Hausers Vater bereits in seinem fünften Lebensjahr starb, trug seine Mutter die ganze Last einer zehnköpfigen Familie. Sie sei eine sehr starke Frau gewesen, betonte Hauser immer, wenn er von seiner von ihm stets hochverehrten Mutter sprach. Sie habe ihr Schicksal mit unerschütterlichem Gleichmut und natürlicher Einfachheit gemeistert und trotz der täglichen Mühsal Zeit und Muße gefunden, ihren Kindern eben jene geistige Zuwendung angedeihen zu lassen, aus der er die grundlegende Inspiration für sein späteres dichterisches Schaffen bezog.

Hauser empfand sein zehntes Lebensjahr als ein Jahr, in dem seine Kindeheit durch eine markante Zäsur zu Ende ging: es war das Jahr, als – wie er sich erinnerte – „die Söhne der Fabrikanten, der reichen Geschäftsleute und der Eisenbahnbeamten hinüberwechselten auf das Gymnasium“. Obwohl sein Rektor die bescheidenen finanziellen Verhältnisse kannte, suchte er seine Mutter auf, um ihr den Wechsel des Sohnes auf die höhere Schule vorzuschlagen. Der hochbegabte Junge sollte später Pfarrer werden, das Schulgeld wäre dann von der Kirche getragen worden.

Der Wechsel auf die höhere Schule kam für Hans Hauser nicht zustande, gleichwohl war in ihm schon früh das Interesse an vielem geweckt, das er sich von einer Laufbahn versprochen hatte, die mit dem Eintritt in das Villingener Gymnasium hätte beginnen können. Er erinnerte sich später dankbar jener Freunde, die – so wie die abgetragenen Kleider der Reichen auf die Ärmern übergingen – ihm die ausgele-

senen Schulbücher schenkten. Er verschlang den Stoff zur griechischen und römischen Geschichte, die antiken Sagen und die biologische und geologische Schulliteratur mit vielleicht größerer Wißbegierde als die ursprünglichen Besitzer der Bücher.

Geradezu gefesselt war er von Büchern über die Metrik, begeistert erinnerte er sich später an seine Empfindungen zur Lektüre über die Dichtkunst. „Da lag nun plötzlich der ganze Schatz der Dichtung, den ich irgendwie geahnt oder gesucht hatte, vor mir ausgebreitet, angefangen von Homers „Ilias“ und der „Odyssee“, über Vergils „Äneis“ und die germanische „Edda“ und „Thule“ hin zum mittelhochdeutschen Nibelungenlied und zu Opitz und den freien Rhythmen Goethes“, erinnerte sich Hauser.

Er resümierte, „da er keine Lehrer hatte, die ihm ein Ziel hätten weisen können, habe er auch keine Zensuren bekommen. So seien ihm auch „schulische Alpträume erspart geblieben und die Dichtung sei ihm Spiel und Freude geblieben. Es sei alles natürlich viel langsamer gegangen, er sei Abwege, Irrwege und Umwege gegangen“.

Das Jahr 1921 hielt für den 14jährigen Hauser ein weiteres prägendes Erlebnis bereit: sein Wunsch, eine Buchhändlerlehre absolvieren zu dürfen, wurde vom damals einzigen Villingener Buchhändler vereitelt, der eine höhere Schulbildung voraussetzte. Hans Hauser wurde Eisenhändler. Er erlernte diesen Beruf bei der Eisenwarenhandlung Berweck in der Villingener Rietstraße. Schon kurze Zeit nach Abschluß seiner Lehrzeit zog es den jungen Kaufmann dann in die Fremde, er wechselte zu einem Handelsunternehmen nach Haslach im Kinzigtal.

BEMERKENSWERTES FRÜHWERK DES DICHTERS

Ob die ersten literarischen Arbeiten des jungen Hans Hauser dort im Kinzigtal oder noch Zuhause in Villingen entstanden sind, ist unsicher. Jedenfalls erschienen die ersten Arbeiten von ihm in der Haslacher Tageszeitung. 1927 wurde ein Brief Hausers abgedruckt, in dem er einen im Ausland lebenden Freund bittet, aus Anlaß des 90. Geburtstages des von



Hans Hauser, ca. 1927

beiden geliebten Haslacher Pfarrers und Schriftstellers Heinrich Hansjakob ihn in Haslach zu besuchen; schon dieser Brief ist voller Poesie.

Daß der erst 20jährige Hans Hauser schon 1927 in Haslach kein unbekannter Literat mehr war, belegt eine kurze Zeitungsnotiz, in dem von dem „brillenbehafteten Studiosus Hans Hauser“ die Rede ist. Ebenfalls in der Haslacher Zeitung erschienen die dramatische Erzählung „Horch, wie die Glocke so schaurig klingt . . .!“ , der Aufsatz über den „Besuch im Kloster“, ein „Gedenkblatt für den Haslacher Kunstmaler Carl Sandhaas“; diese Arbeiten zeigen zusammen mit den 1926 und 1927 erschienenen Gedichten „Ewigkeit“ und „Gebet“, welche Schaffenskraft der junge Hauser bereits entwickelt und daß er bereits einen regionalen Bekanntheitsgrad erreicht hatte. Diese Werke sind voller jugendlicher Leidenschaft, in einigen von ihnen strahlt die glühende Verehrung für die beiden Haslacher Künstler Heinrich Hansjakob und Carl Sandhaas durch.

Sein weiteres dichterisches und mithin nebenberufliches Schaffen in Haslach stand dann unter dem Zeichen leidenschaftlich durchlebter und erfüllter wie unerfüllter Liebe; es entstanden die Gedichte „Herbstgefühl“, „So seh' ich Dich“, „An die Geliebte“, „Sehnsucht am Morgen“ und „Das Grab in der Heide“. Ob sein Gedicht „Letzter Gruß“ den Abschluß seiner Haslacher Zeit markiert, ist nicht bekannt; es kann auch ebenso wie sein Gedicht „Herzeleid“ das Dokument einer amourösen Episode sein und erst später und rückblickend auf seine Haslacher Zeit entstanden sein.

1928 ERSCHIEN DER ERSTE GEDICHTBAND HAUSERS

So, als habe Hans Hauser nur warten wollen, um in der Fremde sein übervolles Herz literarisch auszuschütten, sind in dieser Zeit aus der Feder des 20jährigen eine Vielzahl von Gedichten entstanden, die zwischen Überschwang und tiefer Depression, zwischen Hoffnung und Verzweiflung, zwischen Haß und Liebe hin- und herirren und in leidenschaftsvoller Poesie von lauten Klagen bis hin zu ganz leisen und offenbar persönlich adressierten Liebesversen reichen. Sie sind im ersten Gedicht-

band zusammengefaßt, der im „Frühling 1928“ von einem Haslacher Verlag herausgegeben wurde.

Dieses bemerkenswerte Zeugnis des dichterischen Frühwerks von Hans Hauser war auch in Villingen wohl ebenso in Vergessenheit geraten wie die Tatsache, daß der alemannische Mundartdichter Hauser seine ersten und auch spätere Arbeiten in hochdeutsch verfaßt hatte.

Hans Hauser hatte in dem Städtchen Haslach eine bedeutende Entwicklung erfahren und tiefe persönliche Bindungen erlebt, die für sein weiteres Leben und dichterisches Schaffen vielleicht ähnlich prägend waren, wie seine Kindheit im Villingener Riet. Mit seiner Haslacher Zeit schließt die erste Schaffensperiode Hausers.

HAUSERS RÜCKKEHR NACH VILLINGEN UND DIE 30ER JAHRE

Aus der Zeit nach seiner Rückkehr nach Villingen in den frühen 30er Jahren ist wenig überliefert. In seinem späteren Werkverzeichnis notierte Hauser lediglich eine Arbeit, die er 1934 abgeschlossen und mit dem Titel „Lästerchronik“ überschrieben hatte. Sie unterscheidet sich deutlich von seinen ersten, überwiegend poetischen Arbeiten. Diese Chronik gleicht mehr einem Erfahrungsbericht, einer Art Zwischenbilanz seiner Jugend, die neben glücklichen häuslichen Erfahrungen leidvolle persönliche Erlebnisse aufweist. Die erlittenen Benachteiligungen gegenüber den Alters- und Zeitgenossen mit herkunftsbedingt besseren Lebens- und Entwicklungsbedingungen schrieb er sich ungeschminkt von der Seele. Hauser hatte seine Lebenssituation schriftstellerisch zu bewältigen versucht. Die „Lästerchronik“, die wohl von Anfang an nie zur Veröffentlichung bestimmt war, bildet den vorläufigen Schlußpunkt einer literarischen Entwicklung, die erst etliche Jahre später ihre Fortsetzung und Wandlung zugleich erfahren sollte.

Die weiteren 30er Jahre waren geprägt durch persönliche und berufliche Aufbauphasen. Hans Hauser war in Villingen wieder als Kaufmann beschäftigt, er heiratete 1936 Irma Schmid aus der Villingener Kanzleigasse. 1937

wurde die Tochter Gretel geboren. Diese Zeit Hausers in Villingen ging mit seiner Einberufung zu Reichsarbeitsdienst und Wehrmacht zu Ende. Er war Soldat bis 1944, als er in russische Gefangenschaft geriet.

ALS DICHTER UND ZEICHNER HINTER STACHELDRAHT

Die Zeit seines Soldatseins und insbesondere seiner Gefangenschaft, die bis 1947 andauern sollte, wäre neben vielen anderen vergleichbaren Schicksalen hier nicht besonders zu erwähnen, hätte Hans Hauser nicht über die Not und das Leiden dieser Zeit Zeugnisse einer weiteren Schaffensperiode hinterlassen. Seine dichterische Schaffenskraft war also nie erloschen, sie war auch in Zeiten scheinbarer Unproduktivität wohl stets präsent und erfuhr unter schier unmenschlichen Existenzbedingungen andere Ausdrucksformen und völlig neue Wirkungen auf alle jene, denen Hauser mit seiner Kunst ein wenig Lebensfreude vermitteln wollte.

Das Werk „Der gefesselte Prometheus“, das Hauser in seinem Werkverzeichnis mit dem Untertitel „Kaukasisches Tagebuch“ versehen hat, entstand 1944. Die Manuskripte, die bei einem Dresdener Verlag zur Veröffentlichung vorbereitet waren, wurden beim Bombardement auf die Stadt zerstört. Hans Hauser hat später auf eine gedankliche Rekonstruktion der Arbeit verzichtet, das Ergebnis hätte seiner Überzeugung nach die Authentizität des Original-Tagebuchs eingebüßt.

Ein erhalten gebliebenes Werk dieser Zeit vermag einen Eindruck zu geben, welche Ausdruckskraft dieses „Kaukasische Tagebuch“ vermutlich hatte. Denn dieses – zunächst ebenfalls untergegangene – Werk aus dem Jahr 1946 wurde von ihm in späteren Jahren aus dem Gedächtnis nachverfaßt. Er nannte es „Die Plennissee“, die Anlehnung an die „Odyssee“ ist nicht zu übersehen.

Es sind „Sprüche hinter'm Stacheldraht“, wie Hans Hauser die „Plennissee“ untertitelt hat. Sie sind von außerordentlich derber Sprache, der Sprache eben von geschundenen Menschen, die durch viele Jahre Krieg und Gefangenschaft auch sprachlich geprägt und verhärtet sind. Hans Hauser schrieb in seiner Vorbe-

merkung, daß diese Aufzeichnungen „nicht den Draht, sondern nur den Menschen hinter dem Draht sehen, hin und wieder auch den Menschen davor, wenn Zusammenhänge bestehen. Es ist zeitlos und bedarf keiner Daten. Es nennt auch keine Nationalitäten.“ Der Begriff „Plenni“ entspricht dem russischen Wort für Kriegsgefangener, er bildet in Hausers Notizen den Titel nur als „Beispiel für viele Menschen jener Zeit mit gleichem Schicksal“.

Hauser hatte es in dieser Zeit offenbar verstanden, mit seinem Schreiben und Dichten Resignation unter den Mitgefangenen zu zerstreuen und Hoffnung und Zuversicht zu geben. Dafür mögen zwei kleine Verse stehen, die die „Plennissee“ eröffnen:

*„Tagtäglich hab' ich wohlbedacht
ein Sprüchlein unter sie gebracht;
wie eine Losung pflanzt das Wort
sich durch die Lagergassen fort.“*

*Und mancher glaubt schon bald daran,
ich sein ein Evangeli-Mann
und richtet sich im Tageslauf
an manchen Sprüchen wieder auf.“*

Nicht nur die Dichtkunst ermöglichte es Hans Hauser und seinen Kameraden, diese Zeit besser zu überstehen. Er war auch ein guter Zeichner, besonders im Porträtieren war er sehr geübt. Während seine Dichtkunst beim russischen Wachpersonal wohl eher un bemerkt blieb, wurde diese besondere Fähigkeit des Gefangenen bald erkannt. Gegen zusätzliche Essens- und Tabakrationen zeichnete Hauser viele Porträts von Wachsoldaten und fertigte zeichnerische Kopien von Fotografien, die ihm die Bewacher vorlegten.

PERSÖNLICHER UND DICHTERISCHER NEUBEGINN IN VILLINGEN

Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft teilte Hans Hauser das Heimkehrerschicksal mit vielen anderen. Es folgten Jahre des persönlichen und beruflichen Neubeginns; sein beruflicher Einstieg gelang ihm aus bescheidenen Anfängen als Buchhalter beim Autohaus Mauch in Villingen.

Schon 1950 legte Hans Hauser ein erstes Nachkriegswerk vor. Es bildet den Wendepunkt in seiner dichterischen Entwicklung: hatte er seine Arbeiten bis dahin in hochdeutsch verfaßt, so schrieb er nun – vielleicht geprägt durch die glückliche Rückkehr in seine geliebte Heimatstadt – sein erstes Werk in alemannischer Mundart. Die mundartlichen Fastnachtsspiele mit dem Titel „Sachs unter iis“ blieben aber Manuskript.

Die folgenden Jahre sind auch ausweislich seines späteren Werkverzeichnisses ohne weitere Veröffentlichungen geblieben. Die berufliche Aufbauphase Hausers, die er gemeinsam mit seinem Freund und Kompagnon Hermann Tritschler gestaltete, stand für einige Jahre im Vordergrund.

Doch weiß eben jener Freund zu berichten, daß gerade in den späten 50er und 60er Jahren der später bekannte Mundartdichter Hans Hauser sich dichterisch entwickelte. Als „heimlicher Poet“ in einem Unternehmen, in dem sich die stürmischen Entwicklungsphasen der Automobilisierung unmittelbar widerspiegelten, kam Hauser tagtäglich mit vielen Menschen seiner Heimatstadt in Berührung, ja er hatte vieltausendfach Gelegenheit, seinen Villingern auf's Maul zu schauen und Alltägliches wie Besonderes aus vielerlei Sicht sich anzuhören. So manches spätere Gedicht ist ihm wohl einfach in das geübte Ohr gelegt worden, wenn er mit den Menschen oben an der Vöhrenbacher Straße zu tun hatte.

HAUSERS WERK WIRD ZUM FESTEN BESTANDTEIL ALEMANNISCHER DICHTUNG

Hans Hausers Familie und gute Freunde wußten freilich von seinem dichterischen Schaffen. Doch nur wenige vermochten seine alemannischen Gedichte, die nach und nach in Manuskripten vorlagen, einzuschätzen oder ihnen einen Stellenwert in der unpopulär gewordenen Mundartdichtung zu geben. Es war dann Mitte der 60er Jahre in erster Linie der Villingener Schulrektor und guter Freund Hausers, Hans Brüstle, der – selbst schriftstellerisch tätig – die Bedeutung der inzwischen umfang-

reichen Mundartdichtung Hausers erkannte und sie einer größeren Öffentlichkeit zuführte.

Mit einem ausführlichen Beitrag Brüstles im Ekkhart-Jahrbuch 1968 (S. 86 ff) wurde das alemannische Werk Hausers erstmals umfanglich beschrieben. In dieser hervorragenden Würdigung fehlt allerdings ein Hinweis auf Hausers Frühwerk und damit auf die gesamte Bandbreite seines bisherigen Schaffens. Brüstle fokusierte seine Betrachtung allerdings nicht grundlos auf die alemannische Dichtung seines Freundes. Denn er prognostizierte, „was der Mundartdichtung in Zukunft ernsthaft zu schaffen machen wird, ist der durch die Zeitumstände bedingte Schwund ihres sprachlichen Bestandes.“

Hans Hauser wurde in den späten 60er Jahren dann zum bekannten und gefragten Mundartautor, es folgten Lesungen und Aufnahmen in Rundfunkanstalten des gesamten alemannischen Sprachraums. Bald war von ihm als einem bedeutenden Vertreter der alemannischen Dichtung die Rede, er war vor allem aber einer der wenigen lebenden Interpreten der Sprache Villingens und der Baar.

So war es die Erfüllung eines vielfach geäußerten Wunsches, als im Jahr 1970 das mundartliche Schaffen Hans Hausers in dem Gedichtband „Dief i de Nacht“ gedruckt vorlag². Es ist mit 33 Gedichten bis heute das umfangreichste dichterische Werk Villingener Mundart.

Von den weiteren Manuskripten Hausers sind später vier Gedichte veröffentlicht worden³. Mit dem erstgenannten Gedicht liest Hans Hauser einer imaginären Mannsperson die Leviten und bringt damit ein gerüttelt' Maß an Lebenserfahrung zum Ausdruck:

Der Leviten dreizehnte Lesung

*Los nu! Zersch traisch si uf de Händ
me mont, daß er eu fresse wend.
Zmols findsch du nint meh bsunders dra,
schwätzsch grad no klei weng a si na
und loosch si mootze, gottversprich,
bisch do, do's gäng au uni dich.*

*Kunsch munnig i di Stubbe rii,
und hängsch di Nas i d'Zittig nii,
es Brot isch läb, de Schunke z'räiß,*

*de muulsch weg jedem Hafekäs,
si hät kon reachte Suintig meh,
du lisch dehom ufs Kannepee.*

*So ka e Wiib nit glückli sii
und kunt no doo en Nochber nii
und duet si klei weng ästemiere
und kanere e weng flattiere,
no hängt si sich a seller na
und du bisch selber schuldig dra.*

Das folgende Gedicht ist eine Gedankenfolge einer einzelnen Person, vielleicht der Mutter Hausers, die etwa nach einer glücklich überstandenen Krankheit eines Kindes sich zufrieden zurücklehnt. Hauser schloß mit diesem Gedicht an seine früheren Werke „Mutter“, ein Zwiegespräch zwischen Mutter und Kind, und „s'Büebli“, einer aus drei Menschen gebildeten Szene, an:

Der Stammhalter

*Wie hät mer ummen Sorge ghet,
jetz liit er gsund im warme Bett
und gspürts im Schloof, vu jetzet ab
gilt nu no er und frait si drab.*

*Jetz bättet und gend zuenim acht
er isch e Stearnli i de Nacht,
amend vu ennedra en Bott.
Trüeh, Büebli, waahs und helf der Gott.*

*De Herrgett woest scho waner duet,
wa kunt, du bisch i siiere Huet
und gohts au mengmol durenand
es fellt ihm koes us siire Hand.*

Hauser verriet bereits früher in seinem Gedicht „Mi Hiisli“ viel über seine stille Wesensart, über seinen Wunsch, ungestört leben und arbeiten zu können. In seinem folgenden Spätwerk kommt dieses Verlangen nochmals eindrucksvoll zum Vorschein:

Jetz han i gnuieg

*Jetz han i gnuieg vu ell dem luute Gschroe
und Gmach. Es bruucht sich neamert um
mich scheere,*

*es langet, moni, i maas nimme höre,
gond jetz und lond mi i mim Hus eloe.*

*Doo, zwischet miine Buecher, hör i koe
oefeltig Gschwatz, doo derf mi neamert
störe,
i ka de Totewurm im Täfer höre
und hoemli fellt de Putz vum Holz und
Stoe.*

*Wenn mer de Himmel voller Giige hängt,
des hoest, es frait mi ebbis, find i scho
no Ghör. I lade Frind und Nochbere ii.*

*Doch wenn es in mer gähret, triibt und
zwängt,
es druckt mu oemeds und i woes nit wo,
moss i eloe und biimer selber sii.*

Mit der „Feder“, einem seiner der letzten Gedichte, charakterisiert Hauser ähnlich wie früher schon mit dem „Spruch“ seine Mitmenschen mit denkbar kurzen und treffenden Zeilen. Er bringt mit wenigen Worten eine überraschende Fülle von Weisheit zum Ausdruck. Gewiß waren es autobiographische Erfahrungen, die die Hand des Dichters führten, wenn er darin einen Schriftsteller skizziert, der mit seiner Feder wertvolleres leistet als der Leichtfuß, der Blender, der die Feder am Hut trägt, aber dennoch gegenüber diesem oft das Nachsehen hat:

Feder

*E Feder i de Hand
wigt meh
as e Feder ufem Huet,
aber ufem Huet
sieht mer si besser.*

Hausers Werkverzeichnis enthält für das Jahr 1980 noch ein Manuskript, das sich mit der Villinger Maler-Familie Gedescher befaßt; Hauser versah es mit dem Titel „Der nackte Engel“. Es blieb aber ebenso Manuskript wie viele andere seiner Werke.

Die letzte Arbeit, die Hauser 1986 nahezu 80jährig vollendete, zeigt die Breite seiner künstlerischen Begabung, gleichzeitig aber auch seine tiefe Beziehung zur Geschichte seiner Vaterstadt. Es entstand der Text zur

Villinger Oper „Im Schatten Tallards“, ein Monumentalwerk zur Villinger Belagerungsgeschichte des Jahres 1704. Der Villinger Sänger Bär hatte den Operntext Hausers vertont, das Werk kam im Franziskaner-Konzertsaal zur Uraufführung.

Das Vorstandsmitglied des Villinger Geschichts- und Heimatvereins, Werner Huger, verfaßte anlässlich des 75. Geburtstages von Hans Hauser und dessen Ernennung zum Ehrenmitglied des Vereins eine Laudatio⁴ auf den Dichter: Er würdigte ihn mit den Ausführungen:

„... Es gehört zum ureigensten Wesen des Hans Hauser, in der Muttersprache zu schreiben. ... Wievielen – oder besser: wie wenigen – ist es, leider, heute noch möglich, das archaische Idiom der Mundart zu verstehen, das sich in den zwanziger und dreißiger Jahren langsam verabschiedet und mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges wohl endgültig verschwunden ist. Wieviele kann Hans Hauser noch bei der Hand nehmen und ihnen Geborgenheit und Trost in der Mundart geben?

Wir müssen uns bei einer Würdigung des Werks von Hans Hauser fragen, was das Spezifische, aus der übrigen Mundartliteratur Herausragende, ist. Ich sage es zunächst damit, daß ich darstelle, was sein Werk nicht ist. Sehr häufig ist nämlich Mundartliteratur gekennzeichnet durch eine herzliche Einfalt und beseeelte Schlichtheit, ist Volksdichtung im guten Sinne. Dort aber, wo es gelingt, in einem lyrisch eigenen, unverwechselbaren Ton die alte Kluft von Bildungs- und Volksdichtung zu überwinden, die Herzen der Hohen wie der Geringen in gleichem Maße zu ergreifen und im Schlicht-Menschlichen zu verbinden, hat Hans Hauser seinen Platz. Seine Mundart ist nicht heimattümelndes Stilmittel eines schlichten, boden- und stammesverwurzelten Menschentums.

Nein, bei Hans Hauser erhebt sich über die Mundart die Dichtung auf die Ebene großer Lyrik der Hochsprache. Aber sie bleibt Dienerin einer Naturpoesie, die aus einem ungebrochenen, starken und naturnahen Seelentum fließt, zeitlos gültig. Insofern ist Hans Hausers Schaffen naive Dichtung im besten Sinne der Schillerschen Abhandlung „Über naive und sentimentale Dichtung“, und sie trifft sich hier mit dem Stil der Griechen aber auch Goethes.“

Als Hans Hauser am 4. März 1991 verstarb, wurde ihm als Ehrenmitglied des Geschichts- und Heimatvereins der folgende Nachruf zuteil:

Mit Hans Hauser verlieren wir ein engagiertes Mitglied, das im gesamten alemannischen Sprachraum hohes Ansehen genießt.

Die mit großer Lebendigkeit gepflegte heimatische Mundart öffnete gerade auch für den Fremden das Verständnis für die Sprache unserer Landschaft. Unvergessen für die Nachwelt wird Hans Hauser bleiben durch seinen Gedichtband „Dief i de Nacht“.

Hans Hauser gehört zu den großen Repräsentanten der Kultur unserer Stadt.“

DAS ALEMANNISCHE WERK HAUSERS AUF TONTRÄGER

Mit der Veröffentlichung seines bekannten Gedichtbandes „Dief i de Nacht“ war sein dichterisches Werk in das Bewußtsein der Menschen gerückt und hatte seinen festen Platz in den Bücherregalen und Herzen derer, die Hans Hauser erreichen wollte. Vier Jahre nach seinem Tode war es aber seltener geworden ist, daß seine Gedichte noch zu lesen oder zu hören waren.

Die eigentlich schmerzliche Lücke bestand aber darin, daß die von Hauser geschriebene Dichtung in baaremer Mundart kaum mehr in Reinform zu hören war, ja, daß sie in der Gefahr stand, allmählich in den Fluten der Verhochdeutschung der heimischen Sprache unterzugehen. Die Mundart in den archaischen Formen der Hauserschen Dichtersprache würde allenfalls noch verstanden, wohl aber bald nicht mehr gesprochen und zu hören sein werden.

Drum war es an der Zeit, die Medien, die an der Nivellierung der Regionalsprachen mitwirkten, auch für deren Erhalt einzusetzen. Die Idee, die Hausersche Dichtung auf Tonträgern lebendig zu erhalten, lag damit nahe. Zu ihrer Realisierung verhalfen glückliche persönliche Verbindungen und die Mahnungen der verrinnenden Zeit gleichermaßen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes lernte Hans Hauser schon als Jugendlicher durch seinen Onkel, Hermann Tritschler, kennen, der über 30 Jahre lang Hausers Freund und beruflicher Wegbegleiter war. Er wußte, daß kaum je-



Hans Hauser

mand so authentisch wie Hermann Tritschler die Gedichte Hausers vortragen kann, war er doch in all den Jahren, in denen ein Großteil des Werks entstanden ist, Zeitzeuge. Ja er war tagtäglich um Hans Hauser herum und hörte oft als erster, was in Wochen, Monaten und teils in Jahren an Dichtkunst entstanden ist. Oft war er derjenige, der nach produktiven Phasen Hausers der erste war, der hören sollte, wie neu gefundene Zeilen auf anderen wirken.

Bis zu dieser ersten Prüfung, ob ein Gedicht des Freundes Beurteilung überstehen werde, trug Hauser seine Gedichte still mit sich herum, feilte daran, verwarf sie in den Entwürfen, gebar neue Ideen hinzu und glaubte mit fertigen Arbeiten oft wieder am Anfang zu stehen. Hauser durchlebte wie viele kreativ schaffende Menschen Phasen der konstruktiven Einsamkeit, die er erst im Bewußtsein, etwas vorzeigbares geschaffen zu haben und im Kreise eng vertrauter Menschen durchbrach. Zu diesen Menschen zählte neben dem 1976 verstorbenen Hans Brüstle auch Hermann Tritschler.

Nachdem es dem Autor mit Unterstützung der Familie von Hans Hauser gelungen war, Lebensweg und -werk Hans Hausers zu recherchieren, folgten konzeptionelle und produktive Projektschritte, die zum 4. März 1995, dem 4. Todestag Hans Hausers, ihren Abschluß finden sollten: alemannisches Gesamtwerk und Biographie Hausers auf CD und MC.

Hermann Tritschler kam der Bitte, als Sprecher der alemannischen Gedichte zu wirken, mit Freude nach. Vor dem Hintergrund der dargestellten engen persönlichen Verbindung zu Hauser wirkt sein Beitrag gerade deswegen, weil er als nicht-professioneller Sprecher mit der Begeisterung des am Werk passiv Beteiligten die Werke seines Freundes rezitiert, besonders authentisch. Er verkörpert in vielleicht idealer Weise die Villingener Mundart, da auch er fast sein ganzes Leben in seiner Heimatstadt verbracht hat und mit dieser ebenfalls durch tiefe familiäre Wurzeln verbunden ist. Vor allem aber war der 73jährige Hermann Tritschler in der Lage, das archaische Idiom der Hauserschen Dichtung oder – anders ausgedrückt – die alemannische oder baaremer Mundart noch so zu sprechen, wie

sie als Ackerbauernsprache vielleicht um die Jahrhundertwende auf den Villingener Gassen gesprochen wurde.

Holger Sérs und Christel Donner sprachen die lokalen und biographischen Teile der Aufnahme sowie die erläuternden Überleitungstexte in hochdeutsch. Das Tonstudio Rolf Wetzel in Donaueschingen-Aasen gestaltete die Gesamtproduktion der CD und MC und die musikalische Untermalung der Aufnahmen.

Die Villingener Redaktion des SÜDKURIER übernahm neben der Berichterstattung über das Projekt den Gesamtvertrieb⁵ der Tonträger und spendete den Vertriebsbeitrag, der vom Initiator einem sozialen Zweck⁶ in Villingen zugeführt wird.

GESCHICHTS- UND HEIMATVEREIN GESTALTET GEDENKFEIER

Die Veröffentlichung des Tondokuments erfolgte im Rahmen einer Gedenkfeier im Villingener Münsterzentrum am 4. März 1995, dem 4. Todestag von Hans Hauser. Günter Rath, der Vorsitzende des Vereins, begrüßte im vollgefüllten St. Georgs-Saal eine große Zahl von Gästen, die zu Ehren Hans Hausers erschienen waren. Der anschließende Festvortrag von Edgar Herm. Tritschler enthielt neben der Entstehungsgeschichte zum Projekt einige Hörproben aus der Tondokumentation, die mit einer gelungenen Überraschung für alle Beteiligte abgerundet wurde: aus dem Schallarchiv des Radio DRS Basel konnte das Original-Interview in die Tondokumentation übernommen werden, das 1972 mit Hans Hauser geführt wurde; es bildet den eindrucksvollen Abschluß der Aufnahme.

Klaus Poppen, Präsident der Muettersproch-Gesellschaft, sprach danach über den „Wert der Mundart für die Kultur der Heimat“. Sein mit großer Aufmerksamkeit aufgenommener Vortrag begeisterte nicht nur die Zuhörer, er gewann an diesem Abend eine größere Zahl neuer Mundartfreunde und legte den Grundstock für eine Villingener Ortsgruppe des Vereins. Klaus Poppen würdigte das abgeschlossene Projekt als einen wertvollen Beitrag zur Regionalkultur. Er stellte fest, daß damit „das bisher

einziges literarisches Tondokument in alemannischer Mundart geschaffen worden“ sei und brachte seinen Wunsch zum Ausdruck, daß „diese Initiative Nachahmer in anderen Städten und Regionen finden möge“.

Einen weiteren Höhepunkt des Abends bildete die Laudatio des neuen Oberbürgermeisters von Villingen-Schwenningen, Dr. Manfred Matusza, der die Bedeutung der Mundart für Stadt und Region unterstrich, „die gerade in unserer medienüberfluteten Zeit ihren unersetzlichen Platz hat“. Die Hausersche Dichtung „lade ein, ein bißchen zu verweilen bei den kleinen und den großen Schönheiten unserer Umgebung, unserer Stadt, die uns täglich umgeben und die wir häufig garnicht mehr so bewußt wahrnehmen, weil sie uns so selbstverständlich sind. Das gedankliche Verweilen vor einem Stadttor, einem alten Haus, einem Brunnen erwecke erlebbares, greifbares Geschichtsbewußtsein, es schaffe eine eigene lokale Identität, eine Heimat.“

Er betonte in seiner Rede, „mit Hans Hauser würdigen wir einen Mann, der seiner Stadt und der Region ein dichterisches Erbe hinterlassen hat, das historische, lokale und zeitlose Phänomene gleichermaßen aufgreift und den Menschen Kraft und Zuversicht aus der Welt des täglich Erlebten zu spenden vermag. Wir würdigen einen Menschen, über den der Süd-deutsche Rundfunk einmal sagte, er wisse, wie

unlöslich die Zusammenhänge zwischen Landschaft, Menschen und Sprache sind“.

Er dankte dem Initiator und seinem Team sowie dem Geschichts- und Heimatverein, „daß Sie das Vermächtnis, das Hans Hauser hinterlassen hat, aufgegriffen und es in einer beispielhaften Weise den Menschen in der Gegenwart und in der Zukunft erhalten haben und daß dieses Werk jetzt auch akustisch erlebbar wird.“

Besonders eindrucksvoll war für die abendliche Festgesellschaft die posthume Ehrung des Dichters Hans Hauser durch den Oberbürgermeister im Namen der Stadt. Er führte aus: „Im Namen der Stadt Villingen-Schwenningen und in Abstimmung mit dem Geschichts- und Heimatverein Villingen widme ich dem Haus Kanzleigasse 9, dem Lebens- und Wirkungsort des Dichters Hans Hauser eine Gedenktafel: Diese Tafel¹, die von dem Villingener Kunstschmied Klaus Walz gefertigt wurde, soll an das dichterische Lebenswerk Hans Hausers auf Dauer erinnern, dem ich auch für die Zukunft den ihm gebührenden Platz in der Heimat- und Literaturgeschichte wünsche.“

Anmerkungen

- 1 (Anmerkung im Jahreshaft XVI des Geschichts- und Heimatvereins, S. 68: „Wir gehen davon aus, daß

Hier lebte und arbeitete der

Villinger Mundartdichter

Hans Hauser

1907–1991

Als einer der bedeutendsten regionalen Dichter schuf er stimmungsvolle Gedichte über seine Heimatstadt Villingen und zahlreiche weitere Werke der romantischen Lyrik.

Mit seinem Schaffen bewahrte er die alemannische Mundart der Baar.

Gedenktafel am Haus des Dichters Hauser in Villingen, Kanzleigasse 9

- auch Nicht-Villinger und Neu-Villinger, die die städtische Mundart nicht ganz perfekt beherrschen, den Inhalt dieses Gedichts aus dem Büchlein „Dief i de Nacht“ verstehen. Nur eine Erläuterung scheint uns erforderlich. Wenn man sagt, „es goht Marbe zu“, dann heißt das, es geht in Richtung Friedhof, der am Weg nach Marbach liegt.“)
- 2 Verlag H. Müller, Villingen, zu beziehen bei: Buchhandlung Hügler, Villingen.
 - 3 „Der Leviten dreizehnte Lesung“ (Jahresheft 1977 des Villinger Geschichts- und Heimatvereins, S. 33), „Jetzt han i gnuet“ (Almanach 1984 Schwarzwald-Baar-Kreis, S. 253), „Der Stammhalter“ (Almanach 1984 Schwarzwald-Baar-Kreis, S. 253), „Feder“ (Jahresheft 1985/86 des Villinger Geschichts- und Heimatvereins, S. 43).
 - 4 Laudatio, veröffentlicht im Jahresheft 1982 des Villinger Geschichts- und Heimatvereins, S. 39 f
 - 5 Außer beim SÜDKURIER, Geschäftsstelle Villingen, Bickenstraße, sind die Tonträger bei der Buchhandlung Hügler, Villingen, zu beziehen.
 - 6 Förderverein für das körperbehinderte Kind e. V., „Feldner Mühle“, Villingen.
 - 7 gestaltet von Winfried Huger und Klaus Walz, Kunstschmiede Walz, Villingen

Anschrift des Autors:
Edgar Hermann Tritschler
Am Wurstberg 15
76332 Bad Herrenalb

Wilhelm Furtwängler zum 40. Todestag am 30. November 1994

Zugleich ein Nachruf auf Helmut Siebler (1923–1993)*

Am 30. November 1994 jährt sich zum vierzigsten Male der Todestag des großen Dirigenten Wilhelm Furtwängler. Furtwängler wurde in Berlin geboren, wuchs in München auf und begann seine professionelle Laufbahn in Breslau und Lübeck, ehe er im Jahr 1915 Hofkapellmeister am Nationaltheater in Mannheim wurde. Seine Familie aber stammt ursprünglich aus dem Schwarzwald. Die ältesten nachweisbaren Vorfahren waren Bauern, Fuhrunternehmer oder Uhrmacher, zuletzt in Gütenbach, sein Großvater Wilhelm Furtwängler war Gymnasialdirektor in Freiburg, und erst sein in Freiburg geborener Vater, der berühmte Archäologe Adolf Furtwängler, verließ die badische Heimat und den Schwarzwald. Diese Herkunft hatte die „Badische Heimat“ veranlaßt, zu Wilhelm Furtwänglers 95. Geburtstag am 25. Januar 1981 einen ausführlichen biographischen Essay aus der Feder Helmut Sieblers zu veröffentlichen. Zur Würdigung des 40. Todestages plante Siebler einen weiteren Aufsatz, den er gleichfalls in der „Badischen Heimat“ publizieren wollte.

Zur Biographie des Dirigenten hatten sich seit 1981 kaum neue Erkenntnisse ergeben, und auch die ausführliche Abhandlung Fred K. Priebergs,¹ die sich eingehend mit Furtwänglers Verhalten gegenüber dem Naziregime beschäftigt, bietet keinerlei Anlaß zu einer grundsätzlichen Neubewertung, sondern bestätigt stattdessen das Furtwängler-Fans schon immer geläufige positive Bild. Furtwänglers 100. Geburtstag im Jahr 1986 brachte darüber hinaus eine Vielzahl von mehr oder weniger ausführlichen Würdigungen hervor, neue biographische Fakten aber kamen nirgendwo ans Tageslicht. Die Rundfunk- und Schallplattenaufnahmen

Furtwänglers, die in den letzten Jahren auf Compact Disc veröffentlicht wurden, bieten nunmehr jedermann die Möglichkeit, seine einzigartige Musizierweise kennenzulernen – und fügen sich nahtlos ins hergebrachte Bild. Daher wollte sich Helmut Siebler diesmal statt mit Furtwänglers Leben und Werk eingehend mit seinen Vorfahren befassen, unter denen es einige höchst bemerkenswerte Menschen gibt. Er hatte dazu im Verlauf seiner Beschäftigung mit Wilhelm Furtwängler eine umfangreiche Materialsammlung angelegt und auch ein ungefähres Konzept der neuen Studie entworfen, doch sein schlechter Gesundheitszustand und schließlich sein Tod am 19. April 1993 hinderen ihn daran, das Vorhaben in die Tat umzusetzen. Die Einleitung des Essays – selbst diese konnte er nicht mehr fertigstellen – vermögen einen Eindruck von seiner Absicht zu vermitteln:

Helmut Siebler

Wilhelm Furtwängler zu seinem 40. Todestag, 30. 11. 1994

Genealogie einer außergewöhnlichen Familie des 18. bis 20. Jahrhunderts. Die Herkunft von der Schwarzwälder Bauern-, Fuhrunternehmer- und Uhrmacherfamilie Furtwängler aus Gütenbach, der Kurmainzer Hofmusikerfamilie Hamel, der Stettiner Handelsherren-, Musiker- und Gelehrtenfamilie Dohrn.

Einleitung

Das Außergewöhnliche dieser Familien ist, daß sie durch alle Generationen jeweils mit den großen Musikern und Komponisten ihrer Zeit, sowie hervorragenden Wissen-

schaftlern und Naturforschern bekannt und befreundet waren. So wie die Familie Hamel (Mainz) durch die Tochter Margarete Louise Schick-Hamel mit Mozart bekannt war, der mit ihr 1790 anlässlich der Kaiserkrönung in Frankfurt konzertierte hatte. Die Familie Dohrn wiederum durch Carl-August Dohrn nicht nur bekannt mit Mendelssohn Bartholdy, sondern so befreundet, daß dieser die Patenschaft für dessen Sohn Anton übernommen hatte, welcher später auch Schüler von Rudolf Virchow, und außerdem über Ernst Haeckel mit Charles Darwin bekannt war. Außerdem korrespondierte er mit J. W. v. Goethe und sandte diesem u. a. poetische Huldigungen nach Weimar.² Später war es dann die Schwester Anna, verheiratete Wendt, die eine enge Freundschaft zu Johannes Brahms pflegte. Dr. Georg Dohrn, der Breslauer Musikdirektor, war einst mit Gustav Mahler und Max Reger bekannt und befreundet, und brachte einige ihrer Werke zur Erst- bzw. Uraufführung.

Außer den in der Einleitung genannten Margarete Louise Schick geb. Hamel, Carl-August Dohrn, Anna Wendt geb. Dohrn und Dr. Georg Dohrn, wollte Helmut Siebler noch die folgenden, zumeist schon in seinem Aufsatz zu Furtwänglers 95. Geburtstag erwähnten Mitglieder der Familien Furtwängler, Dohrn und Hamel eingehender würdigen: Wilhelm Furtwänglers Eltern Adolf und Adelheid geb. Wendt, den Großvater Wilhelm, den Großonkel Lorenz und den Urgroßvater Bartholomäus Furtwängler. Von mütterlicher Seite her den Großvater Gustav Wendt, den Großonkel Prof. Dr. Anton Dohrn und schließlich noch M. L. Schicks Vater Johann Nepomuk Hamel. Zentrum und Schwerpunkt des Aufsatzes sollte aber doch die Schwarzwälder Familie Furtwängler sein. Im wesentlichen fertigstellen konnte Siebler davon lediglich eine Kurzbiographie der zu ihrer Zeit hochberühmten Sängerin Margarete Louise Schick geb. Hamel, während er im großen Rest seiner Studie nicht über die schon erwähnte, vorstrukturierte Materialsammlung hinauskam.

Aus Helmut Sieblers Vita erhellt ein zweifaches, professionelles wie privates Interesse an Leben und Werk Wilhelm Furtwänglers. Zum

einen war er über seine Ehefrau Hertha Mary Katharina geb. Dohrn entfernt mit dem großen Dirigenten verwandt, zum anderen hatte er sich sein ganzes Leben lang durch seine Tätigkeiten als Kirchenmusiker, Rundfunk- und Fernsehredakteur und im Musikverlagswesen intensiv mit Musik beschäftigt.³ Helmut Siebler wurde am 22. Juni 1923 in Freiburg i. Br. geboren und begann nach dem Schulabschluß mit seiner musikalischen Ausbildung an der Freiburger Musikschule, die er schon bald wegen seiner Einberufung zum Militär beenden mußte. Nach Kriegsende setzte er sein Studium an der Münchener Musikhochschule fort und war nach dem Abschluß einige Jahre als Organist und Chorleiter tätig, u. a. am Münster zu Villingen. Im Jahr 1954 trat er eine Stelle als Ressortleiter Musik beim Landesstudio Rheinland-Pfalz des Südwestfunks in Mainz an. Dort setzte er sich besonders für die Wiederentdeckung und Pflege der Musik der „Mannheimer Schule“ ein. 1961 wechselte er zur Musikabteilung des Bayerischen Rundfunks nach München, weitere zwei Jahre später zum neugegründeten Zweiten Deutschen Fernsehen. Nach einiger Zeit nahm er mit einem Wechsel ins Musikverlagswesen noch einmal eine neue berufliche Herausforderung an, mußte aber schon bald darauf aus gesundheitlichen Gründen in den vorzeitigen Ruhestand treten. Den größten Teil seiner musikliterarischen Arbeiten verfertigte Helmut Siebler für Rundfunk und Fernsehen; schriftlich veröffentlicht wurden diese deshalb allesamt nicht. Nach seiner Zuruhesetzung verfaßte er, außer dem eingangs erwähnten Furtwängler-Essay, für die „Badischen Biographien“ die Porträts der Dirigenten Joseph Keilberth und, selbstredend, Wilhelm Furtwängler. Er hatte noch weitere „Badische Biographien“ geplant, brachte sie aber aufgrund seines schlechten Gesundheitszustandes nicht mehr zustande.

Durch Vermittlung von Herrn Prof. Dr. Wolfgang Hug, Freiburg, gelangten Sieblers Unterlagen zur Furtwänglerschen Genealogie im Sommer 1994 in meinen Besitz, verbunden mit der Bitte, die Studie nach Möglichkeit fertigzustellen. Dies gelang mir jedoch aufgrund starker anderweitiger Inanspruchnahme in der kurzen Zeit bis zum November 1994 nicht; das Vorhaben soll aber keineswegs end-

gültig eingestellt, sondern lediglich auf einen späteren Zeitpunkt verschoben sein.

Anmerkungen

* Der vorliegende Bericht sollte eigentlich schon vor einem Jahr in der „Badischen Heimat“ veröffentlicht werden. Aufgrund eines Mißverständnisses – dem Verfasser war vom Vereinsvorstand irrtümlich ein falscher Redaktionsschlußtermin genannt worden – lag jedoch das Manuskript der Schriftleitung erst so spät vor, daß es für Heft 4/94 nicht mehr berücksichtigt werden konnte. Wir bitten für die einjährige Verspätung um Verständnis.

- 1 Prieberg, Fred K.: Kraftprobe. Wilhelm Furtwängler im Dritten Reich. Wiesbaden 1986.
- 2 Vgl. Dohrn, Klaus: Von Bürgern und Weltbürgern. Eine Familiengeschichte. Pfullingen 1983, S. 52 ff.
- 3 Die Angaben zu Helmut Sieblers Lebenslauf teilte mir freundlicherweise sein Bruder Bertold Siebler mit, dem hierfür an dieser Stelle herzlich gedankt sei.

Anschrift des Autors:
Dr. Christoph Schmider
Hildastraße 44
79102 Freiburg

Dr. Hans Tiedeken zum 70. Geburtstag

Am 6. Dezember 1995 feiert der Präsident des Deutschen Heimatbundes, Herr Dr. Hans Tiedeken, seinen 70. Geburtstag.

Seit November 1982 leitet Dr. Tiedeken ehrenamtlich den Deutschen Heimatbund, den Dachverband von 18 Mitgliederverbänden der Bundesländer, die in etwa 8000 Vereinen mit drei Millionen Mitgliedern organisiert sind. Durch sein außerordentliches Geschick in der Führung des Deutschen Heimatbundes, durch seine ebenso große Erfahrung, gewonnen in hohen staatlichen Funktionen, und kraft seiner Persönlichkeit hat Herr Dr. Tiedeken den Deutschen Heimatbund zu einem hoch geachteten Partner der Ministerien der Bundesrepublik gemacht und bleibende Erfolge im Natur-, Denkmal- und Heimatschutz in allen seinen Sparten errungen.

Der Landesverein Badische Heimat gratuliert Herrn Dr. Tiedeken aufs herzlichste zu seinem 70. Geburtstag, dankt ihm für seine Fürsorge auch für unseren Landesverein und wünscht ihm für die Zukunft alles Gute.

Ludwig Vögely

Landesvorsitzender

„Die Zukunft wird zeigen, daß wir recht hatten“

Der Badische Naturschutztag in Karlsruhe 1936

Mit welchen Erwartungen mochten die rund fünfhundert Delegierten nach Karlsruhe gereist sein, die – einer Einladung des badischen Kultusministeriums folgend – am 14. Januar 1936 im großen Festsaal des Studentenhauses der Technischen Hochschule zum ersten Naturschutztag des südwestdeutschen Raumes zusammenkamen, um Grundlagen, Möglichkeiten und Ziele ihrer Arbeit in den vergangenen Jahren zu erörtern und Ausblicke zu wagen? Den unterschiedlichsten mit Naturschutzfragen in Baden befaßten Dienststellen und Organisationen gehörten diese Delegierten an, und da sinnvolle ökologische Maßnahmen, wie den Teilnehmern sehr wohl bewußt war, keinesfalls an Ländergrenzen enden durften, zählten darüber hinaus Württemberger nicht weniger als Hessen, Rheinpfälzer nicht weniger als Unterfranken, Repräsentanten von Naturschutzvereinigungen nicht weniger als Vertreter staatlicher Behörden und der Forstverwaltung zu den Teilnehmern dieses Badischen Naturschutztages, über den seine Veranstalter rückblickend urteilen sollten: „Die Tagung darf in ihrem ganzen Verlauf als durchaus gelungen bezeichnet werden. Sie war eine mächtige und eindrucksvolle Kundgebung für den Willen, das Bild unserer schönen Heimat und ihre Tier- und Pflanzenwelt vor Verunstaltung und Vernichtung zu schützen“.

Gleichgerichtetes zusammenzuführen und gemeinsames Handeln zu ermöglichen: diese Absicht hatte das Kultusministerium bewogen, die über zehn Stunden dauernde Tagung einzuberufen. Als sich die südwestdeutschen Naturschützer in Karlsruhe versammelten, lagen vier von gewaltigen Wandlungen bestimmte Jahrzehnte nicht nur hinter Deutschland, son-

dern hinter sämtlichen europäischen Industrienationen, deren führende Kreise zu ahnen begannen, daß ein nicht geringer Preis für den neugewonnenen Fortschritt zu entrichten sein würde. Es lag hinter ihnen eine Zeit, da von verschiedener Seite erstmals Begriffe wie Ökologie und Landschaftspflege aufgebracht wurden, eine Zeit, da der Freiburger Universitätsprofessor Konrad Guenther den noch von Aufbruchsstimmung getränkten Satz prägen konnte: „Wir brauchen Ideale für unser Volk. Wohl an, so geben wir sie ihm, geben wir ihm die Natur!“ Und schließlich lag hinter ihnen eine Zeit, da der geistige Vater der Naturdenkmalpflege, der preußische Regierungsrat Hugo Conwentz, in einer Rede des Jahres 1920 feststellte: „Naturdenkmalpflege und Heimatschutz sind aus den Nöten einer materialistisch gerichteten Zeit heraus entstanden und zur Entwicklung gekommen. In stetem Kampfe mit dem materialistischen Zeitgeist haben sie auch ihre Erfolge erstreitet, ihre Stellung befestigen müssen“.

Hatte sich die Naturschutzidee seit ihren Gründerjahren zurechtzufinden gehabt in einem Umfeld weitgehender gesetzlicher Rechtlosigkeit, so begann sich dies im Juni 1935 mit Inkrafttreten des deutschen Reichsnaturschutzgesetzes zu wandeln, dessen Schöpfer sich vorrangig darauf beriefen, den ökologischen Gedanken zur nationalen Volksaufgabe machen zu wollen. Noch aber war dieser Gedanke alles andere denn Gemeingut, noch standen ihm meistenorts gewichtige Vorurteile entgegen, doch war zum wenigsten eine erste Allianz zustande gekommen zwischen Idealisten und Praktikern, zwischen Laien und Naturwissenschaftlern, die sich just das Leisten

von Überzeugungsarbeit auf ihre Fahnen schreiben sollten.

Bereits früh hatten Naturschutztagungen auf gesamtdeutscher Ebene stattgefunden, unter anderem Mitte der zwanziger Jahre in München und Kassel. Dort, in München, hatten die Pioniere des Ökologiedenkens ein ebenso unverzagtes wie vorausblickendes Resümee ihrer Veranstaltung gezogen: „Man fand sich zu gemeinsamer Tat, aber es war erst der Anfang!“ Das Bewußtsein, erst am Anfang und obendrein am Beginn eines steinigen Weges zu stehen, sollte auch dem Karlsruher Naturschutztag sein Gepräge verleihen.

In vieler Hinsicht waren die Referate dieses 14. Januar 1936 Kinder ihrer Zeit: nicht selten ist die Rede von Arterhaltung, von Rasse und Volk, von Vaterland und Partei. Kaum ein Teilnehmer, der nicht seiner Zustimmung zu den neuen Idealen Ausdruck verliehen, kaum einer, der nicht dem Dritten Reich salutiert hätte. Entsprechendes findet sich im Überfluß auch in den kurzen Begrüßungsworten des badischen Kultusministers Dr. Wacker, der seine Ausführungen beschloß mit dem Hinweis: allein schon das Bestehen des Naturschutzes als Staatsaufgabe künde von einem tiefen Mißverhältnis zwischen Mensch und Landschaft, das resultiere aus den rasanten Veränderungen des Industriezeitalters, welches mit der Natur stets umgegangen sei, als handle es sich um ein nahezu unerschöpfliches Gut.

BADISCHE NATURSCHUTZGEBIETE

Als erster Referent des 14. Januar 1936 trat Ministerialrat Dr. Karl Asal, im Kultusministerium zuständig für Fragen der Denkmalpflege und des Naturschutzes, mit einem Überblick zum Reichsnaturschutzgesetz ans Rednerpult. Wohl kaum ein Gesetz sei mit größerer Sehnsucht erwartet worden als dieses, dessen Wert nur derjenige wirklich ermessen könne, der den jahrzehntelangen Kampf des Naturschutzes bar jeden rechtlichen Rückhaltes miterlebt habe.

Mit einem Vortrag über die bis dahin ausgewiesenen Naturschutzgebiete in Baden löste Professor Max Auerbach, Direktor der Landesammlungen für Naturkunde und Geschäfts-

führer der Badischen Naturschutzbehörde, seinen Vorredner ab. Er wies hin auf die landschaftliche Vielgestaltigkeit des Südwestlandes mit seinen Waldungen, seinen Sümpfen, Ebenen und Höhen, seinem Wasserreichtum, seinen Seen und Flüssen und den mannigfaltigen Abhängigkeiten jedes ökologischen Kleinsystems von dieser Gesamtheit. Überall bestehe ein natürliches Gleichgewicht, das sich selbst erhalte, solange nicht von außen Eingriffe und Störungen erfolgten. „Tritt nur in einem Punkte eine solche Änderung ein, so wird das Ganze gestört, und die schlimmsten Folgen können sich ergeben. Diese Erkenntnis ist einer der wichtigsten Punkte, die sich der Naturschützer immer vor Augen halten muß. Seine erste und vornehmste Aufgabe ist es, darüber zu wachen, daß das biologische Gleichgewicht nicht unnötig oder aus Unkenntnis der Tatsachen gestört wird“. Und Professor Auerbach fügte hinzu: „Greift der Mensch mit plumper Hand in das wunderbare Naturgefüge ein, so muß er störend wirken. Oft erst nach Jahrzehnten muß er dann zu seinem Schrecken sehen, daß der vermeintliche Segen, den er erhoffte, sich in Unsegen umgewandelt hat“. Ohne Rücksprache mit Naturschützern und Behörden dürfe von Industrie und Produktion weder Landschaft verbraucht noch eine natürliche Ressource angetastet werden. „Wird diese Forderung vernachlässigt, so gehen wir schlimmen Zeiten entgegen. Unsere Nachkommen erst werden die Folgen zu tragen haben, aber ihre Vorwürfe werden zu spät kommen. Was einmal in der Natur zerstört und vernichtet ist, läßt sich nie wieder gut machen!“ So nannte Professor Auerbach die Schaffung von Naturschutzgebieten die wesentlichste Forderung der Gegenwart und Kern aller Bemühungen. Welchen Sinn mache es, wenn Tiere und Pflanzen per Gesetz geschützt, ihre Lebensräume hingegen unzähligen störenden Eingriffen unterworfen würden? Schaffe man jedoch Schutzzonen, in denen sich Natur frei entfalten könne, so müsse es niemandem um den Erhalt des ökologischen Gleichgewichtes bange sein. In einem Lichtbildvortrag stellte Auerbach die bis dahin geschaffenen 21 badischen Naturschutzgebiete vor und umriß deren Bedeutung jeweils in kurzen Worten. Allein das Bodenseegebiet umfaßte bereits damals sechs Schutzzonen, darunter

das Wollmatinger Ried als die bedeutendste. Noch keinerlei Schutzgebiete aufzuweisen hatte der Raum zwischen Karlsruhe und Freiburg, ausgenommen das annähernd zweihundert Hektar umfassende Wildsee-Moor direkt an der Provinzialgrenze zwischen Baden und Württemberg. Drei dieser frühen Naturschutzgebiete waren im heutigen Landkreis Karlsruhe angesiedelt: das Weingartener Moor am Rande der Rheinebene, der Kaiserberg bei Untergrombach, dieser charakteristische Kalkhang mit seiner bemerkenswerten Insektenfauna und einer für Halbtrockenrasen typischen Pflanzenwelt, und schließlich die von einem Altrheinarm umschlossene und durch üppige Vegetation ausgezeichnete Insel Rappenwört bei Daxlanden mit einer Ausdehnung von 130 Hektar. (Mag sich freilich die Gesamtfläche geschützter Biotope seit den dreißiger Jahren in Baden-Württemberg wie auch in ganz Deutschland vervielfacht haben, so bleibt doch die heikle Frage, ob nicht Zerstörung und Verbrauch von Landschaft zu rasch und in zu gewaltigem Maße weiter fortschreiten, als daß partielle Naturschutzgebiete diese Entwicklung aufhalten könnten.)

Nach Professor Auerbach trat der Naturschutzbeauftragte Dr. Hans Stadler aus Lohr bei Würzburg ans Rednerpult, der wie sein Vorredner auf die Verflechtung von Lebensraum und Artenvielfalt hinwies und erklärte: „Es hat keinen Sinn, den Apollofalter für geschützt zu erklären, wenn man gleichzeitig zuläßt, daß seine Standorte mit Fichten aufgeforstet und seine Futterkräuter damit vernichtet werden. Es hat keinen Sinn, die Pontischen Pflanzen und Tiere für geschützt zu erklären, wenn ihre Standorte mit Schwarzkiefern aufgeforstet werden dürfen. Es hat keinen Sinn, Saatkrähen- und Reiherkolonien zu schützen, wenn die Gehölze und Wälder, in denen die Vögel horsten, durch Holzhiebe beunruhigt werden. Wir müssen die ganzen Lebensräume schützen“.

Und er versäumte nicht, die vielgestaltige Palette der Naturzerstörungen beim Namen zu nennen: Straßenbau, Bachbegradigungen, Flurbereinigung, Abholzen der Wälder und alter Obstbaumbestände, schließlich ganz allgemein das Ausräumen der Landschaft. Ein Blick auf die gegenwärtige Situation genügt, um zu

der Einsicht zu gelangen, daß die zentralen Probleme des Naturschutzes in den vergangenen sechzig Jahren weitgehend gleich geblieben sind. (Völlig im Einklang mit Hans Stadlers Karlsruher Rede von 1936 erklärte der vormalige baden-württembergische Umweltminister Dr. Erwin Vetter im Januar 1992, dem Artenschwund Einhalt zu gebieten sei die größte Herausforderung an den heutigen Naturschutz – und Biotopschutz ein wesentlicher Schritt hierzu, da Flächenschutz der beste Artenschutz sei.)

Und Stadler sparte nicht mit Kritik insbesondere am Tun des Reichsarbeitsdienstes: viele litten dort an einer modernen Krankheit, so spötelte er, dem Zahlenrausch, dem Rausch der Ertragssteigerung. „Noch schlimmer ist,“ fuhr er fort, „daß die jungen Arbeitsdienstleute in der Zerstörung der heimatlichen Landschaft etwas verdienstliches erblicken; daß ihnen die unerhörte Häßlichkeit der Begradigungen und Linealgrabenziehungen gar nicht zu Bewußtsein kommt; und daß sie über das endgültige Ergebnis ihrer ‚Kulturarbeit‘ nichts erfahren; daß in so vielen Fällen aus dem von ihnen bearbeiteten nassen Moor nichts anderes entstehen wird als neues, diesmal trockenes Ödland. Wenn die ursprünglichen Moore als ‚Unland‘ ‚eine Kulturschande für Deutschland sind‘, so ist das künstlich gewonnene neue Unland wiederum eine Kulturschande“.

DEUTLICHE WORTE

Mit seiner Kritik an den Fehlentwicklungen dieser Zeit hielt auch der Münchner Architekt und Landschaftsberater bei Fragen des Straßenbaues Alwin Seifert nicht hinter dem Berg, der nurmehr wenig Grund zur Zuversicht bei dem Gedanken gegeben sah, daß mit der Schaffung des Reichsarbeitsdienstes einer ihrer eigenen Gefahren und Folgen sich nicht bewußten Technik unvermittelt eine gewaltige Arbeitskraft zugeführt werde und überdies jeder örtliche Bürgermeister und Parteifunktionär die Trockenlegung beliebig vieler Regionen vorantreiben könne. Das Zusammenspiel der einzelnen Eingriffe verschlimmere ihre Gesamtwirkung um ein Vielfaches. In der Bauernschaft sei ein regelrechter Krieg entbrannt gegen alte Bäume, Heckenraine und Feldgehölze – wobei

völlig übersehen werde, daß mit dem Verschwinden des Ödlandes zugleich die Vogelwelt dezimiert werde und zuletzt der Ungezieferplage nicht mehr anders beizukommen sei als durch immer weiter gesteigerten Einsatz chemischer Vertilgungsmittel.

In seiner vom „Karlsruher Tagblatt“ als „packend“, von einem Parteiorgan als „ausgezeichnet“ gutgeheißenen Rede über Spätfolgen von Flußbegradigungen und Flächenentwässerungen erklärte Seifert, jeder Eingriff in die Natur ohne überlegenes Wissen sei ein Zirkelschluß, in dem jeder Fehler neue erzeuge und am Ende entweder das Werk oder die Natur zerstört sein werde. Mit einem solchen Ergebnis aber verliere auch die gelungene Arbeit jede Bedeutung. „In völlig gleichem Sinne arbeiten die Kulturbauleute an der Zerstörung des Lebensgleichgewichts Mitteleuropas“, erklärte Seifert. „Weil sie die unauflöselichen feinsten Zusammenhänge in der belebten Natur nicht kennen, verstärkt jede einzelne ihrer Maßnahmen die negative Wirkung der anderen“.

Sein Referat abschließend prophezeite Seifert bei Ausbleiben eines Umdenkens die alsbaldige Versteppung Deutschlands, fügte jedoch hinzu, wer so viel Kritik übe, müsse auch Wege zum Besseren aufzeigen – und dies tue er mit dem Satz: „Das Naturnähere ist immer das technisch Vollkommenere und das auf die Dauer allein Wirtschaftliche“.

Gerade Alwin Seifert machte es weder Gegnern noch Freunden und am allerwenigsten sich selbst mit seinen Anschauungen und seinem Wollen leicht. Als Verfasser zahlreicher Schriften, als einer der ersten (noch als „Gesundheitsapostel“ verlachten) biologischen Kleingärtner und als erbarmungsloser Kritiker fragwürdiger Zeiterscheinungen bewegte er sich stets längs eines schmalen Grades zwischen Anerkennung und Anfeindung: sei es, daß er in den dreißiger Jahren Aufforstungen entlang den Reichsautobahnen einklagte, sei es, daß er sich wegen seiner herben Kritik am Wirken des Reichsarbeitsdienstes auf dem Badischen Naturschutztag den Vorwurf einer „Gefährdung der Erzeugungsschlacht“ gefallen lassen und aufgrund seiner radikalen Schuldzuweisungen an deutsche Architekten und Techniker diesen gegenüber verantworten

mußte. Nach seinem Karlsruher Referat geriet Seifert geradezu in einen Strudel von Anklagen und Vorwürfen, war sich aber seines noch relativ glücklichen Geschickes bewußt – verglichen mit demjenigen des Vorredners Hans Stadler, der sich seiner Thesen wegen gegenüber Gestapobeamteten zu rechtfertigen hatte und einzig dank guter Kontakte zu Parteigrößen immensen Schwierigkeiten entging. In einer Veröffentlichung des Landwirtschaftsministeriums wurde Seifert, wie er in seinen Lebenserinnerungen berichtet, als Besserwisser mit ins krankhafte gesteigertem Naturschutztrieb bezeichnet. „Als ob es sich in diesen Fragen überhaupt noch viel um Naturschutz gehandelt hätte“, so konterte er später. „Es ging doch um die Behebung täglich wachsender Gefahr!“ Ob während des Dritten Reiches oder in der Bundesrepublik, ob als Landschaftsberater beim Bau der Reichsautobahnen oder später als Professor an der Technischen Hochschule München, niemals scheute Seifert eine Auseinandersetzung. Und er durfte noch verfolgen, wie manche seiner Ideen wurzelten. Drei Jahrzehnte, nachdem er durch seine harschen Worte auf dem Badischen Naturschutztag manchen Ingenieur gegen sich aufgebracht hatte, konnte er selbst deren Umdenken erleben. In einem seiner Bücher fand er dafür die Worte: „Dieselben schwäbischen Techniker, die über meinen Karlsruher Vortrag im Jahr 1936 so furchtbar zornig waren, luden mich ein Menschenalter später, alle ergraut und zu hohen Ehren gekommen, ein, über dasselbe Streitgespräch noch einmal zu reden – und wir waren uns über alles einig“.

AKTUELLER DENN JE

So einig sich die deutschen Techniker dreißig Jahre nach der Karlsruher Tagung mit dem einstmals verlachten Alwin Seifert waren, so einig waren sich die Teilnehmer am Badischen Naturschutztag auch mit einem der weiteren Referenten des 14. Januar 1936, dem Karlsruher Oberforstrat Karl Müller, der in seinem ausführlichen Vortrag auf das Bild der badischen Landschaft und die Bedeutung des Waldes einging, um in diesem Zusammenhang einen Kulturhistoriker mit den Worten zu zitie-



Bausparen...

Freu Dich
auf zu se!



BADENIA Bausparkasse AG · Badeniaplatz 1 · 76114 Karlsruhe · Telefon 0721/995-0

ren: „Entwaldet die Länder und ihr entseelt die Völker“.

Über das Verhältnis von Naturschutz und Schule sprach der Zoologieprofessor Hermann Leininger, Lehrbeauftragter an der Technischen Hochschule und Konservator der Landessammlungen für Naturkunde. Die Idee des Naturschutzes, so betonte er, sei eine Erziehungsfrage, folglich gelte es, die Schule in den Dienst des ökologischen Gedankens zu stellen. Anzustreben sei keineswegs, aus dem Naturschutz ein eigenes Fach zu gestalten, sondern sämtliche Schulfächer zu durchdringen mit entsprechenden Fragestellungen und dem Naturschutz auf diese Weise mehrere Standbeine im Gesamtunterricht zu verschaffen – und es

gelte, über abstrakten und technikbezogenen Biologieunterricht hinaus den Blick zu schärfen für die Verflechtungen in der Natur und ihre Vielgestaltigkeit. „Um etwas zu schätzen, muß ich es kennen“, erklärte Leininger, der während derselben Jahre an fragwürdigen Publikationen zu Rassenfragen arbeitete. „Was hilft es, auf die Erhaltung bestimmter Pflanzen und Tiere zu dringen, oder den Schutz bestimmter Gebiete zu fordern, wenn der einzelne nicht weiß, worum es geht und so gar keine Fühlung mit den geschützten Werten haben kann?“ Die tragende Rolle und ein gerüttelt Maß an Verantwortung komme bei diesem Vermittlungsprozeß dem Lehrer zu. Nicht seine Worte allein, sondern sein Vorbild sowie

sein beispielgebendes Handeln seien dazu angetan, Kinder zu beeinflussen.

Mit derselben Berechtigung wie vor sechzig Jahren könnte jedes der zehn auf dem Badischen Naturschutztag vorgetragenen Referate noch heute gehalten werden und hätte thematisch nach wie vor aktuellsten Gegenwartsbezug. Ausgenommen davon sind auch nicht die Arbeiten zweier Redner, die ausführlich eingingen auf das in den zwanziger und dreißiger Jahren häufig beklagte Problem der Werbung in Stadt und Land. Allerorten, so führten beide aus, träfe man in dieser Zeit auf laute und aufdringliche Werbetafeln: sei es inmitten der Dörfer oder entlang den Landstraßen und Wegen, sei es in historischen Stadtkernen, sei es nächst malerischen Landgasthäusern, sei es schließlich gar direkt neben Motivtafeln und Wegkreuzen. Der Mensch, so formulierte es Wilhelm Münker, ehrenamtlicher Geschäftsführer des Deutschen Heimatschutzverbandes, erblicke in der Natur wie in allen Dingen einzig noch eine große Reklamegelegenheit.

Eine gemeinsame Linie zog sich einem roten Faden gleich durch sämtliche Reden dieses Tages, die als Sonderdruck einer naturkundlichen Jahresschrift noch 1936 zusammenfassend publiziert wurden: nicht einer der Referenten versäumte es, zu betonen, der Schutz von Natur und Landschaft dürfe nicht mehr länger die Angelegenheit einzelner sein – auch

nicht einzelner Verbände und Vereine –, sondern müsse zur Aufgabe aller werden. In seiner Rede über das Reichsnaturschutzgesetz erklärte Dr. Asal: „Der Naturschutz kämpft immer noch gegen das Vorurteil, als ob seine Tätigkeit allein einem kleinen Kreis von Intellektuellen und Naturästheten zugutekomme. Das ist ein verhängnisvoller Irrtum“. Im selben Sinne führte Professor Auerbach aus: „In den letzten Jahren hat sich bei der Allgemeinheit glücklicherweise allmählich die Erkenntnis durchgesetzt, daß der Naturschutz nicht das Steckenpferd einiger überästhetischer Schwärmer und Phantasten ist, über deren Ansichten man zur Tagesordnung übergehen könnte.“

„Wir können es uns nicht leisten, erst durch sicheren Schaden klug zu werden“, hatte Alwin Seifert in seinem Referat erklärt. Es klingt einer drohenden Prophezeiung nicht unähnlich, wenn Professor Auerbach wie beiläufig bemerkt: „Die Zukunft wird zeigen, daß wir mit unseren Ansichten recht hatten“. Heute, nach sechs Jahrzehnten, zeigt unsere Gegenwart, wie recht die frühen Naturschützer in vieler Hinsicht tatsächlich hatten.

Anschrift des Autors:

Thomas Adam

Bachstraße 36

76646 Bruchsal-Untergrombach

Über die Flößerei auf der Ettlinger Alb

Die Kunst des Flößens ist uralt, weshalb die Flößerei oft auch als Mutter der Schifffahrt bezeichnet wird. Denn einfacher als einen Einbaum auszuhöhlen oder ein Boot oder Schiff zu zimmern ist die Verbindung mehrerer Baumstämme zu einem Floß, um von einem Ufer des Stromes zum anderen zu gelangen oder längs der Küsten die Meere oder Seen zu befahren.

Die älteste urkundliche Nachricht, die wir von Floßtransport des Holzes besitzen, findet sich im Alten Testament, wo von der Erbauung des Tempels in Jerusalem die Rede ist. Da König Salomon (965–926 v. Chr.) das nötige Bauholz nicht in der Nähe beschaffen konnte, erbat er sich dieses von König Hiram von Tyrus. Dieser ließ im Libanon Bäume fällen, vermutlich Zedern, Zypressen, Tannen, und in Floßen auf dem Meer nach Jaffa bringen. Von dort wurde das Holz dann nach Jerusalem geschafft. (1. Buch der Könige Kap. 5, Vers 6 u. folg. sowie 2. Buch der Chronik Kap. 2, Vers 16).

Das bisher älteste, nördlich der Alpen gefundene Floß fand sich 1922 im Federsee bei Bad Buchau in Oberschwaben und dürfte wohl aus der jüngeren Bronzezeit (1500–800 v. Chr.) stammen. Es bestand aus wenigen, etwa 5 m langen, am Ende behauenen Birkenstämmen, die mit Bastseilen zusammengehalten wurden.

Auf eine derart alte Überlieferung kann die Alb-Flößerei bislang nicht verweisen. Doch findet sich in Ettligen das erste, wenn auch steinerne Dokument über die Flößerei in Deutschland, nämlich der römische Neptunstein von etwa 150–200 n. Chr. Denn auch die Römer bedienten sich der Floße zur Heranschaffung von Holz und Bausteinen oder

zum Übersetzen ihrer Truppen über Flüsse und Gewässer, was zahlreiche Funde beweisen. So wurden 1938/39 in der Breusch bei Straßburg zwei römische Floße gefunden, die wahrscheinlich zum Transport großer Bausteine gedient haben. Das eine war 14 m, das andere 7 m lang. Dann fanden sich bei Heilbronn-Böckingen eiserne Floßketten neben anderen Werkzeugen.

Der Ettlinger Neptunstein ist in der Ostwand des Ettlinger Rathauses bei der Albrücke eingemauert. Er zeigt den Meeresgott Neptun mit dem Dreizack, der in seiner Rechten ein Fischwesen hält und von einem flossenfüßigen Meeresungeheuer begleitet ist.

Die Weiheinschrift lautet:

„In h (onorem) d (omus) d (ivinae) d (eo) Neptuno / contubernio nautarum / Cornelius Aliquandus d (e) s (uo) d (edit).“

Übersetzung: Zu Ehren des göttlichen (Kaiser) houses dem Gott Neptun (geweiht). Der Genossenschaft der Schiffer hat Cornelius Aliquandus (den Stein) von dem Seinigen geschenkt.

Es muß also um 150–200 n. Chr. im Albtal eine Zunft oder Genossenschaft Nautarum bestanden haben. Aliquandus, der den Stein aus eigener Tasche bezahlt und aufstellen läßt, ist offenbar der Patron dieser Gemeinschaft. Damit dürfte er der älteste, urkundlich belegte Floßherr Südwestdeutschlands, ja sogar ganz Deutschlands sein.

Das Wort „nauta“ ist wohl besser mit „Flößer“ als mit „Schiffer“ zu übersetzen, denn Alb und Kinzig-Murgrinne waren damals wohl nur floßbar, nicht aber schiffbar. Dafür spricht auch, daß man im Schwarzwald Personen, die den Floßhandel betreiben, schon im Mittelalter

„Schiffer“ (z. B. Murgschiffer) später auch „Schiffsherren“ nennt. „Flößer“ hingegen sind die Knechte, die das Floßhandwerk ausüben. All dies spricht dafür, daß es sich bei der Ettlinger Genossenschaft um Flößer und nicht um Schiffer gehandelt haben muß.

Neuere Grabungen in der Ettlinger Entengasse haben ergeben, daß ein gemauerter Kanal oberhalb der heutigen Martinskirche abgezweigt und durch die römische Siedlung geführt wurde. Dort finden sich auch Mauerreste großer Gebäude, die als Lagerhallen für Bau- und Brennholz wie für Steinmaterial gedient haben könnten. Der Bau von Häusern, Unterkünften und Befestigungen, das Brennmaterial für Töpferei, Ziegelei, Glasherstellung, Kalkbrennen und Metallverarbeitung, warme Wohnungen und Quartiere, vor allem aber die heißen Bäder, verschlingen gewaltige Mengen an Bau- und Brennholz. Im rauhen Germanien ist Holz für die Römer genauso wichtig wie Brot und Wein!

All dies berechtigt zu der Annahme, daß die Flößerei in römischer Zeit einen wichtigen Faktor im Wirtschaftsleben Ettlins darstellte, wovon uns das römische „Contubernium nautarum“ heute noch Zeugnis gibt.

Im übrigen hatte der Neptunstein eine abenteuerliche Geschichte, von der eine unter dem Stein befindliche lateinische Inschrift, verfaßt vom Ettlinger Humanisten Hedio (Kaspar Heyd 1494–1552), uns heute noch Kunde gibt:

1480 nach Hochwasser in der Alb oberhalb von Ettligen gefunden und an der Albbrücke beim Rathaus aufgestellt. 1511 erbittet Kaiser Maximilian I. den Stein sich als Geschenk. Stein kommt nach Weissenburg/Elsaß, dann nach Hagenau, dann nach Schloß Horneck bei Gundelsheim am Neckar. 1550 wird Stein an Stadt zurückgegeben und am alten Ort wieder aufgestellt. 1569 nach München gegeben, kommt aber bald wieder zurück. Wird an der Ostwand des Rathauses eingemauert, von wo er bis heute auf den Beschauer herablickt.

MITTELALTER UND NEUZEIT

Die Wirtschaft des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit ist ohne das Holz der Wälder einfach nicht denkbar. Der Wald ist in jener Zeit eine der wichtigsten Grundlagen menschl-

chen Lebens, der eine große Fülle anderweitig nicht erhältlicher Wirtschaftsgüter liefert. Neben Bau-, Werk- und Brennholz seien vor allem noch genannt: Holzkohle, Harz, Teer, Ruß, Pottasche, Gerbrinde, Kienspäne, Zunderschwämme, Sauerklee. Alles Dinge, die heute meist von der Eisen-, Stahl- oder petrochemischen Industrie erzeugt werden. Dazu Beeren, Früchte, Pilze, Weide und Mast.

Zunehmender Wohlstand und eine anwachsende Bevölkerung führen im Mittelalter zu ständiger Zunahme des Holzverbrauchs. Die Ansiedlungen, Burgen und Kirchen ausgenommen, werden jahrhundertlang nur aus Holz gebaut. Riesige und häufige Brandkatastrophen in den Städten erfordern zum Wiederaufbau große Holz mengen. Dazu ist für Berg- und Hüttenwerke, Eisenhämmer, Salinen, Glashütten und der Masse des Handwerks das Holz unentbehrlicher Roh- und Werkstoff, zugleich auch Wärme- und Energiequelle. Daneben verschlingen Hausbrand und Herd riesige Mengen von Brennholz. Hier sei auch der Badefreudigkeit des Mittelalters gedacht. Holz ist in jener Zeit allgegenwärtig! Daher wird dieser Abschnitt unserer Geschichte oft auch als „Hölzernes Zeitalter“ bezeichnet.

Der damalige jährliche Pro-Kopf-Verbrauch wird geschätzt auf:

3 rm Hausbrand (ca. 3,4 cbm) und
1 cbm Nutzholz,

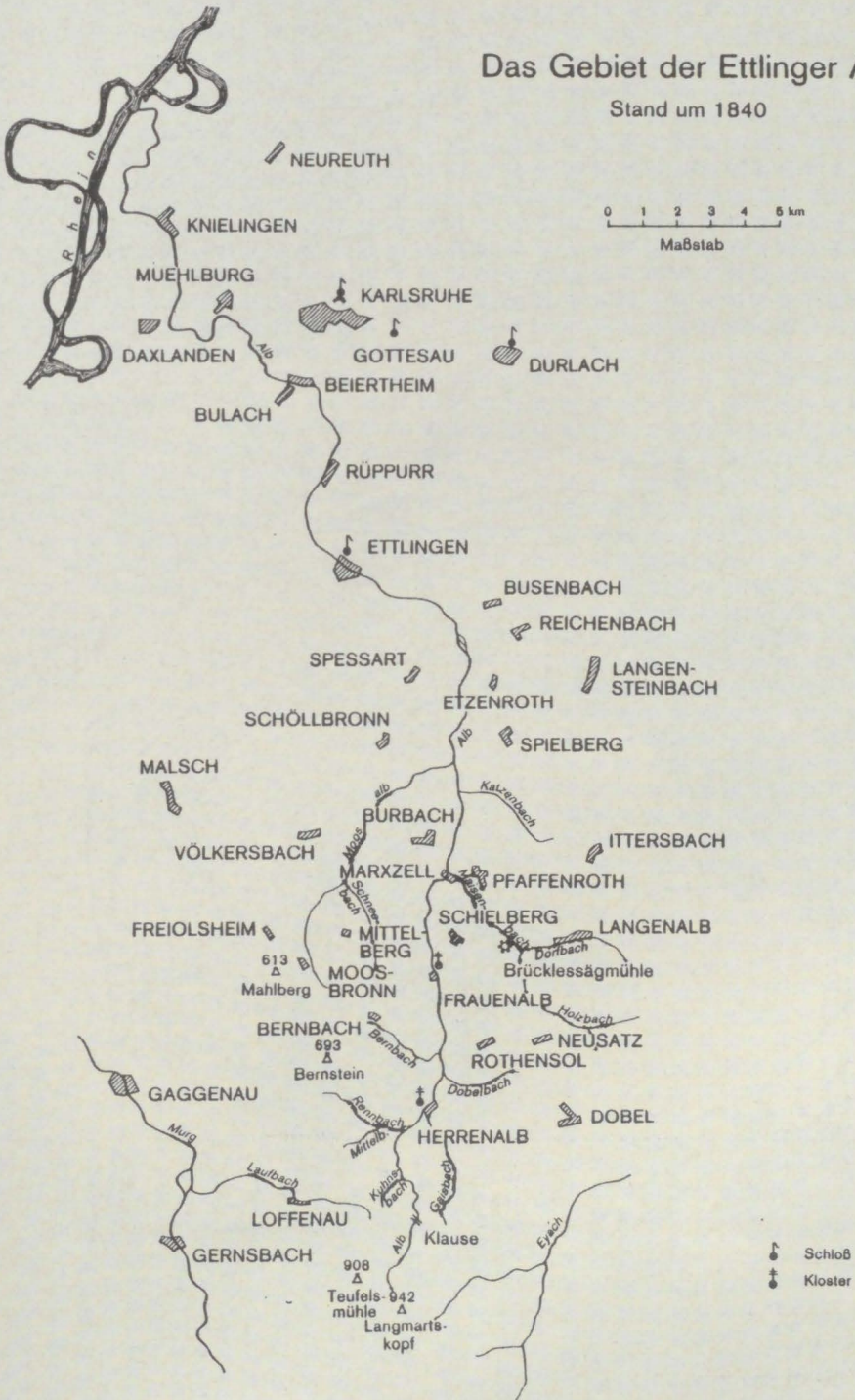
also insgesamt etwa 3,5 cbm Holz/Jahr/Person. Heute werden in der Bundesrepublik nur etwa 0,8 cbm Holz/Jahr/Person verbraucht.

Bei dem Mangel an Straßen und brauchbaren Holzabfuhrwegen und den durchweg sehr schlechten Wegeverhältnissen ist die Nutzung des Waldes vor allem ein Transportproblem. Die Verfrachtung des Holzes auf Bächen und Flüssen, die ja von Natur aus die meisten Waldungen erschließen, ist die einfachste, billigste und auch bequemste Möglichkeit, Holz über weite Strecken zu befördern und zu den Verbrauchern zu bringen. Mit Hilfe der Flößerei versucht nun der Holzhandel schon sehr früh einen Ausgleich herzustellen zwischen den im Holzüberfluß lebenden Waldgebieten und den volks- und gewerbereichen Holz mangelgebieten.

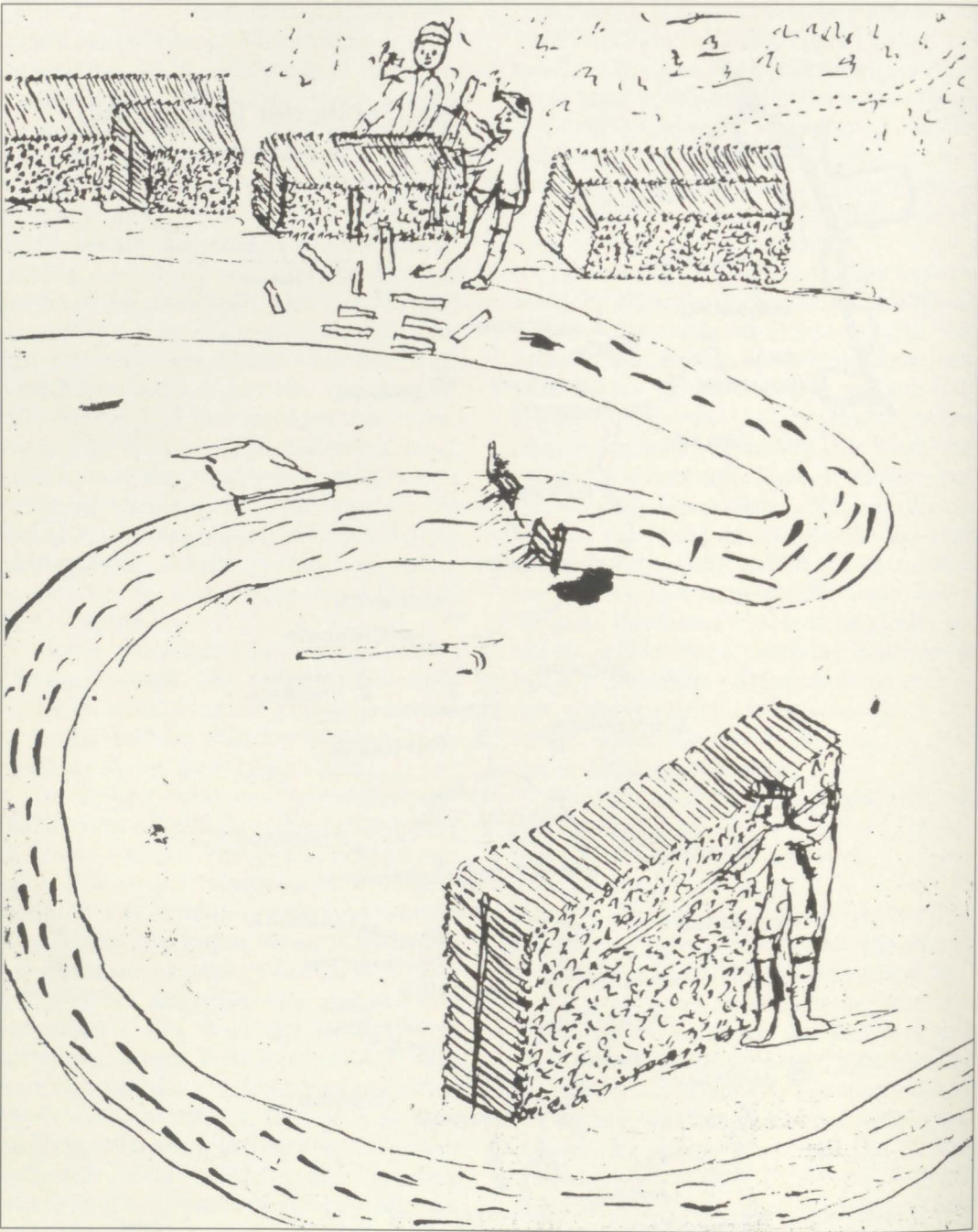
Ohne die Flößerei, einem wichtigen, doch fast in Vergessenheit geratenem Transportmit-

Das Gebiet der Ettlinger Alb

Stand um 1840

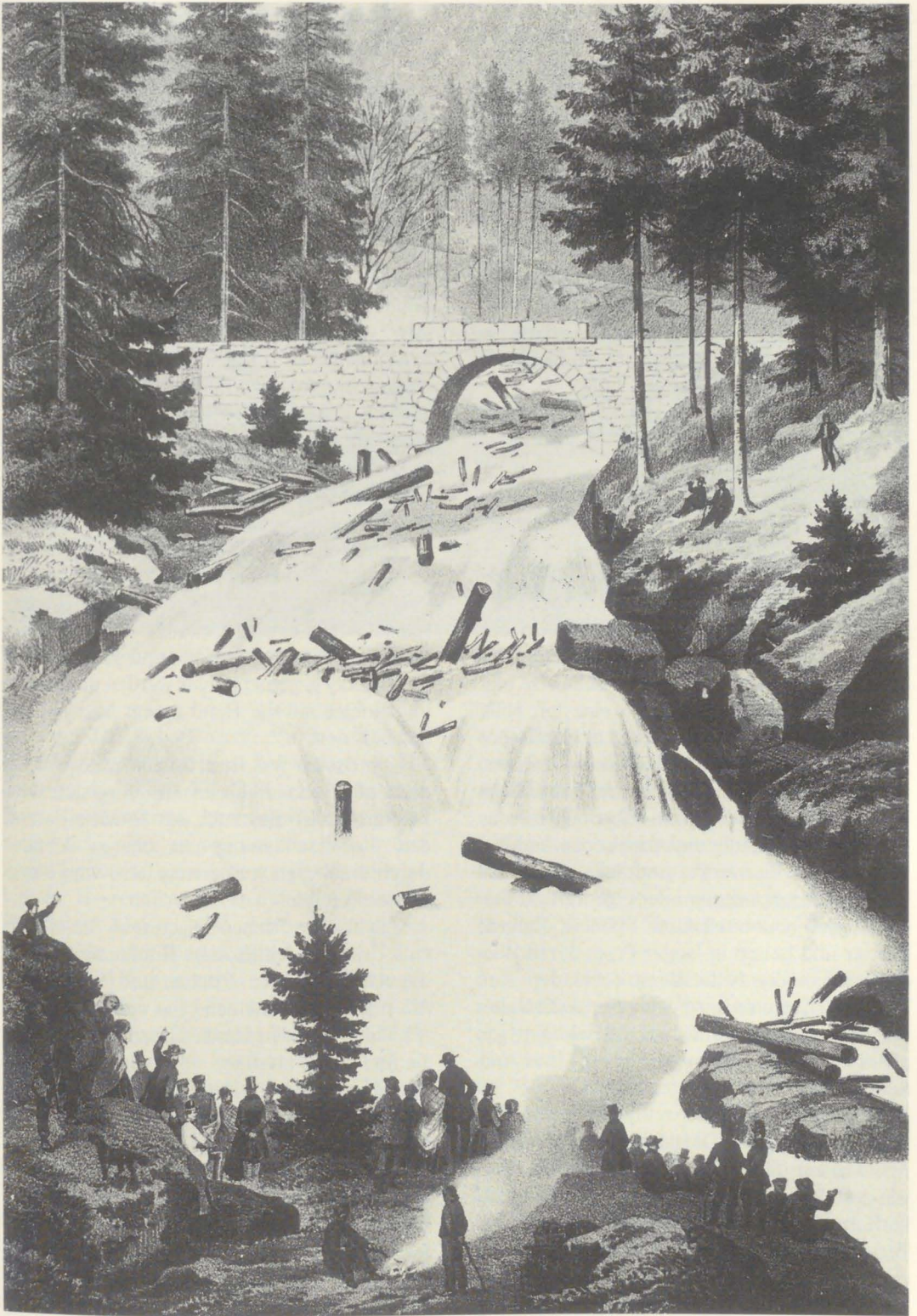


Entwurf u. Zeichnung A. Kern 1990



Ausziehen, Aufsetzen und Abmessen von Scheiterholz. Am Ufer liegt ein Floßhaken.

(Aus J. D. Reitter, Von dem Floßwesen sowohl dem Scheiter als Langenholz, 1777. Handschrift im Stadtarchiv Calw)



Trift von Scheiterholz und Sägeblochen auf dem Schwarzenbach/Murgtal. Gezeichnet um 1820 von J. W. Roux.

(GLA. J/B Murgtal Nr. 1)

tel der vorindustriellen Zeit, wäre die Herausbildung und Expansion unserer mittelalterlichen Wirtschaftszentren angesichts ihres hohen Holzverbrauchs nicht möglich gewesen.

Wald-Holz-Flößerei bilden den Dreiklang, der jahrhundertlang Leben, Landschaftsbild und Wirtschaftsgeschichte des Nordschwarzwaldes in besonderem Maße geprägt hat. Das riesige, an Bodenschätzen arme Waldgebiet schuf mit dem Holz, seinem „Grünen Gold“, erst die ausreichende materielle Lebensgrundlage für seine Bewohner. Mehr als sieben Jahrhunderte beliefert unser Raum die Städte an Neckar und Rhein bis hin nach Holland mit Bauholz, Bretter und Latten.

FLOSSBETRIEB

Beim Wassertransport des Holzes ist zu unterscheiden zwischen der Trift und der gebundenen Flößerei.

Bei der Trift oder Wildflößerei werden kürzere Stämme, Stammstücke und Scheiterholz (Brennholz) einzeln und unverbunden in das Wasser eingeworfen. Es wird dann entweder durch das Hochwasser bei Schneeschmelze und nach Regengüssen oder durch eine mit Hilfe von Stauanlagen (Schwallungen, Floßseen) künstlich erzeugte Flutwelle flußabwärts transportiert. Mit der Trift schafft man im Nahverkehr Bloche und Klötze für die Sägemühlen, das Brennholz der Städte und Garnisonen und das Kohlholz der Eisenwerke und Salinen herbei.

Bei der gebundenen oder eigentlichen Flößerei werden unbearbeitete Stämme, Balken, Bretter und Latten in langer Form durch Wie-den miteinander zu Gestören verbunden. Aus mehreren Gestören wird dann ein Floß zusammengebaut. Die gebundene Flößerei dient vor allem dem Ferntransport von Rund-, Bau- und Schnittholz verschiedenster Sorten.

Das Floß wird sehr häufig noch mit „Oblast“ befrachtet. Oblast ist Frachtgut aller Art, das auf die Floße obenauf geladen wird, wie z. B. Eichenstämme, Sägewaren, Handwerkerholz, Schindeln, Rebstecken, Harz, Pech, Terpentin, Kienruss, Holzkohle. Oft werden zusätzlich noch Personen befördert.

Im Nordschwarzwald wird auf allen floßbaren Gewässern sowohl Trift als auch gebundene Flößerei betrieben.

BEGINN VON FLÖSSEREI UND HOLZHANDEL

Bis zum 30jährigen Krieg bleiben die Nachrichten über die Albflößerei karg und spärlich.

Den frühesten Hinweis auf gewerbliche Holznutzung und Holzhandel geben uns verschiedene Verträge über die Nutzung eines Waldes bei Dobel im Zeitraum von vor 1294 bis 1422. Danach überlassen die Herren v. Straubenhard als ebersteinische Lehensleute einen Wald zur Holznutzung an Gernsbacher Bürger, sehr wahrscheinlich „Murgschiffer“. Diesen wird nur der Einschlag von Nadelholz erlaubt, woraus Bauholz und Schnittware für Handelszwecke gewonnen werden sollen. Das Holz wird wohl auf örtlichen Sägmühlen eingeschnitten worden sein. So wird z. B. im Salbuch der Grafschaft Eberstein von 1386 eine „muln“ am Dobelbach aufgeführt.

Für Holztransport und Holzhandel bedeutet die um 1250 erfolgte Erfindung des wasser- oder windangetriebenen Sägegatters einen entscheidenden Fortschritt. Damit wird das sperrige Gut Holz zur Massenware und damit für den Fernhandel geeignet. Zuvor werden die Bretter und Bohlen mit der Hand gesägt oder mit der Axt behauen.

Die Bretter aus dem Dobler Wald werden dann mit Fuhrwerken an die Murg gebracht. Im übrigen ist dies auch ein Hinweis darauf, daß die Erschließung des oberen Albtales durch die Grafen v. Eberstein, also vom Murgtal her, erfolgte.

Als nächste sichere Nachricht findet sich eine Urkunde des Klosters Frauenalb v. 1440, die vom Holzflößen, Fischen und Zoll auf der Alb handelt. Anscheinend hat man damals die Alb von störenden Hindernissen geräumt, um sie floßbar zu machen.

Dann erfahren wir aus einer Urkunde des Klosters Herrenalb v. 1474, daß das Kloster mit „Borten“, also gesägtem Holz, Handel treibt und vor allem die Pfalzgrafschaft beliefert. Die Pfalzgrafen räumen dem Herrenalber Holz eine Zollvergünstigung ein, während hingegen die markgräflichen Schiffer der Grafschaft Eberstein in der Pfalz den doppelten Zoll zahlen müssen. Diese Herrenalber „Lanngebort“, bereits in der Murgschifferordnung v. 1488 aufgeführt, werden im Klostergebiet gesägt und



Alblößer auf Floß mit 3 Gestören. Am Ufer Holzhauer mit Axt. (Ausschnitt aus der Herrenalber Forstkarte v. 1782. HStA. N 5 Nr. 34)

dann auf der „Achse“ an die Murg, meist nach Gernsbach, gebracht. Diese Zollverfügung geht dann an die pfälzischen Zollämter Selz, Neuburg, Germersheim, Mannheim und Oppenheim, nicht aber an die von Bacharach und Kaub. Daraus ist zu ersehen, daß der mittelalterliche Herrenalber Holzhandel die Murg als Floßstraße benutzt und nicht weiter als bis nach Mainz oder Bingen geht.

Wann ist nun in unserem Gebiet erstmals getriftet worden oder das erste Floß abgegangen? Ein genauer Zeitpunkt kann mit Sicherheit nicht angegeben werden. Doch wird in einem Koblenzer Zolltarif v. 1209 eine Abgabe vorgesehen für eine Holzmenge, die im Volksmund „vloze“ heißt. Danach sind die Anfänge der Flößerei auf dem Rhein, dessen Holz vor allem aus dem Schwarzwald kam, auf spätestens Ende des 12. Jahrhunderts anzusetzen.

SCHEITERHOLZTRIFT

Erstmals wird 1623 in den Frauenalber Akten berichtet, daß im Klosterwald Floßholz gehau-

en wurde zur Brennholzversorgung von Stadt und Schloß Ettlingen. Die Kosteruntertanen mußten das Holz in der Fron an die Alb führen, wo es eingeworfen und nach Ettlingen getriftet wurde. Im 17. Jahrhundert stellt die Stadt ihre Brennholzversorgung meist auf dem Wasserweg sicher. Auf ihre Initiative werden damals Moosalb und Alb für Scheiterholz floßbar gemacht.

Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts zeichnet sich in Südwestdeutschland eine Brennholznot ab, heute würden wir von einer „Energiekrise“ sprechen. Durch die lange Friedenszeit wächst die Bevölkerung rasch an, neue Residenzen entstehen (Karlsruhe 1715, Rastatt 1705, Ludwigsburg 1704, Mannheim 1720), deren Hofhaltung, Garnison und Bürgerschaft immer mehr Brennholz benötigen. Gleichzeitig nimmt die Zahl der Gewerbebetriebe, Manufakturen, Hütten- und Eisenwerke ständig zu. Zudem sind die ortsnahen Wälder ausgeplündert, holzleer und z. T. devastiert.

So wird für Karlsruhe die Brennholznot immer drängender, weshalb die dortigen Rentkammer

immer neue Pläne für die Scheiterholztrift auf der Alb entwickelt, ja sogar einen Holzkanal von der Murg zur Alb, von Rotenfels nach Rüppurr, bauen will.

Nach langem Hin und Her und viel diplomatischem Geplänkel schließt Baden-Baden 1738 mit dem baden-durlachischen Rat Lamprecht einen entsprechenden Vertrag ab, wonach jährlich 4000 Klafter Scheiterholz zu liefern sind. Davon gehen 1000 Klafter an das Schloß in Ettlingen, der Rest nach Karlsruhe. Zudem darf die Stadt Ettlingen für ihren Eigenbedarf Brennholz flößen. Doch das Lamprechtsche Unternehmen scheitert nach einem Jahr kläglich, da er die erforderlichen Geldmittel zur Floßbarmachung nicht aufbringen kann. Lamprecht macht einen „considerablen“ Bankrott.

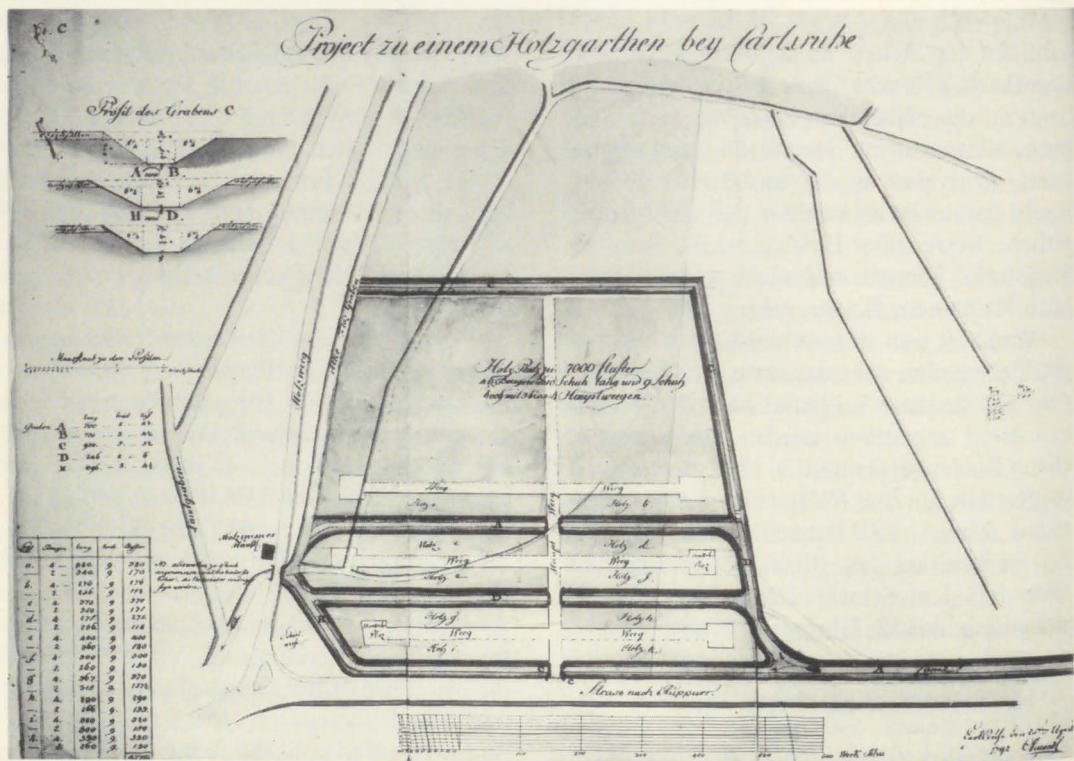
Als neuer Interessent erscheint der Basler Bankier Burckhardt, der die Brennholzversorgung der beiden Höfe wie der Stadt Karlsruhe übernehmen will. Die Verträge mit Baden-Baden und Baden-Durlach werden 1741 und 1742 abgeschlossen. Vertraglich sichert sich Burck-

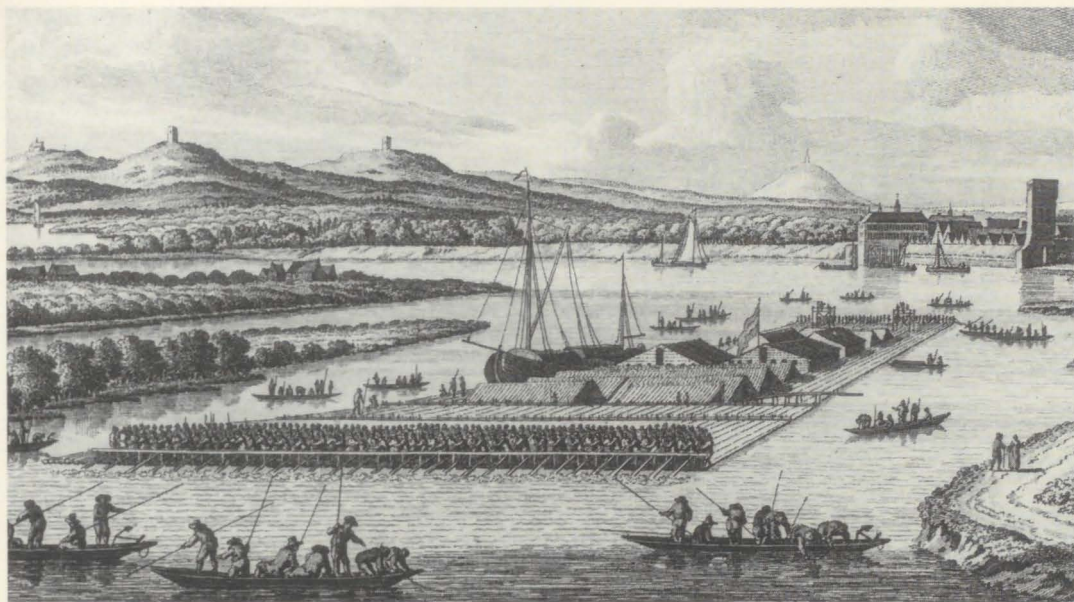
hardt weitere Holzlieferungen aus den Klosterwäldern Herrenalb und Frauenalb sowie aus dem Gemeindewald Loffenau.

Nach Abschluß aller Verträge verfügt Burckhardt für die 15jährige Vertragsdauer über eine Menge von 225 000 Klafter Brennholz. Jährlich können bis zu 15 000 Klafter getriftet werden, was einer Holzmenge von rd 33 000 cbm entspricht. Da das Klafter i. D. etwa 180 Scheiter zählt, schwimmen jährlich bis zu 2,7 Millionen Scheiterstücke alabwärts nach Ettlingen und Karlsruhe.

Zur Leitung und Überwachung des Triftbetriebes – quasi als technischer Direktor – wird Holz- und Floßmeister Lorenz Braxmeyer aus Falkau bei Neustadt/Schw. eingestellt. Später tritt dieser in württ. Dienste, wo er die Organisation der Brennholztrift auf Enz, Nagold und Rems übernimmt. So geht u. a. der Bau des Ebnisees bei Welzheim im Schwäbischen Wald auf seine Pläne zurück.

Mit der Trift auf der Alb und ihren Nebenbächen Bernbach und Moosalb wird 1742 begon-





Holländer Kapitalfloß auf dem Rhein bei Bonn um 1785. Die Mannschaften arbeiten an beiden Enden des Floßes an den Ruderstreichen, um das Floß zu steuern. Der große Umfang des Floßes wird deutlich. Im Hintergrund das Siebengebirge.

(Ausschnitt eines Stiches von H. F. Bendorp, Gemeindearchiv Dordrecht)

nen. Das für Baden-Durlach bestimmte Holz wird an den Holzplätzen Rüppurr, Knielingen und Gottesaue ausgezogen. Gewöhnlich dauert es 8 Tage, bis das eingeworfene Holz am Zielort angekommen ist.

Als Burckhardt 1742 teilweise aus dem Vertrag ausscheidet, überträgt er seine Rechte und Pflichten dem Herrenalber Klosterwirt Johann, Adam Benckiser. Dieser betreibt nun als „Holz-Entrepreneur“ das Floßgeschäft auf der Alb allein. Als er 1763 stirbt, treten seine Erben in den Vertrag ein, der nach mehrmaliger Verlängerung 1769 endet.

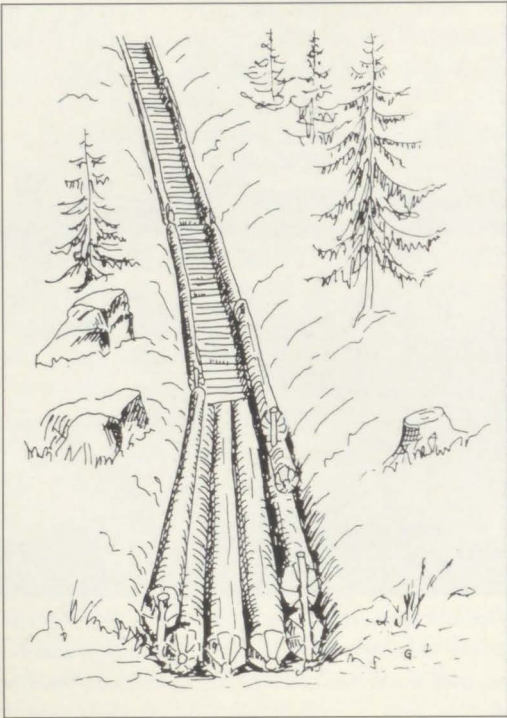
Im Zeitraum 1742–69, also in 27 Jahren, werden rd. 105 000 Klafter Brennholz, d. s. rd. 230 000 cbm, auf der Alb getriftet, was einer jährlichen Menge von knapp 4000 Klafter entspricht. Daß nur etwa die Hälfte der vereinbarten Liefermenge aufgebracht wurde, mag an der Überschätzung der Leistungskraft der Albtalwälder gelegen haben, die sehr stark beweidet wurden u. z. T. als Heidberge öd und kahl lagen.

Trotzdem stellt der durchgeführte Triftbetrieb eine beachtliche organisatorische und

technische Leistung dar, die heute noch unseren vollen Respekt verdient.

HOLLÄNDER HOLZHANDEL

Bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts kommt das Schwarzwälder Holz über Mainz und Bingen meist nicht hinaus. Als Holland im 17. Jahrhundert zur Welthandels- und Seemacht aufsteigt, ändert sich dies grundlegend. Für den Bau einer gewaltigen Kriegs- und Handelsflotte, zur Erweiterung der rasch wachsenden Städte, die bei moorigem Untergrund auf Ramppfähle gestellt werden müssen, und für den Bau von Schöpfwerken, Maschinen, Mühlen und dergleichen werden im 17. und 18. Jahrhundert dort riesige Holzmengen benötigt, die in dem waldarmen Land selbst nicht beschafft werden können. Nach dem 30jährigen Krieg verlagert sich der niederländische Holzhandel wegen der scharfen englischen Konkurrenz von den alten Lieferländern Norwegen und den Ostseeanrainern immer mehr in das Gebiet des Rheines und seiner Nebenflüsse.



Stammholzriese.

Zeichnung v. E. Göltenboth

Dadurch erleben Flößerei und Holzhandel des Nordschwarzwaldes ihre größte Blütezeit.

Mit den neuen Kunden ändern sich auch die Marktverhältnisse. Hatten bisher Bauholz, Bretter und Latten aus Nadelholz die Hauptrolle im Holzhandel gespielt, werden nun vor allem unbearbeitete Langhölzer von den Holländern verlangt. Nach dem Westfälischen Frieden (1648) sind in Holland starke Eichen besonders begehrt, die damals im Schwarzwald viel weiter verbreitet als heute sind. Die Nachfrage nach starken Nadelholzstämmen setzt erst Ende des 17. Jahrhunderts ein, was in der Folge dann zu einem wilden Boom am Nordschwarzwälder Holzmarkt führt.

Wichtigstes Exportsortiment wird der Tannen-Starkholzstamm mit Längen von 18 bis 30 m und einem Durchmesser am dünnen Ende (Zopf) von mindestens 48 cm. Noch heute werden im Schwarzwald die stärksten Stämme „Holländer“ genannt, ein Zeichen für die Bedeutung, die diesem Sortiment fast 300 Jahre lang zukam. In geringem Umfang werden auch

Kiefern, die zu Schiffsmasten tauglich sind, aber mindestens 70 Schuh (ca. 20 m) messen müssen, als „Capital- oder Mastforren“ gehandelt.

Sammelpunkt der Schwarzwaldflöße ist Mannheim, wo das größere Rheinfloß zusammengestellt wird. Bei Koblenz und Andernach wird dann das Hauptfloß, das sogen. „Kapitalfloß“ gebaut, von denen die größten eine Länge von etwa 300 m, eine Breite von etwa 50 m und einen Tiefgang von etwa 2 m haben. Mit mehr als 500 Floßknechten als Besatzung gleichen sie schwimmenden Inseln, die bis 28 000 fm Rundholz umfassen, dessen Verkauf etwa 700 000 bis 1 Mill. Gulden erbringt. Zielort ist Dordrecht, wo zur Versteigerung des Holzes Käufer aus allen Teilen der Niederlande, ja sogar aus England erscheinen.

Erinnert sei hier auch an den Dichter Wilhelm Hauff (1802–1827), der in seinem Schwarzwaldmärchen „Das kalte Herz“ Flößern, Köhlern und Glasbläsern des Schwarzwaldes ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Das Gefährt des „Holländer Michel“, der sagenhaften Flößergestalt in ihren hohen Wasserstiefeln, schwimmt auf Neckar und Rhein nach Holland, wo die gewaltigen Tannen für schweres Geld an die „Mynheers“ verhandelt werden.

Seit 1685 bemüht sich Württemberg, die Alb für Langholz und Sägewaren floßbar zu machen, um die starken Tannen des Herrenalber Klosterwaldes besser nutzen zu können. Doch kommt das Projekt wegen der chronisch leeren Staatskasse und der ständigen „Kriegs- furie“ nicht zustande. Erst 1746 erreicht der Holländer Holzboom auch das Alb- tal. Damals schließt die württ. Rentkammer mit dem bereits genannten Herrenalber Klosterwirt J. A. Benckiser einen „Holländer und Gemein Holz Accord“ auf 12 Jahre ab. Jährlich darf er bis zu 6000 Holländer Tannen sowie Bauholz und Sägewaren verflößen, muß aber die Alb auf seine Kosten für die Langholzflößerei herrichten. Die Langholzflößerei beginnt beim Kloster in Herrenalb, da oberhalb die Alb ein zu starkes Gefälle aufweist. Bereits 1747 gelangen die ersten Langholzflöße an den Rhein bei Schröck, dem späteren Leopoldshafen. Weitere Holländer Tannen erhält Benckiser aus dem baden-durlachischen Herrschaftswald bei Langenalb, die er auf dem Maisenbach in die Alb



Türsturz am Rathaus Bad Herrenalb.

(Photo Scheitele)

Links: Der Reichsadler, Zeichen der einstigen Reichsunmittelbarkeit.

Mitte: Wappen des Zisterzienserordens.

Rechts: Ebersteiner Rose, Wappen der Grafen v. Eberstein.

flößt. Der Benckisersche Floßbetrieb endet wie sein Scheiterholzgeschäft dann 1769.

Nach 1788 erscheint auch die bekannte Calwer Holländer Holzkompanie im Alb- und Herrenalb, sehr zum Mißfallen der bad. Regierung, auf. Baden schließt dann 1801 mit der neuen Pforzheimer Holländer Holzhandlungsgesellschaft einen Vertrag über die Lieferung von Holländer Holz aus dem Pforzheimer Oberforst ab. Jährlich sollen u. a. auch 300 Tannen im Langenalber Forst gehauen und auf Holzbach und Maisenbach zur Alb gebracht werden. Als zur Herrichtung der beiden Bäche Gelände abgegeben werden soll, wehren sich die Eigentümer, Bürger von Pfaffenrot und Schielberg, energisch dagegen und behindern die Arbeiten. Um diese modern anmutende „Bürgerinitiative“ zu beenden, entsendet die Regierung in Karlsruhe kurz entschlossen Militär in die beiden Orte, und zwar die stattliche Zahl von 3

Offizieren, 4 Unteroffizieren, 2 Tambours und 50 Soldaten des Leibregiments nebst 1 Unteroffizier mit 6 Husaren. Da die beiden Orte die Kosten der Einquartierung übernehmen müssen, endet das militärische Intermezzo bereits nach 4 Tagen durch einen Vergleich friedlich. Noch 1801 schwimmt dann das erste Floß mit 28 Holländer Stämmen auf Holz- und Maisenbach zur Alb.

Geflößt wird damals von Mitte Oktober bis zum 1. April. Das Langholzfloß umfaßt etwa 5–6 Gestöre starker Tannen, wobei zu einem Gestör höchstens 4 Stämme eingebunden werden. Ein Holländer Albfloß ist somit 90–130 m lang, 3–4 m breit und ½ m tief. Auf Alb nebst Holzbach und Maisenbach wird gebundene Flößerei dann nur noch bis 1819 betrieben.

Die Gewinne, die J. A. Benckiser beim Holländer Holzgeschäft erzielte, sind nicht bekannt, doch ist er steinreich dabei geworden. Vergleichsweise sei die von 1755–1808 beste-



Am Maisenbach. Auf diesem schmalen Bächlein schwammen einst Holländer Langholzflöße!

(Photo Scheifele)

hende Calwer Holländer Holzkompanie angeführt. Die von ihr erzielten Gewinne sind gewaltig, denn es werden jährlich Reingewinne zwischen 17 und 57% je Anteil ausgeschüttet. Verdienste, wie sie der Holzhandel im Schwarzwald seither nie wieder gesehen hat.

Die sozialen Verhältnisse im Nordschwarzwald schildert als Zeitgenosse der Herrenalber Klosteramtmannt König 1785 sehr kritisch:

„Insgemein angenommen, soll der Holzhandel allen seinen Verwandten reichen Lohn gewähren, und auffallender Wohlstand nicht nur der vornehmsten Actionisten, sondern auch anderer Privat-Händler ist davon Zeuge. Scheint sich doch in einem Zirkel von etwa 6 Stunden des unteren Schwarzwaldes eine solche Masse von Privat-Reichthum zusammen zu drängen, daß man hier Wirtembergs Tirus und Sidon zu finden glaubt. Freylich siehet man bey alle dem Glanz den gemeinen Arbeiter oft nicht minder, als den Plantagen-Neger sein Brod im Schweiß des Angesichts, mit Leib- und Lebensgefahr brechen.“

WALDVERHÄLTNISSE

Holländer Hiebe und Scheiterholzschnitte führen zu einem rücksichtslosen Raubbau an den weitgehend noch urwaldartig erhaltenen Tannen-Buchenwäldern des Nordschwarzwaldes. Kaum vorstellbare Abholzungen in Form riesiger Kahlhiebe lassen nur leere mit Felsen bedeckte Flächen zurück. Die Tätigkeit der den Wald ausbeutenden Holzhändler endet mit dessen völligem Ruin. So liegt i. J. 1819 der württembergische Staatswald im Nordschwarzwald zu einem Drittel kahl! Der Herrenalber Klosterwald besteht 1782 zu 40% aus Heidbergen, ist also weitgehend öde.

Durch umfangreiche künstliche Aufforstungen findet nun ein völliger Wechsel der Baumarten statt, wodurch das Waldgesicht des Nordschwarzwaldes und damit auch sein Landschaftsbild sich grundlegend verändern. Er erhält sein heutiges, oft eintönig wirkendes Gesicht. An Stelle der bunten Mannigfaltigkeit der Mischwälder aus Tanne und Buche mit

Doris Lott, Vom Glück in Karlsruhe zu leben Band 2



Neu!

Jetzt im Buchhandel erhältlich

34,-

Das ideale Geschenk

 Verlag
Rudolf Rösler
Karlsruhe

DIE AUTOREN

Friedhelm Becker
Ernst Benda
Manfred Böhner
Ernst Otto Bräunche
Chai Yue
Josef Dewald
Heinz Draheim
Georg Fricker
Hansjörg Frommer
Kurt Gauly
Heinrich Hauß
Michael Heck
Peter Herrmann
Erwin Hodapp
Friedrich Georg Hoepfner
Benno Huth
Carl Kaufmann
Gisela C. Kyrios
Johanna Laible
Doris Lott
Hermine Maierheuser
Toni Menzinger
Annette Röser
Rudolf Röser
Erich Roth
Erwin Sack
Heinke Salisch
Roland Schmider
Hansgeorg Schmidt-Bergmann
Wolfgang Sieber
Fany Solter
Rudolf Stähle
Beatrice Steiner
Christiane Traband
Grete Vogt
Josef Werner
Elisabeth Zuber-Knost

etwas Kiefer treten nun ausgedehnte, meist reine Nadelholzbestände. Die Fichte wird zur Hauptbaumart und bekommt ein deutliches Übergewicht.

Vorrangiges Ziel der heutigen Waldwirtschaft ist es daher, in Annäherung an die natürlichen Waldverhältnisse den Anteil der Tanne und Buche auf Kosten der Fichte wesentlich zu erhöhen, um dadurch stabilere und auch das Auge erfreuende Mischbestände zu erzielen.

ENDE DER FLÖSSEREI

Ab 1820 kommt der Floßbetrieb auf der Alb allmählich zum Erliegen, da die Holzvorräte weitgehend erschöpft sind und die Wasserkraft immer mehr gewerblich genutzt wird. Zunehmend kommt es zu Prozessen mit Müllern und anderen Wasserwerksbesitzern, die das Wasser für ihre Zwecke nutzen, während die Flößer durchfahren wollen. Die Waldungen werden immer mehr durch Holzabfuhrwege erschlossen, gleichzeitig bringt der Ausbau der Landstraßen eine wesentliche Verbesserung der allgemeinen Verkehrsverhältnisse. Damit wird der Holztransport von der Wasserstraße unab-

hängiger, die zunehmend an Bedeutung verliert und immer mehr entbehrlich wird.

Schließlich kommt es 1852 wegen der Fischereipacht, deren Ertrag an schiff- und floßbaren Gewässern dem Staat zusteht, zwischen dem Domänenfiskus und der Stadt Ettlingen zum Streit, dem sich die betroffenen Gemeinden anschließen. Am 15. Juni 1855 entscheidet dann das badische Innenministerium, daß „die Alb ein zur Zeit nicht schiff- und floßbarer Fluß“ sei.

Damit hat die Albflößerei auch ihr offizielles Ende gefunden und besitzt heute nur noch geschichtliches Interesse. Hauffs Erzählung vom „Kalten Herz“ des Nordschwarzwälder Holländer-Floßknechts Michel, seine abenteuerlichen Reisen und sein sagenhafter Reichtum sind jetzt wirklich zum Märchen geworden.

Schrifttum: Scheifele, M., Flößerei auf der Ettlinger Alb 1993, Casimir Katz Verlag, Gernsbach.

Anschrift des Autors:
Dr. Max Scheifele
Verdistraße 34
70195 Stuttgart

Das Leben der Äbtissin Margaretha Stülzer (1597–1625)

anhand von Briefen erzählt

Über Herkunft und Jugend von Margaretha Stülzer berichtet ein Brief der Lichtenthaler Äbtissin Barbara Veus an Markgraf Philipp II. vom 20. März 1579. Sie beantragte damit die seit der Reformation notwendige landesherrliche Erlaubnis zur Aufnahme ins Kloster. Das Schreiben enthält daher eine Art Lebenslauf der 1563 geborenen und zur Zeit des Eintrittsgesuchs 16jährigen Margaretha Stülzer.¹

Knapp sechs Jahr zuvor war sie als das hinterlassene Töchterlein des angesehenen Ettlinger Bürgers Philipp Jakob Stülzer² durch die verordneten Pfleger gegen ein jährliches Tischgeld zur Erziehung und Ausbildung in das Gotteshaus Lichtenthal gegeben worden. Vermittelt hatte dies die mit Margaretha ebenfalls verwandte Schwägerin der Äbtissin, die „alte Veußin zu Baden“, womit die Witwe des Doktors der Rechte Hanns Bernhard Veus gemeint ist.³ Sein und der Äbtissin Vater war der badi-sche Kanzler und Doktor beider Rechte Hieronymus Veus.⁴

Der Aufenthalt von Jugendlichen im Kloster ist in drei Kapiteln der Benediktusregel vorgesehen.⁵ Da die ersten Zisterzienser jedoch ein sehr rauhes und strenges Leben führten, ließen sie sich nicht darauf ein. Mit dem Anbruch der Neuzeit sind dann jedenfalls bei den Zisterzienserinnen „Schultöchter“ nachweisbar.⁶ Wurden sie erwachsen, mußten sie entweder das Kloster verlassen oder sich auf die Ablegung der Ordensprofeß vorbereiten.

Im Brief der Äbtissin an den Markgrafen heißt es, Margaretha Stülzer habe sich im Kloster stets „gebüßlich und gehorsam“ gehalten. Nachdem sie aber die „mannbaren Jahre“ erreicht, sei sie aus ihr unbekanntem Gründen „willig und wissentlich“ von Lichtenthal ge-

schieden und habe fortan bei der ihr am nächsten verwandten „alten Veußin in Baden“ gewohnt. Ungefähr ein Vierteljahr später aber sei sie wieder nach Lichtenthal gekommen und habe flehentlich begehrt, bis zum Ende ihres Lebens in diesem Gotteshaus zu leben und die ordnungsgemäße Profeß abzulegen. Obwohl sie wiederholt abgewiesen worden sei, habe sie auf ihrem Entschluß beharrt. Sie, die Äbtissin und der Konvent, seien daher nun zur Aufnahme bereit, zumal Margaretha Stülzer das klösterliche Leben wohl kenne. Er möge als Landesherr hierzu die Erlaubnis geben und die Pfleger in Ettlingen anweisen, das der künftigen Nonne zustehende Vermögen als Mitgift zu übergeben. Dies geschah, und der bald darauf eingekleideten Margaretha wurde die „Schultochterzeit“ auf das sogenannte „Ordensalter“ angerechnet.

14 Jahre später mußte Äbtissin Barbara im Auftrag des Ordens eine Nonne zur Reformhilfe in das Kloster Gottesgarten – *Hortus Dei* – in Olsberg schicken, und sie bestimmte dazu Sr. Margaretha Stülzer. Das Kloster Olsberg gehörte damals zu Vorderösterreich, später zum schweizerischen Kanton Aargau; die Regierung richtete dort nach der Säkularisation eine Pestalozzi-Stiftung ein. In einer brieflichen Vorverhandlung mit der Olsberger Äbtissin Ursula Schmotzer schreibt Äbtissin Barbara am 14. August 1593, sie wolle ihr eine Person geben, die ihr selbst sehr lieb sei, die sie noch zu allerhand Ämtern gebrauchen könne und die sie stets als eine gehorsame, redliche und geistliche Tochter erfunden habe. Da zum Austausch eine Nonne aus Olsberg nach Lichtenthal beordert war, sollte der Kutscher, der sie brachte, Sr. Margaretha auf der Rückfahrt mit-

nehmen. Als deren Reisekleid erbat man einen schwarzen Rock mit dem Hinweis „die Person ist nit kurz“.⁷

Sr. Margaretha muß jedoch ihrer Äbtissin wegen des ihr unmöglich scheinenden Alleingangs in den Ohren gelegen sein, weshalb ihr diese in Sr. Maria Jacobe Fälchin (Falk) eine Begleiterin mitgab, als am 30. November gefahren werden mußte. Im Begleitbrief teilt sie Äbtissin Ursula mit: „die soror Margreth Stültzerin ist über 20 jar im orden gewest, etlich jar meine dienerin, mir auch verwandt, deren hab ich das werk ernstlich befohlen.“ Als wesentliche Punkte des Reformwerks nennt sie die Erneuerung des Chorgebets und den Eigentumsverzicht, fügt jedoch hinzu, Äbtissin Ursula solle ihre Anordnungen selbst treffen, die beiden Lichtenthaler Nonnen würden ihr in allem gehorchen. Am Ende des Briefes folgt der Zusatz: „die soror Margreth kan die orgel schlagen, E. E. lassent sie nit darvon, sie schlegt nit gern.“⁸

Aus einem letzten dieser Briefe nach Olsberg, die sich heute im Staatsarchiv Aarau befinden, geht hervor, daß die durch die beiden deutschen Zisterzienserinnen begonnene Reform von der vorderösterreichischen Regierung in Ensisheim mit dem Hinweis verhindert wurde, das Kloster Olsberg sei nur für Töchter des Adels gegründet worden. Äbtissin Barbara antwortet darauf: „Soror Margreth hat keinen Bauern under irem Geschlecht nye gehabt, aber vil bluthverwandte edellüt, die andere Jakobe ist eynes erlichen Burgers dochter.“ Alle beide wurden mit diesem Schreiben vom 1. Juni 1594 wegen des Widerstands gegen die Reform nach Lichtenthal zurückverlangt.⁹

Die Heimkehr erfolgte wohl bald darauf, so daß Sr. Margaretha Stülzer in Lichtenthal anwesend war, als am 21. November 1594 das Territorium Baden-Baden durch den Markgrafen Ernst Friedrich von Baden-Durlach besetzt wurde. Im Konvent lebte damals die Halbschwester Charitas des bisher zuständigen Markgrafen Eduard Fortunatus. Ihr Verkehr mit der Mutter, der Markgräfin Cäcilia von Baden, einer Tochter des Schwedenkönigs Gustav I. aus dem Hause Wasa, unterstand fortan der Aufsicht der neuen Regierung.¹⁰

Sie legte 1596 ihre Profeß ab, und seither befürchtete Markgraf Ernst Friedrich, sie könn-

te zur Nachfolgerin der inzwischen an Wassersucht erkrankten Äbtissin Barbara Veus gewählt werden. Als diese daher im Mai 1597 um ihre Resignation nachsuchte, wurden die Regierungsräte Simon Petrus Luon und Johann Ulrich Burrus mit entsprechenden Recherchen beauftragt. Da eine Auskunft gegen den Ordensbrauch verstoßen hätte, mußten sie deren Verweigerung dem Landesfürsten melden, und sie fügten die Äußerung der Lichtenthaler Vorsteherin hinzu: „Sie aber hette ein solchen verhoffentlich wohl erzogenen Convent, daß Sie ohnzweifelich dafür hielte, es würde in der khünftigen Wahl ein der maßen taugentliche und qualifizierte Persohn erwöhlt werden, damit zuvorderst Ewer Fürstl.: Gnaden gnedig wohl zufrieden, und des closters nutzen, frommen und aufnahm nit weniger, als bishero beschehen, solte befördert werden.“¹¹

Diese „taugentliche und qualifizierte Persohn“ war Margaretha Stülzer. Sie wurde nach dem im Kloster Lichtenthal bereits eingeführten Gregorianischen Kalender am 25. Juni und nach der im protestantischen Baden-Durlach beibehaltenen Julianischen Zeitrechnung am 15. Juni 1597 zur Äbtissin gewählt.¹² Das Wahlergebnis berichteten die beiden Regierungsräte alsbald dem Markgrafen, und sie fügten hinzu, die neue Äbtissin habe sich samt ihrem Konvent in den Schutz und Schirm des Landesherrn befohlen und gesagt, sie werde sich gegen Ihre Fürstlichen Gnaden so gehorsam erweisen, daß dieselben hoffentlich „ohne clag und gnedig zufriden sein solte.“¹³

Der erste erhalten gebliebene Brief der neuen Äbtissin ist ein Gesuch um die Zulassung von zwei Novizinnen, datiert mit dem 23. August ihres ersten Regierungsjahres. Sie bezieht sich darin auf die Abberufung der Äbtissin Barbara Veus zu den ewigen Freuden und berichtet, diese habe vor ihrer Resignation mit dem Abt von Neuburg, dessen Paternität Lichtenthal unterstand, die Einkleidung der beiden für den St. Bartholomäustag festgelegt. Sie sei bisher „einfältig bedacht gewesen“, mit dem von ihrer Vorgängerin begonnenen „Geistlichen werkh fürzufahren“, mache sich aber nun Gedanken, weil bezüglich der Einholung des dazu erforderlichen fürstlichen Consens „auß unbedachtem mueth bißhero noch nichts beschen.“ Nun wolle sie dies noch rechtzeitig



Äbtissin Margaretha Stülzer, Ölgemälde 17. Jh.
 Links von ihr Klosterwappen, rechts von ihr Wappen Stülzer mit Lebensdaten.
 Cistercienserinnen-Abtei Lichtenthal

(Foto: Bad. Landesmuseum)

nachholen und die Erlaubnis zur Einkleidung durch tägliches emsiges Gebet für den Fürsten und seine geliebte Gemahlin „zu langwähriger gesunder Regierung“ verdienen.¹⁴

Markgraf Ernst Friedrich rechnete es ihr an, daß sie sich wegen der Unterlassung „graig-

net [gegrämt] gehabt“ und die Verspätung „allein auß unbedachtem Mueth“ geschehen. Er gab für dieses Mal sofort seine Einwilligung, kündete aber ein Schreiben mit Verhaltensvorschriften für die Zukunft an.¹⁵ Dieses folgte am 27. September 1597 und bekundete den Willen

des Fürsten, daß ohne sein Wissen und seine Zustimmung künftig kein Wechsel des Beichtvaters oder Visitators und keine Novizenaufnahme stattfinden dürfe. Er beklagte es, daß zu viele Personen im Kloster Lichtenthal seien und dieses deshalb verarmen würde. Sein Befehl lautete daher: „so oft Ir aine oder mehr Novizen khünfftig einzunehmen oder einhüllen zu laßen gemaint sein, unuß zuvorderst darumben ersuechen.“¹⁶

Aus der gegebenen Situation versuchte Äbtissin Margaretha wenigstens den Vorteil zu ziehen, mit Hilfe des Markgrafen nach dem Tod des bisherigen Klostergeistlichen, des Weltpriesters Carolus Deschler¹⁷, beim Abt von Neuburg einen geeigneten Zisterzienser für Lichtenthal zu erhalten. Tatsächlich beantragten die badischen Regierungsbeamten am 1. August 1598 für sie und ihren Konvent in Neuburg einen Nachfolger. Dieser sollte „ein gelarthe beschaidene, und in allweg qualificirte, auch zimblich alters Person“ sein.¹⁸ In Neuburg war jedoch damals der Personalstand so gering, daß bereits der Salemer Professe Lucas Keller dort als Prior wirkte. Ein Bittbrief der Äbtissin an ihn um einen regeltreuen Mönch¹⁹ blieb daher genauso wie der Regierungsantrag ohne Erfolg, so daß sie sich nun entschlossen nach Salem wandte.

Sie betitelte den dortigen Prälaten Petrus Müller²⁰ als „General in obern Deitschlanden“, da er Ordensbeauftragter für die Angelegenheiten der oberdeutschen Zisterzienserklöster war. Ihre Bitte um „ein gelerte und exemplarische geistliche person“ wurde am 8. Oktober 1598 durch die Entsendung von Pater Burkhard Hohenstein nach Lichtenthal gewährt. Im Bestallungsbrief wies Abt Petrus die Lichtenthaler Vorsteherin an, den neuen Confessarius, so hieß der Klostergeistliche damals, wohl zu versehen „mit speis und trankh, kalt und warm, Item geliger [Liegestatt], notturfftiger kleidung, Buecher. . .“²¹

Aber obwohl Margaretha Stülzer sich um dies alles bemühte, wurde Pater Burkhard schon im folgenden Winter krank und mußte am 8. Februar 1599 gegen Pater Johannes Fenkher ausgetauscht werden. Der Abt machte ihr Vorhaltungen, daß nur die „behauung“ zur Erkrankung geführt habe, und schrieb: „so ist unser bevelch, Ir wellen disen

unseren getrewen und lieben Conventualen mit einem gemach versehen, das er gesund verblieben kind.“²² Wie Äbtissin Margaretha dieses Problem löste, ist unbekannt. Jedenfalls ist 1689 ein Beichtvaterhaus erwähnt, in dem nach dem Brand der Stadt Baden-Baden einige Jesuiten vorläufig Aufnahme fanden.²³

Pater Fenkher war für die Äbtissin ein guter Berater hinsichtlich des Verhaltens gegenüber dem Landesherrn. Dieser hatte ja jüngst das Kloster Frauenalb aufgehoben, und einige der dort ausgewiesenen Benediktinerinnen lebten nun im Kloster Lichtenthal.²⁴ Sie befürchtete für ihre Abtei das gleiche Schicksal. Als daher ihr Klostergeistlicher schon ein Vierteljahr nach seiner Ankunft nach Salem reisen mußte, schrieb sie am 29. Mai 1599 an den Abt: „wo müglich, klag nix so fiel als meyn großen unverstand/und getrüwer leith rath, deren ich fil faltig bederfft. Dan wür armen kinder sitzen als die schaff mitten under den welfen in fyler sörglichkeit, gott kum uns zu hilf, haben nach Gott kheyn hilf, noch trost zu hoffen dan eben beyh unhsern Geistlichen Patribus, verhoffen die selben werden uns nitt verlahsen.“²⁵ Pater Johannes Fenkher kam anscheinend nicht zurück; er starb am 4. Dezember des gleichen Jahres im Kloster Neuburg.²⁶

Da Äbtissin Margaretha bei jedem Wechsel des Klostergeistlichen befürchtete, der Landesherr könnte ihr einen Prädikanten aufdrängen, wurde der später von Salem aus eingesetzte Mönch Jacob Mars entsprechend umsorgt. Er schrieb daher in einem lateinischen Brief an seine Mitbrüder, er empfangen hier in Lichtenthal täglich unverdient viele Wohltaten.²⁷

Ein undatiertes Postscriptum, wohl an den Abt von Salem gerichtet, gehört den Schriftzügen nach ebenfalls in diese Zeit. Äbtissin Margaretha teilt darin mit, sie habe aus dem zum Kloster Reichenau gehörenden „manenbach“ von dem als Amman bestellten Schwiegervater eines „lenhartt Kym“ gerade ein Schreiben erhalten. Darin stehe, der Schwiegersohn habe „ein Tochter, welche uff die vierzehn Jahr allt, welche einen guetten lust geistlich zu werden.“ Sie bitte nun, diese ein Jahr lang als Schultochter „propiren“ zu dürfen, der ganze Konvent sei damit einverstanden. Der Vater „woldte für das Disch und lehr geltt jedes Jahrs 40 aimer

wein geben.“²⁸ Im Lichtenthaler Nekrolog ist am 26. Oktober 1604 eine Laienschwester namens Adelheid Kiemlerin eingetragen.²⁹ Ob sie ehemals diese Scholarin war, bleibt ungewiß.

Markgraf Ernst Friedrich starb unerwartet am 14. April 1604, ohne daß ihm seine Gemahlin Anna von Ostfriesland hatte Nachwuchs schenken können. Sein kinderreicher Bruder Georg Friedrich kam daher an die Regierung. Er entdeckte im folgenden Jahr ein von Markgraf Philipp, dem Bruder des inzwischen verstorbenen Eduard Fortunatus, geplantes Vorhaben, das Territorium Baden-Baden zurückzugewinnen, und hielt diesen fortan auf Schloß Hachberg fest. Um die auf der Markgrafschaft liegenden Schulden zu tilgen, berief er die Landstände für den 10. Oktober 1605 in die Karlsburg und forderte Äbtissin Margaretha auf, einen Stellvertreter mit „ohngemeßener“ Vollmacht zu schicken. Als Vertreter des Klosters nahm der Schaffner Matthäus Springauf an diesem Landtag teil, und als Vertreter der dem Kloster unterstehenden Gemeinde Beuern kamen der Bürgermeister Georg Herr und der Ratsherr Gregor Schulmeister.³⁰ Die Abtei mußte als Landeshilfe ein Kapital von 4000 Gulden aufnehmen und sich zu fünfjähriger Zinszahlung verpflichten.³¹

Im Mai 1609 vereinten sich die protestantischen Fürsten in Schwäbisch Hall zur „Union“ und sicherten dort auch dem Markgrafen Georg Friedrich ihre Unterstützung hinsichtlich der Abwehr der baden-badischen Ansprüche zu. Im folgenden Jahr 1610 schlossen sich die katholischen Stände in Würzburg zur „Liga“ zusammen, und man bereitete sich nun beiderseits auf kriegerische Auseinandersetzungen vor.

In der sich anbahnenden Spannung bemühte sich Margaretha Stülzer um ein gutes Verhältnis zur Gemahlin Georg Friedrichs, der Markgräfin Juliana Ursula, einer geborenen Gräfin von Salm. Sie schickte ihr am 8. Januar 1610 zum Jahresbeginn eine in „einer Laden beisamen eingepackte und erwartete undertänige Verehrung.“³² Im Laufe des nämlichen Jahres folgten drei Fässer mit weißem und rotem Wein. Da die Fürstin sich bedankte, meinte die Äbtissin, die Beziehungen des Klosters zum badischen Fürstenhaus seien einigermaßen gut. Sie war daher äußerst bestürzt, als

zwei Jahre später, am 12. April 1612, ein altem Brauchtum gemäßes Geschenk von „Osterflädlin“ mit einem Verweisschreiben zurückgeschickt wurde, in dem es hieß, die Titulierung der Markgräfin sei mangelhaft gewesen. Äbtissin Margaretha schrieb hierauf einen langen Brief an die Fürstin und „dero hertzgeliebten Gemahl“ und bedachte auch deren große Kinderschar, die „jungen geliebten Herrenschafften und Fraulein“ mit guten Wünschen und Grüßen. Sie beteuerte, sie habe sich zuvor von der „Karlsburgischen Kanzlei“ den Titel der Fürstin „von Wort zu Wort“ zuschicken lassen, bitte aber dennoch um Entschuldigung. Sie schicke nun „flädlin als die heut frisch gebakken“ und bitte, diese gnädig anzunehmen. Auch habe sie dem fürstlichen Schreiben entnommen, daß noch ein anderer Grund zur Ungnade gegenüber ihr und ihrem Konvent bestehen müsse, der ihr jedoch nicht bekannt sei. Sie bitte daher um Eröffnung, worum es sich handle. Sie selbst sei ihres Wissens in keiner Weise „jemahlen weder mit Gedanken, Worten oder Werken“ bedacht gewesen, dem fürstlichen Willen zuwider zu handeln. Sollte ihr dennoch etwas derartiges unterlaufen sein, so wäre es ihr „aus Innigkeit ihres Herzens höchlich leid.“³³

Eine Antwort des Markgrafen erfolgte fast umgehend am 28. April 1612. Er erinnerte Äbtissin Margaretha an die Weisungen, die sein Bruder Markgraf Ernst Friedrich im September 1597 erteilt hatte, und äußerte den Verdacht, daß sie inzwischen ohne sein Wissen Novizinnen zu „versuech Jahren“ und zur Profeß zugelassen habe. Er schrieb: „Und damit wür wißten mögen, wievil euer im Convent, auch sonsten deren so profeß gethan und was für Novizen, deßgleichen Leyhen Persohnen vorhanden, so ist unser befelch, das unß Ihr alle derselben Nahmen, wie auch ihre Ellteren und wo sie daheim, wan jede einkommen, profeß gethan und angenommen, zumahl auch wer jezo daselbsten visitire, wie oft, und wer die khürchen versehe, ehister tagen berichten wölet, Das versehen wür unß. Pleiben Euch sonsten mit gnaden gewogen.“³⁴

Margaretha Stülzer schrieb erst am 20. Mai und wohl nach reiflicher Überlegung. Sie beteuerte, sich keiner Übertretung der fürstlichen Weisungen bewußt zu sein, und sie habe nie-

mals beabsichtigt, die Zahl der Konventualinen „höher als von alten hero bräuchig gewesen zue sezen“. Sie erklärte: „Und obwol newlicher zeiten ane deren ußer unßerm Convent verstorbenen Perßonen stell etliche eingenommen worden, und Profeshion gethan, haben wür jedoch nit dafür gehalten, das ein solliches E: F: G: solte zuewider und endtgegen sein, inn erwegung wir darinen khein übermaß gebraucht, oder die anzahl der Convent Personen über die von altem hero gewonliche Zahl erhöhet haben, Wöllen hünfürter ein solliches und dergleichen ohne E: F: G: sonnderbares gnediges vorwißen fürzuenemmen unuß gehorsamblich enthalten. . .“³⁵ Als Visitator nannte Äbtissin Margaretha den Abt von Neuburg, er komme einmal im Jahr zu ungewisser Zeit nach Lichtenthal. Er habe auch vor kurzem den Mönch Johann Georg Übelmann zum Klostergeistlichen bestellt. Zuvor habe dieses Amt ein Pater Konrad aus dem Franziskanerkloster Fremersberg aushilfsweise versehen.

Am 14. März 1613 schickte Äbtissin Margaretha einen ihr seit 30 Jahren vertrauten Boten nach Salem, „weil der feder nicht alles zu befehlen“, wie es im Begleitbrief heißt. Sie bittet darin den Abt, „dißes selbsten gnedig Anhören und mundlich erfragen“, und deutet ihre angewachsenen Sorgen mit den Sätzen an: „Man nimbt dem gottshauß seine Freyheit: und gerechtigkeiten alß nemlich besez die pfarren und Caploneien alles mit predicanten do unßer gottshauß die Collaturen hat und soll ich ihm mit großer beschwernus bauen. Ohn angesehen großer schwerer schatzung und järlichen Zinß. So dem gottshauß die lenge unmüglich zu erschwingen. Fürs ander, ist mir nun zwey mahl fürstlich befelch kumen wie E: Gn: in hie eingeschlossenen Copias sehen künden, ist deßwegen mein unnd meines geliebten Convents große sorge, man werd unß weiters nicht mehr zuloßen uff zu nemen. Fürs dritt filleicht (daß Gott gnedig verhuet) zu besorgen man möcht unß unßere Selsorger auch nemen und Predicanten doher setzen, und da man schon, wie ich verhoff, nicht Ursach het, thunt doch die Anstiftung vil do dan nun ein so herrlich gotts hauß welches uff die 400 Jar gestanden, solt ihn Abgang kumen. wer wol erbermlich. ist mir und meinem geliebten convent sehr beschwerlich und engstig.“³⁶

Abt Petrus gab dem Boten aus Lichtenthal einen Trost- und Erbauungsbrief für die Äbtissin mit, in dem er andeutete, daß er die Gefahr einer bevorstehenden Aufhebung ihres Klosters begriffen hatte.³⁷ Denn verfaßte er ein „Memorial“ für das Generalkapitel des Ordens und stellte es dem Abt des fränkischen Klosters Langheim zu. Er sollte es mit nach Cîteaux nehmen, wohin er selbst in diesem Jahr nicht kommen konnte. Die Kapitalsväter sollten dadurch zu einem Gesuch an den Römischen Kaiser veranlaßt werden. Seine Majestät möge dem Markgrafen von Baden-Durlach befehlen, in der von ihm besetzten Markgrafschaft Baden-Baden die Religion ungeändert und das Gotteshaus Lichtenthal unangefochten zu lassen. An den König und die Königin von Frankreich, unter deren besonderen Schutz Cîteaux stehe, solle ebenfalls Bericht erstattet werden.³⁸

Die Apellation an Kaiser Matthias wurde am 6. Mai 1613 von den Definitoren des Generalkapitels ausgefertigt. Sie beschuldigte den Markgrafen Georg Friedrich, er schmälere die Freiheiten der Kirche, handle den kaiserlichen Anordnungen und Abmachungen zuwider und verletze durch sein Verhalten gegen das Kloster Lichtenthal die Rechte des Ordens schwer und beständig.³⁹ Je eine Abschrift ging an den österreichischen Erzherzog Maximilian und an den Herzog Maximilian von Bayern; sie sollten beim nächsten Reichstag in dieser Angelegenheit vermitteln.

Auf diesem Reichstag, der 1613 in Regensburg stattfand, bemühte sich auch die Markgräfin Cäcilia um die Freilassung ihres noch auf Schloß Hachberg gefangengehaltenen Sohnes Philipp und um die Zueignung ihrer Wittumsgüter. Auch beantragte sie für ihre Nachkommen die Erbfolge in der oberen Markgrafschaft und erreichte, daß deswegen weitere Verhandlungen vereinbart wurden. Ihre Hoffnung auf Erfolg teilte sie ihrer Tochter Charitas und am 17. Februar 1614 auch Äbtissin Margaretha mit.⁴⁰ Diese bekundete in einem Brief ihre Freude über die nicht erfolglose Reise nach Regensburg und versprach ihr Gebet um einen weiteren guten Fortgang.⁴¹ Die Ankunft von Boten aus Rodemachern im Kloster Lichtenthal wurde jedoch alsbald dem Landesherrn kund, und er befahl, ihm die gesamte Korrespondenz mit der Markgräfin Cäcilia auszuhän-

digen und künftige Briefe von ihr uneröffnet an ihn zu schicken. Als Grund seiner Forderung gab er die unruhigen Zeitläufte an.⁴² Äbtissin Margaretha antwortete ihm am 24. Februar 1614, sie kümmere sich als Religiöse nicht um weltliche Geschäfte, auch habe sie erstmals seit Jahren mit der Witwe Markgraf Christoph II. einen Briefverkehr gehabt. Deren kürzlich eingetroffenes Schreiben habe sie daher in völliger Unwissenheit um Hintergründe bedenkenlos angenommen.⁴³

Die markgräflichen Räte waren jedoch anderer Meinung, und so verfügte der Landesherr am 26. März die Versetzung der Sr. Charitas in ein anderes Kloster.⁴⁴ Die Äbtissinnen anderer Klöster waren aber nicht bereit, die badische Prinzessin aufzunehmen, da sie Schwierigkeiten mit der Regierung befürchteten. Margaretha Stülzer setzte sich deshalb für deren Verbleiben in Lichtenthal ein, indem sie am 29. März in einer Verhandlung mit den markgräflichen Räten erklärte, Sr. Charitas verhalte sich im Kloster stets still und gottesfürchtig, sei aber etwas schwächlich und dem Konvent als Apothekerin vonnöten.⁴⁵ Da der Landesherr nicht darauf einging, folgte am 12. Juni ein weiterer Brief, in dem Äbtissin Margaretha berichtete, sie habe auch aus dem elsässischen Kloster Königsbrück eine Absage erhalten und könne außerdem die für eine Versetzung notwendige hohe Summe nicht aufbringen. Die einzige Möglichkeit sei, Sr. Charitas gegen eine andere Konventualin einzutauschen.⁴⁶ Am 28. Juli 1614 mußte Äbtissin Margaretha nach Salem mitteilen, sie habe ihre Priorin samt zwei Konventualinnen in das Gotteshaus Friedenweiler verschicken müssen.⁴⁷ Statt Sr. Charitas kam die aus Freiburg gebürtige Sr. Barbara Hermannin aus ihrem Profeßkloster Friedenweiler nach Lichtenthal.⁴⁸ Die Priorin und die andere Nonne waren wegen Widersetzlichkeit gegen den Verschickungsbefehl für Sr. Charitas ebenfalls wegbeordert worden, kehrten aber anscheinend bald ins badische Hauskloster zurück.

Um das Verhältnis zum Landesherrn zu klären, bat ihn Äbtissin Margaretha am 16. Mai 1616 um die Konfirmation der althergebrachten Lichtenthaler Privilegien. Sie führte ihm vor Augen, daß etliche seiner „löblichen geliebten forfahren“ so getan und versprach ihm,

auch im Namen des Konvents, „darumben Gott dem Allmächtigen zuo forderst“ und dann Seiner Fürstlichen Gnaden alle Tage des Lebens „Höchlich danckzusagen“.⁴⁹ Markgraf Georg Friedrich forderte hierauf durch seinen Geheimsekretär Johann Wilhelm Abel sämtliche Dokumente an, die sich auf die Rechte und Freiheiten des Klosters bezogen. Sie sollten ihm jeweils im Original und als Kopie überbracht werden. Die Originale erhalte sie nach Erledigung zurück.⁵⁰ Margaretha Stülzer scheint hierauf gezögert und die ganze Angelegenheit dem Salemer Prior Dr. Johannes Muotelsee unterbreitet zu haben. Jedenfalls schickte sie diesem auf sein Verlangen am 21. November 1616 die Kopien der wichtigsten Privilegienbriefe.⁵¹ Er entschied nach deren Überprüfung, sie solle vorläufig auf deren Konfirmation verzichten. Auch halte er es für angebracht, in keiner Weise den Markgrafen herauszufordern. Das Kloster Lichtenthal solle lieber weiterhin die längst überfällig gewordenen Zinsen für dessen Schuldkapital und die seit 1610 jährlich geforderten 600 Gulden Schatzung bezahlen und vorläufig auch das Präsentationsrecht in den ihm unterstehenden Pfarreien nicht zur Geltung bringen.⁵²

In ihrem Schreiben an den Prior hatte Äbtissin Margaretha auch geklagt, daß sie von ihrem Visitor in Neuburg keinen Rat und keine Hilfe erhalten könne. Es lag ihr offensichtlich daran, aus diesem Grunde von Salem beraten und unterstützt zu werden. Dies zeigt sich auch deutlich in einem Brief, den sie um die gleiche Zeit an die Äbtissin Amalia Renner in dem 1573 von Lichtenthal aus restaurierten Kloster Maria Hof in Neidingen schickte. Der neckisch herzliche Briefstil zeigt, daß sie mit ihr in einem guten Verhältnis stand, vielleicht war sie einst Margaretha Stülzers Novizenmeisterin gewesen. Nun tadelt diese Äbtissin Amalia liebevoll, weil sie erfahren hatte, daß sie von ihr ein „schwez Mülin“ geheißen wurde. Sie fügt hinzu: „Ach Mein Hertz Liebste Frau und Mutter wehren wür ein stunde bey einand, woltenen wür mitt einander Balgen.“ Eine nachfolgende Bemerkung bezieht sich wohl auf die durch den Fürsten zu Fürstenberg bestätigten Rechtsbriefe von Maria Hof und auf die große Entfernung Lichtenthals von Salem. Sie lautet: „yhr Handt noch die eltsten Brief,

undt Sindt neher zu Haus. So syzendt wyr arme Kinder weit hie unden.“⁵³

In Salem war man jedoch wegen der Situation der Abtei Lichtenthal bereits beunruhigt, weshalb der Prior am 22. Februar 1617 zur Visitation kam.⁵⁴ Dem Generalabt des Ordens, Nikolaus II. Boucherat, wurde hernach mitgeteilt, daß ohne Vorwissen des Landesherrn weder ein Visitator, noch ein Confessarius, noch Novizinnen in Lichtenthal angenommen werden durften. Dieser antwortete schon am 1. Mai nach Salem, es sei angebracht, den schwerwiegenden Eingriffen in die Rechte des Klosters mit wohlüberlegten und umsichtigen Verhandlungen entgegenzuarbeiten.⁵⁵

Die Spannung wuchs, da Markgraf Georg Friedrich inzwischen für kriegerische Auseinandersetzungen mit der Liga rüstete. Von der Abtei nahm er eine Anleihe von 2000 Gulden, die er am 1. Januar 1618 mit jährlich 100 Gulden zu verzinsen versprach.⁵⁶ Am 23. März schrieb Äbtissin Margaretha an den Salemer Prior: „wir seindt in großer gefohr. wan gott nit hilft So ist es schier unmöglich daß in die länge kan bestandt haben mit unßerm gotts Haus.“ Sie hielt es nun aber selbst für unklug, etwas dagegen zu unternehmen: „Dan mich erst dißer dagen bede Vögt zu baden haben in vertrauen gewarnet. ich solt mich weder mit dem Prelaten noch keiner höheren Person nicht ein lassen zu klagen. Dan wan solches ihr F: G: solten innenwerden würden sie befugt höchste Ungnad und straff gegen unß für zu nemen. Muß Alles gott befehlen. Derselb wölls Alles schicken noch seim göttlichen willen und wol gefallen unßerm selen heil und dem gottshauß zu Nutzen.“ Trotzdem bat sie den zum Ordenskommissar bestimmten Prior, seine väterliche Hand nicht von Lichtenthal abzuwenden, und sie schickte ihm zur Erinnerung daran ein Paar in Lichtenthal gefertigte Handschuhe.⁵⁷ Am gleichen Tag schrieb sie nach Neidingen und wünschte in diesem Brief, Äbtissin Amalia könnte ein paar Stündlein bei ihr sein, damit sie all ihr „Crütz undt leiden“ und ihre „große betrüwtheit möchte klagen und von deren einen trost empfahen.“⁵⁸

Dennoch verhielt sich Margaretha Stülzer nicht tatenlos. Im August 1619 ersuchte sie die Regierung um die Zulassung von drei Novizinnen, ihrer zwei habe sie bereits bis zur Profeß

herangebildet. Das Kloster Lichtenthal sei ja für 40 Personen gestiftet worden, und an dieser Zahl würden derzeit 7 Personen fehlen.⁵⁹ Sie nannte damit den *numerus taxatus*, der 1256 in Rom bestätigt worden war, um die Abtei gegen jeglichen Aufnahmepflicht von seiten des Adels zu schützen.⁶⁰ Der Obervogt zu Baden Philipp Christoph Leutrumb und der Untervogt Eusebius Drach wurden nun mit einer Untersuchung beauftragt. Äbtissin Margaretha schrieb ihnen daher am 4. November 1619, sie habe die von ihr ausgebildete Sr. Maria Barbara, eine Tochter „Wendel Burgens organisten zu Speyr“, gebraucht „auß mangel einer Singerin [Kantorin], welche auch die orgel schlagen khöndt“. Ebenso habe sie die Sr. Anna, eine Tochter „Simon Gerings zu Baden“ benötigt „zu abwartung der zimlich großen haußhaltung sowohl im Closter alß auch den Haußgeschefften im Hof.“⁶¹ Johann Wilhelm Abel mußte hierauf die Urkunde anfordern, in der die Stiftung für 40 Personen dokumentiert sei. Als der Klosterschaffner Johann Retzer diese am 11. November 1619 in die Karlsburg brachte, kehrte er mit dem Bescheid zurück, die Äbtissin solle bis zur Erledigung dieser Angelegenheit in keiner Weise gegen den bisherigen Befehl des Fürsten handeln.⁶²

Markgraf Georg Friedrich weilte inzwischen nicht mehr in seiner Residenz. Er befand sich beim pfälzischen Kurfürsten Friedrich V., dem von der Union aufgestellten Gegenkandidaten des kurz zuvor gewählten Kaisers Ferdinand. Am 25. Oktober hatte sich der Pfälzer im Prager St. Veitsdom zum König von Böhmen krönen lassen und erstrebte nun über die böhmische Politik die Macht. Mit den laufenden Regierungsgeschäften in der Markgrafschaft hatte Georg Friedrich seinen Sohn Friedrich betraut. Der junge Markgraf schickte seinem Vater am 23. November 1619 ein Gutachten wegen der Novizenzulassung in Lichtenthal. Er setzte ihm auseinander, daß die Urkunde, auf die sich das Vorgehen der Äbtissin stützte, lediglich besage, es dürften nicht mehr als 40 Personen aufgenommen werden, nicht aber, der Konvent sei mit dieser Anzahl zu besetzen. Die Bewilligung von drei Profeßnovizinnen solle daher grundsätzlich verweigert, wegen der beiden bereits vorgebildeten jedoch eine Ausnahme gestattet werden mit dem Hinweis,

daß solches nie mehr vorkommen dürfe.⁶³ Markgraf Georg Friedrich ging auf diesen Vorschlag ein.

Laut einer Zusammenstellung der Lichten-thaler „beschwärungs Punckhten“ für den Abt von Salem forderte 1621 „Herrn Landschreibern zu Carlsburg“ über die „Ordinari Schatzungen“ hinaus noch 1200 Gulden und im folgenden Jahr 900 Gulden samt „20. fuder weiß und 140. Malter fruchten“.⁶⁴

Der Prälät brauchte sich jedoch nicht mehr darum zu kümmern, da die Liga in der Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai 1622 den Sieg errang. Kaiser Ferdinand II. veranlaßte den Markgrafen Georg Friedrich, das Territorium Baden-Durlach seinem Sohn Friedrich zu übergeben. Im Gebiet Baden-Baden wurde Markgraf Wilhelm, der Sohn des Markgrafen Eduard Fortunatus und der flämischen Gouverneurstochter Maria van Eicken, als rechtmäßiger Regent eingesetzt.

Äbtissin Margaretha unterrichtete am 23. November den Salemer Prior über die für Lichtenthal günstig gewordene Situation. Sie schrieb, der Fürst sei in der Klosterkirche zum Gottesdienst gewesen und habe hernach beim Morgenimbiß seinen Schutz und Schirm für Lichtenthal zugesagt. Den folgenden Satz dürfte freudige Erregung begleitet haben: „Sollen Persohnen uffnehmen so vil wir künd erhalten, so vil mehr unser seyen, um so vil mehr hoffen Ihre Fl. Gn. Unsers gebetts zuo geniessen.“ Der weitere Brieftext enthält die vom Markgrafen unterstützte Bitte, den noch für Lichtenthal zuständigen Visitor aus Neuburg durch den Abt eines anderen Klosters zu ersetzen, da ihr Konvent in den vergangenen Jahren kaum geistlich betreut worden sei. Vor allem harrten zwei Novizinnen seit Jahren auf die Entgegennahme der Profeß.⁶⁵

Prior Johannes Muotelsee beglückwünschte die Äbtissin am 1. Dezember, der Allmächtige habe sie und ihren Konvent „aus schwerer Dienstbarkeit in erwünschte freyhait gesetzt: und deroselben heulen, weinen und klagen: in grohse freyd verkehrt.“ Auch teilte er ihr mit, der Salemer Prälät werde nach seiner Rückkehr vom Kurfürstentag in Regensburg das nun lange Zeit vom Orden ganz verlassene Gotteshaus Lichtenthal „persönlich besuchen,

visitieren, und von den gegenwärtigen Novitien die haylige Profeßion auf= und annemen.“ Ihr selbst werde er die Benediktion erteilen.⁶⁶ Aus dieser letztgenannten Zusage geht hervor, daß Margaretha Stülzer, die nun schon seit 25 Jahren die Bürde des Äbtissinnenamtes trug, aus politischen Gründen bisher auf ihre kirchliche Weihe verzichten mußte.

Kurz vor Weihnachten schickte sie dem Markgrafen „zu einem glücksehligen anfang dero Regierung“ als Geschenk „zwey Fäßlin mit altem und neuem wein, so guet wir solchen zu derzeit haben, wie auch zwen Hämmel, und zwey Schwein“. Im Postscriptum des Begleitschreibens bedankte sie sich, weil sein Statthalter, Heinrich Carl von Orsenlar, sie und den Konvent „heutigen abendts, mit schwarzem und rothem wildprett statlich“ verehrt habe.⁶⁷

Im Sommer des folgenden Jahres erhielt Margaretha Stülzer einen Brief des Abtes von Tennenbach, der für das Kloster Friedenweiler zuständig war. Er berichtete, daß nach dem Regierungswechsel die „wolermelte frau Charitas, ausser Ihreren mit großer gedult hero erlittenem und auß gestandenem exilio, nach Ihrer fürstlichen Gnaden anbevehlen widerumb in Ihr Profeß Gottshauß gelangen und khomen khann.“⁶⁸ Wann die Rückkehr erfolgte, ist unbekannt. Erst die Liste der Wählerinnen von 1625 bezeugt, daß die badische Prinzessin wieder in Lichtenthal anwesend war.⁶⁹

Ehe der inzwischen von Citeaux aus zum Visitor bestimmte Salemer Abt Thomas Wunn nach Lichtenthal kommen konnte, besuchte Abt Adolf Brunn von Neuburg noch einmal das bisher seiner Paternität unterstehende Kloster. Er nahm am 2. Juli die Profeß der beiden Novizinnen ab und schickte am 13. September einen Lagebericht nach Salem. Darin heißt es, der Markgraf habe an der Profeßfeier teilgenommen und sich hernach wohlwollend über die Satzungen und das Brauchtum des Ordens geäußert. Als Abt des Zisterzienserordens finde er es jedoch bedenklich, daß die Seelsorge in Lichtenthal gegenwärtig durch die Jesuiten wahrgenommen werde, die der Fürst im Jahre zuvor nach Baden-Baden berufen habe. Sie gestalteten in der Klosterkirche gut besuchte Gottesdienste für die Bürgerschaft mit gemeinsamen Gesängen und Musikstücken der Patres und Nonnen auf dem Frauenchor.⁷⁰

Unter der Leitung von Salem hatte sich seit 1618 die Oberdeutsche Zisterzienserkongregation formiert und war im Mai 1623 durch das Generalkapitel bestätigt worden.⁷¹ Eines der Anliegen dieses Zusammenschlusses der Klöster in Schwaben, Franken, Bayern, im Elsaß und in der Schweiz war das gemeinsame Eintreten für die Rechte des Ordens, die seit dem 16. Jahrhundert von vielen Landesherren in den Klöstern mißachtet wurden.

Als daher Abt Thomas Wunn im Dezember 1623 zur Visitation nach Lichtenthal kam, kümmernte er sich nicht nur um die Ordensdisziplin und die Liturgie, sondern auch um den rechtlichen und wirtschaftlichen Stand des Klosters. Er befahl, die alten Urkunden zu erforschen und eine taugliche Nonne bezüglich der Rechtsverhältnisse so zu unterrichten, daß dieses Wissen dem Konvent vermittelt und in ihm überliefert werden konnte.⁷²

Da gerade die Besetzung der Pfarreien Malsch und Rastatt fällig war, versuchte der Salemer Prälat, das Präsentationsrecht der Äbtissin wieder zur Geltung zu bringen. Er beantragte dies am 21. Februar 1624 beim Bischof von Speyer und verlangte auch, daß das Gehalt der eingesetzten Geistlichen, die sogenannte Kompetenz, nach altem Herkommen durch das Concilium des Generalvikars und nicht durch die markgräflichen Räte bestimmte werde.⁷³ In Lichtenthal animierte er den Klostergeistlichen Pater Dr. Petrus Wilhelmi und den Klosterschaffner Theodor Schilling, sich entschieden für die Rechte der Abtei einzusetzen.

Als der Markgraf diesen Eifer bemerkte, wurde er sehr erzürnt. Auch beanstandete er, daß ihm die Visitation des Salemer Abtes nicht zuvor gemeldet worden war, eine Unterlassung, die ebenfalls der Wiederherstellung eines alten Ordensrechts entsprach. Äbtissin Margaretha mußte dies am 13. März nach Salem berichten. Sie fügte jedoch auch gleich hinzu, sie habe den regierenden Markgrafen wegen dieses Zwistes „zum Faßnachtskuechlin“ eingeladen. Er sei gekommen und habe sich dabei mit ihr ausgesprochen. Nun hoffe sie auf Ruhe und Frieden.⁷⁴

Die Verhandlungen dauerten jedoch an; denn Pater Wilhelmi war juristisch gebildet, und Theodor Schilling schrieb sämtliche Ur-

kunden des Klosters in vier Kopialbüchern ab, den lateinischen ließ er stets eine deutsche Übersetzung folgen.⁷⁵ Kopien der wichtigsten Lichtenthaler Dokumente scheint er auch dem Abt von Salem verschafft zu haben.

Jedenfalls mußte Äbtissin Margaretha am 28. September 1624 dort nochmals den Lauf der Dinge melden. Der Markgraf hatte bei ihr schon weithin die Entlassung des Schaffners durchgesetzt, als dieser sie bat, ihm eine Audienz beim Fürsten zu vermitteln. Über den günstigen Verlauf der Selbstverteidigung Theodor Schillings heißt es im Brief: „Alda er seine Entschuldigungen (wie er berichtet) auff die Puncten, umb welcher willen er abgeschafft werden sollen, also klärlich dargethun, daß Ihm der Fürst kein einig Wort umbgestoßen, und alles gelten laßen; allein zuletzt herfürgebrochen, und sich nicht enthalten könden; vermeldendt, daß dißes namblich die größte offension geweßen seye, die Er Schaffner bey Ihm Fürsten verwirkt; daß er die Frawen wider ihn auffgestiffet, über die alte brieff geseßen, und E: G: dieselbe copenlych communicirt habe.“⁷⁶

Den Klostergeistlichen Dr. Petrus Wilhelmi hatte der Abt von Salem wegen seiner juristischen Kenntnisse auch in anderen Klöstern zum Rechtsberater bestellt, weshalb er sich oft außerhalb der Markgrafschaft aufhielt. Dies schien den markgräflichen Räten verdächtig. Ehe sie aber seine Entlassung fordern konnten, reiste er am 12. November 1624 zu einer Aussprache nach Salem. Äbtissin Margaretha gab ihm „zwen holändische käs“ und einen Brief für den Prälaten mit, in dem sie ihm beteuerte, daß sie und ihr Konvent diesen Pater gern behalten würden. Es sei ihr jedoch angedroht worden, daß man über die Apostolische Nuntiat in Luzern seine Versetzung verlangen werde.⁷⁷

Da kurz zuvor die Oberdeutsche Zisterzienserkongregation in Provinzen gegliedert und Lichtenthal der elsässisch-schweizerischen Provinz zugeteilt worden war, konnte die Paternität nicht beim Abt von Salem verbleiben. Der Generalabt Nikolaus II. Boucherat teilte diesem daher am 15. Februar 1625 mit, er habe sie dem Abt von Lützel übertragen.⁷⁸ Dr. Petrus Wilhelmi gehörte zu dessen Konvent und wurde nun von ihm mit der vom Orden gewünschten Restauration der Abtei Eußerthal in der

Pfalz betraut. Ein später für Lichtenthal geschriebener Brief bezeugt ihn als Abt dieses Klosters.⁷⁹ Das Amt eines Spirituals in Lichtenthal wurde am 24. März 1625 dem Guardian der Franziskaner vom Fremersberg und seinen Nachfolgern auf unbestimmte Zeit übertragen.⁸⁰

Weitere Verhandlungen um den unerschwinglich hohen Beitrag des Klosters Lichtenthal zu der von Kaiser Ferdinand II. auf dem Schwäbischen Kreistag zu Ulm verlangten Kriegskontribution erschöpften die Kräfte der Äbtissin.⁸¹ Margaretha Stülzer starb kurz darauf am 22. August 1625. Im Kondolenzschreiben des Abtes von Salem für „die 28 Jahr lang gewesste Abbtissin“ heißt es: „Seine Göttliche Almacht geruehe, der Abgelebten seelen, an seinem großen Tag, sambt allen Christgläubigen ein fröliche Auferstehung zuverleihen, euch dises großen verlusts anderwertz genedig zue ergötzen, und unnß allerseits vor Betrübnuß und ungleichen Zueständen fürtershin väterlich zu behüetten.“⁸²

Das Andenken an Margaretha Stülzer bleibt in Lichtenthal ständig durch zwei Zeugen der von ihr geschätzten Steinmetzkunst gewahrt. Der von ihr 1602 gestiftete Marienbrunnen und die 1606 von ihr bei Thomas König in Auftrag gegebene Kirchenkanzel mit dem St. Bernhard-Relief erinnern uns an diese lebenswürdige und zugleich zielklare Äbtissin.

Anmerkungen

- 1 1579, März 20; GLA 92/196.
- 2 Ebd. als Vorname des Vaters „Philipp“, in den Wahlakten v. 1597 „Jakob“; GLA 92/4.
- 3 Genannt 1551 in Akten Veus 1517–1626; GLA 44/10809–10837.
- 4 G. Kattermann, Markgraf Philipp I. von Baden und sein Kanzler Dr. Hieronymus Veus, Düsseldorf 1935.
- 5 Die Benediktusregel lateinisch-deutsch, hrsg. v. B. Steidle, Beuron 1980; betr. Jugendliche cap. 30, 37 und 59.
- 6 Statuta Capitulum Generalium Ordinis Cisterciensis, Bd. I–VIII, hrsg. v. J. M. Canivez, Löwen 1933/1941. Hier Reformstatuten v. 1601; Bd. VII n. 39 S. 241.
- 7 1593, August 14; Staatsarchiv Aarau: Fasc. AA 3527.
- 8 1593, November 30; ebd.
- 9 1594, Juni 1; ebd.

- 10 M. A. Wolters, Prinzessin Charitas Wasa, Konventualin in Lichtenthal, FDA 82/83, 1962/1963, 287–298.
- 11 1597, Mai 10; GLA 92/3.
- 12 H. Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung des Deutschen Mittelalters, Hannover/Leipzig 1910; vgl. S. 25.
- 13 1597, Juni 15/25; GLA 92/4.
- 14 1597, August 23; GLA 92/196.
- 15 1597, August 13/23; ebd.
- 16 1597; September 17/27; GLA 92/116.
- 17 Nekrolog GLA 64/47, f 13v, Juli 14: Anno domini 1598 obiit Reverendus ac devotus dominus Carolus Deschler confessorius, sepelivit in Spira.
- 18 1598, August 1; GLA 92/194.
- 19 1598, September 9; GLA 92/89.
- 20 1598, September 22; GLA 92/88.
- 21 1598, Oktober 8; ebd.
- 22 1599, Februar 8; ebd.
- 23 Mittelbadische Chronik für die Jahre 1622–1770, hrsg. v. A. Kast, Bühl 1934; vgl. S. 264f.
- 24 Nach GLA 64/47 starben aus dem Konvent Frauenalb in Lichtenthal: Magdalena Meyer am 4. April 1616 (f 7r), Katharina von Steinkallenfels am 29. Juni 1617 (f 12v) und Margaretha Hund von Saulheim am 25. Oktober 1617 (f 20v).
- 25 1599, Mai 29; GLA 92/88.
- 26 Das Totenbuch der Abtei Salem, hrsg. v. L. Walter, in: Cistercienser Chronik 40, Bregenz 1928, vgl. S. 360.
- 27 1609, Juni; GLA 92/88.
- 28 GLA 92/116.
- 29 GLA 64/47, f 20r, Oktober 26: Anno 1604 obiit in Xo pia ac devota S. Adelheidis Kiemlerin conversa.
- 30 1605, Oktober 1; GLA 92/157.
- 31 GLA 92/167.
- 32 1610, Januar 8 und folgende Korrespondenz; GLA 92/200.
- 33 1612, April 12; GLA 92/197.
- 34 1612, April 28; GLA 92/201.
- 35 1612, Mai 20; GLA 92/202.
- 36 1613, März 14; GLA 92/201.
- 37 1613, März 18; GLA 92/23.
- 38 1613, April 21; GLA 92/201.
- 39 Statuta [wie Anm. 6], Bd. VII, 1613, S. 128–130.
- 40 1614, Februar 17; GLA 46/2242
- 41 1614; GLA 46/2243.
- 42 1614, Februar 19; GLA 46/2254.
- 43 1614, Februar 24; GLA 46/2256.
- 44 1614, März 26; GLA 46/2259.
- 45 1614, März 29; GLA 46/2261.
- 46 1614, Juni 12; GLA 46/2265.
- 47 1614, Juli 28; GLA 92/201. Das ehemalige Benediktinerinnenkloster Friedenweiler war 1570 von Lichtenthal neubesiedelt worden.
- 48 Visitationsprotokoll von 1617, Februar 22; GLA 92/116.
- 49 1616, Mai 16; GLA 92/199.
- 50 1616, Mai 27, ebd.
- 51 1616, November 21; ebd.

- 52 1616, November 25; ebd.
53 1616, November 21; GLA 92/89.
54 Siehe Anm. 48.
55 1617, Mai 1; GLA 92/116.
56 1618, Januar 1; GLA 92/199.
57 1618, März 23; GLA 92/24.
58 1618, März 23; GLA 92/25.
59 1619, August; GLA 92/196.
60 1256, Mai 13; GLA 35/7.
61 1619, November 4; GLA 92/196.
62 1619, August 20 mit Vermerk betr. November 11;
ebd.
63 1619, November 23; ebd.
64 Aufstellung von 1622; GLA 92/199.
65 1622, November 23; GLA 92/116.
66 1622, Dezember 1; GLA 92/89.
67 1622, Dezember 21; GLA 92/21.
68 1623, Juli 19; GLA 46/2255.
69 Äbtissinnenwahl 1625; GLA 92/116.
70 1623, September 13; ebd.
71 1618, Dezember 27; GLA 98/2441. 1623, Mai;
GLA 98/2442.
- 72 1623, Dezember 19; GLA 92/116.
73 1624, Februar 21; GLA 92/116.
74 1624, März 13; ebd.
75 Lichtenthaler Klosterarchiv (LKA): 4 Kopialbücher,
geschrieben um 1624.
76 1624, September 28; GLA 92/199.
77 1624, November 12; ebd.
78 1625, Februar 15; GLA 92/89.
79 Brief des Abtes Petrus Wilhelmi nach Lichtenthal v.
1637, Februar 10; LKA 56/3.
80 1625, März 24; GLA 92/89.
81 1625 Juni 5; GLA 92/158.
82 1625, August 25; GLA 92/1.

Anschrift der Autorin:
Sr. M. Pia Schindele O. Cist.
Cistercienserinnen-Abtei Lichtenthal
Postfach 1337
76502 Baden-Baden
oder: Hauptstraße 40
76534 Baden-Baden

Rohtraud Weckerle-Geck (1898—1983) und Marta Schanzenbach (*1907)

Zwei sozialdemokratische Frauen der „Ersten Stunde“ in Südbaden

Zweifellos waren mehr Frauen unmittelbar nach Kriegsende gesellschaftlich tätig, als es wegen mangelnder Untersuchungen¹ den Anschein haben mag. In regionaler Sicht arbeitete beispielsweise im Kreis Kehl die Freistetter Pfarrfrau Paula Döll sehr rege für die Badische Christlich-Soziale Volkspartei; sie zog später für die CDU in den Landtag ein. Für die Sozialisten wirkte im Kreis Offenburg die Fürsorgerin Marta Schanzenbach in Gengenbach, und in der Stadt Offenburg war es Rohtraud Weckerle-Geck, die sich mit Vehemenz in das politische Leben stürzte. Die KP war durch Sonja Denz, „die Kommunistin aus Familientradition“² vertreten, die unermüdlich wirkte. Aber insgesamt handelte es sich doch um eine kleine Minderheit, so daß jedenfalls in Südbaden politisch die Nachkriegsjahre generell nicht als „Jahre der Frauen“ gelten können.³

Allerdings vermochte sich Marta Schanzenbach, die nach dem Urteil Willy Brandts zu den „Frauen der ersten Stunde“ zählt, die den Aufbau der Bundesrepublik unter schwierigen Bedingungen begonnen haben, nach ihrem Einzug in den Bundestag (1949) eine beachtliche Position im Parlament (Fraktionsführung) und in der Partei als Mitglied des Parteivorstandes und des Präsidiums zu verschaffen: „Ich habe mitgewirkt beim Godesberger Programm, bei allen großen Gesetzen der Nachkriegszeit. Habe mich eingesetzt, wenn es darum ging, die Gleichberechtigung von Mann und Frau herzustellen, habe dafür gesorgt, daß die Frauen gut weggekommen sind. Ich habe das Ausbildungsförderungsgesetz durchgedrückt, nicht ahnend, daß das spätere Bafög einmal so ange-

wendet wird, daß man es nicht bezahlen kann.“ Sie war besonders stolz darauf, daß sie gemeinsame Geschichte machen durfte mit Helmut Schmidt, der ihr bei dem Senioren-Treffen im Oktober 1985 in Gengenbach, bei dem über 1000 Delegierte aus dem Land versammelt waren, versicherte, daß ihr die Partei dafür Dank schulde: „Du hast immer die wahren Tugenden der SPD vorgelebt und mit innerer Disziplin bis zur physischen Erschöpfung gearbeitet“. Und auch Willy Brandt ließ es sich nicht nehmen, sie zum Parteijubiläum in einem Schreiben gebührend zu würdigen: „Wir Sozialdemokraten sind stolz, daß wir Marta Schanzenbach in unseren Reihen wissen.“ Hohes Lob erntete „die große alte Dame der Partei“ auch vom Landesvorsitzenden Ulrich Lang, der sie als die „fleißigste und fähigste Sozialpolitikerin der Nachkriegszeit“ würdigte und sie als „Architektin“ des Sozialstaates bezeichnete.

Marta Schanzenbach, geb. Lehmann, wurde am 7. Februar 1907 in Gengenbach geboren. Ihr Vater, Mitbegründer der SPD in Gengenbach, war Arbeiter; ihre Mutter war Erzieherin bei einer gräflichen Familie in Frankreich gewesen. Mit 16 Jahren gehörte sie zu den Gründungsmitgliedern einer Gruppe der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) in Gengenbach, später übernahm sie ihre Führung, schließlich wurde sie Vorsitzende des Schwarzwaldkreises und Landesvorstandes in Mannheim. Mit 18 Jahren trat sie 1925 in die SPD ein. Beruflich erstrebte die Verkäuferin in einem Gengenbacher Konsumverein den Beruf einer Fürsorgerin an. Sie erreichte bei der Reichstagsabgeord-



Marta Schanzenbach, SPD

neten Marie Juchacz die Aufnahme in eine entsprechende Schule der Arbeiterwohlfahrt (AWO) in Berlin. Nachdem sie 1928 in der Kinderklinik Karlsruhe und den städtischen Krankenanstalten in Mannheim ihr Examen als Kinderpflegerin gemacht hatte, siedelte sie wieder nach Berlin um. 1931 fand sie einen Arbeitsplatz beim Jugendamt in Prenzlauer Berg, den sie 1933 verlor, da man sie der staatsfeindlichen Gesinnung bezichtigte. 1941 kehrte sie mit ihren zwei Kindern nach Gengenbach zurück, wo sie sich zwei Jahre später als Fürsorgerin betätigte. Nach dem Krieg war sie 1946 in Freiburg Mitbegründerin der Arbeiterwohlfahrt und wurde deren Vorsitzende in Südbaden; den Landesverband regierte sie souverän über dreißig Jahre hinweg, wobei die enge Verbundenheit der Familie mit der Organisation gelegentlich auch Anlaß zur herben Kritik gab, so daß sich Marta Schanzenbach zu ihrer Erschütterung einmal gegen den undankbaren Vorwurf demonstrierender Bewohner des Studenten-Wohnheims der AWO in Freiburg wehren mußte, die Einsetzung ihres Sohnes als Heimleiter sei Vetterleswirtschaft gewesen. Daß aufgebrachte Studenten auch rote Fahnen auf dem Dach des Wohnheimes hißten, wurde für sie zu einem nicht zu unterschätzenden traumatischen Erlebnis. „Früher wollte ich einmal mit der roten Fahne sterben. Heute kann ich sie nicht mehr sehen!“, äußerte sie im Februar 1969 in einem Interview.

Nachdem Marta Schanzenbach im Oktober 1947 auf dem Landesparteitag in Offenburg auf Vorschlag von Carlo Schmid in den Vorstand der SPD in Südbaden gewählt worden war, kandidierte sie 1949 mit Erfolg für den Bundestag, dem sie bis zur 6. Wahlperiode angehörte, die vorzeitig durch Erlaß des Bundespräsidenten am 22. 9. 1972 endete. Den Sprung in den Parteivorstand schaffte sie im Mai 1958 auf dem Stuttgarter Parteitag. Dort wurde Erich Ollenhauer zum Parteivorsitzenden gewählt, Waldemar von Knoeringen und Herbert Wehner zu seinen Stellvertretern. Bei der Wahl der 29 Mitglieder zum Parteivorstand erhielt Marta Schanzenbach von 383 abgegebenen Stimmen 265. Den Platz vor ihr belegte Willy Brandt mit 268, den letzten Platz Helmut Schmidt mit 232 Stimmen. Ihr Ergebnis konnte sich also durchaus sehen lassen. Insgesamt waren im Partei-

vorstand 6 Frauen vertreten. Dem Parteivorstand und dem Präsidium gehörte Marta Schanzenbach bis 1968 an. Sie war sich dessen bewußt, daß sie ihre beachtliche Karriere der Partei verdankte, und wußte die ihr gebotene „große Lebenschance“ auch zu würdigen. Äußere Anerkennung fand Marta Schanzenbach durch die Verleihung der drei Großen Bundesverdienstkreuze am Bande mit Stern sowie mit Stern und Schulterband neben anderen Auszeichnungen, so daß sie bei ihrem 60jährigen Jubiläum der Parteimitgliedschaft bescheiden auf die vom Gemeinderat Gengenbach vorgesehene Auszeichnung mit der Otto-Ernst-Sutter-Medaille verzichtete, um nicht noch mehr ins Rampenlicht zu treten.

Über ihre politischen Leitbilder äußerte sie sich in einem Interview: „Ich habe mich orientiert an Erler, weil er die Fragen der Wehrhaftigkeit in einer Demokratie so glänzend behandelt hat. Ich habe mich orientiert an Wehner, weil seine absolut demokratische Zuverlässigkeit und seine soziale Haltung mich überzeugten. Ich habe mich orientiert an Schmidt, weil er ein großer wirtschaftlicher Könnner ist, mit der Fähigkeit, seine Politik durchzusetzen.“ Orientierung an Fritz Erler, der 1913 in Berlin, Prenzlauer Berg, geboren wurde und 1931 der SPD beitrug, das bedeutete eine Unterstützung seiner wehrpolitischen Umorientierung. Hatte er sich noch in den Jahren 1952 bis 1955 entschieden gegen den Abschluß der Militärverträge gewehrt, so vertrat er später die Auffassung, daß man an der militärischen Macht der Sowjetunion nicht einfach vorbeisehen könne. Unter diesen Umständen bedeute ein gewisses Maß an militärischer Kraft auf westlicher Seite tatsächlich ein Mittel, um die Sowjetunion von der Versuchung abzuhalten, ihren Machtbereich vermeintlich allzu risikolos auch unter Einsatz militärischen Druckes auszubreiten.⁴ Der erste offizielle Kontakt der SPD mit der NATO fand Ende August 1960 statt, als vor dem Parteitag in Hannover im November unter der Leitung von Marta Schanzenbach eine Delegation, der u. a. der saarländische Innenminister Conrad angehörte, ins NATO-Hauptquartier nach Paris geschickt wurde.

Marta Schanzenbach, die zu den „Akteurinnen der überregionalen Politik“ zählt, doch keinesfalls den heimatlichen badischen Bereich



Rohtraud Weckerle-Geck

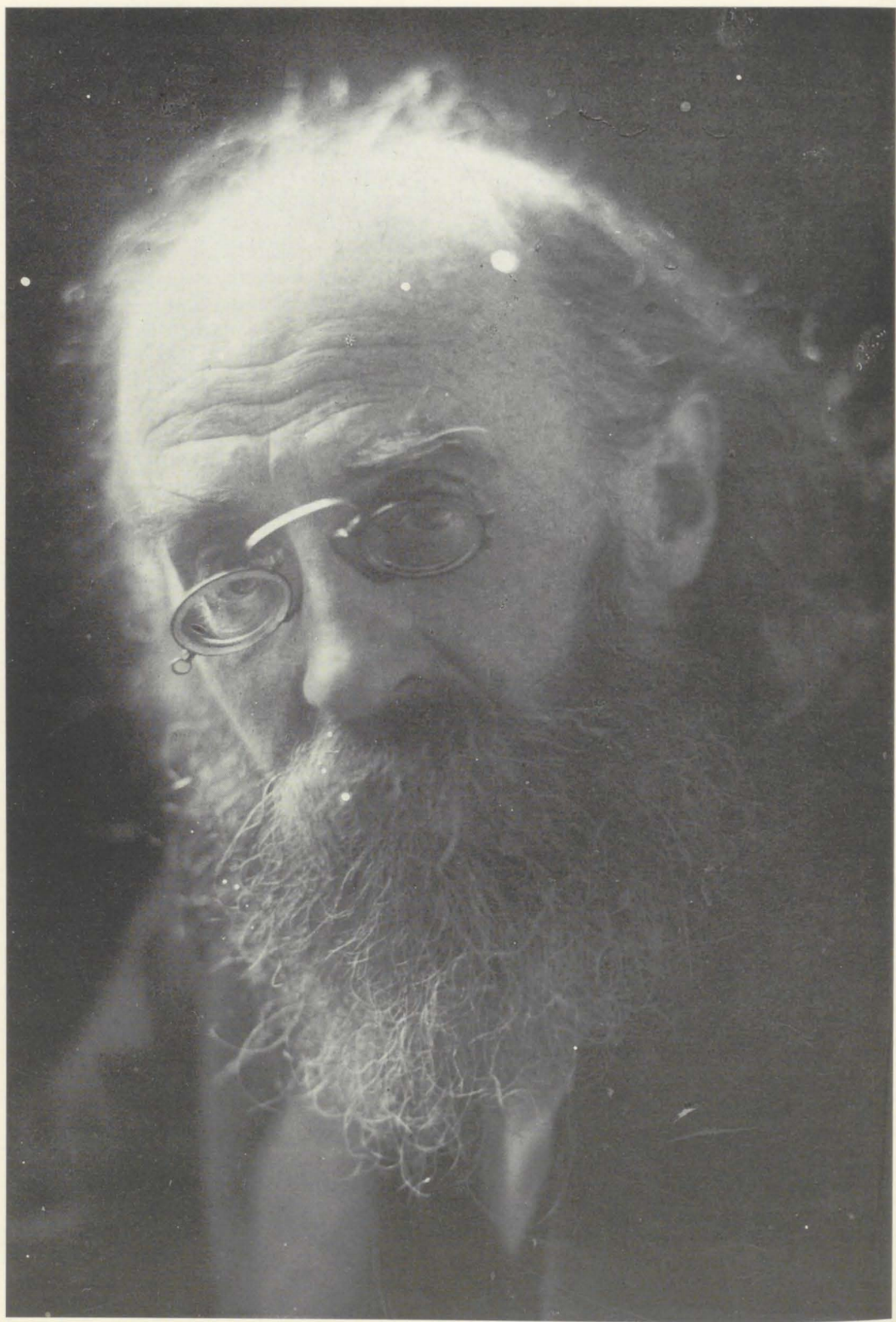
vernachlässigte, wird zwar nicht in die Kategorie der „Mütter des Grundgesetzes“ eingereiht, gehörte aber immerhin zu den maßgeblich in Bonn mitwirkenden SPD-Frauen. Heute wohnt die Ehrenvorsitzende im Seniorenzentrum in Offenburg, das unter der Leitung ihrer Tochter Monika Böser steht. Auf dem Areal des Zentrums erfolgten am 23. 11. 94 die ersten Spatenstiche für ein neues Pflegeheim der AWO mit 80 Betten, das den Namen „Marta-Schanzenbach-Heim“ tragen wird.

Im sozialen Bereich verfolgten zwar Marta Schanzenbach und Rohtraud Weckerle-Geck die gleiche Zielsetzung, beide waren als Fürsorgerin ausgebildet, beide waren Gründungsmitglieder der AWO, deren Ortsverein in Offenburg am 3. 12. 1945 im Büro der Antifa wieder ins Leben gerufen wurde. Rohtraud, die hier viel zum Aufbau der AWO beitrug, wurde auf jener Sitzung in den Vorstand gewählt. Als Vertreterin der Arbeiterwohlfahrt gehörte sie dem Offenburger Jugendwohlfahrtsausschuß an und stellte sich als Helferin für die Kinderferienerholungsfürsorge des Stadtjugendamtes zur Verfügung. Gelegentlich kreuzten sich ihre Wege, denn beispielsweise nahm Rohtraud im Februar 1958 in Kehl an einer Wochenendschulung teil, die Marta Schanzenbach für die Ausschußmitglieder durchführte. Sie nahm sich als aktive Helferin der Offenburger „Falken“ (Sozialistische Jugendbewegung Deutschlands) an, kümmerte sich aber auch intensiv um die politische Schulung der Jungsozialisten. Schließlich war sie auch Mitglied des Kreis Ausschusses für Schulspeisung. Aber im politischen Bereich drifteten beide Frauen auseinander, denn Rohtraud vertrat stets ihre sozialistische und pazifistische Linie, lehnte die Remilitarisierung konsequent ab, ohne daß sie deshalb ihre Parteimitgliedschaft aufgab, wengleich sie stark mit der Deutschen Friedensunion sympathisierte.

Die am 5. August 1898 in Offenburg geborene Sozialistin war das jüngste Kind des sozialdemokratischen Landtags- und Reichstagsabgeordneten Adolf Geck und seiner Frau Marie, geb. Moßmann.⁵ Nach dem im Juli 1918 an der Oberrealschule in Offenburg bestandenen Abitur schrieb sie sich am 30. 9. 1918 für das Winter-Semester 1918/19 und das Sommer-

Semester 1919 für das Fach Nationalökonomie an der Karlsruher Hochschule ein.⁶ Zur Finanzierung des Studiums trug sie mit einer Nebenbeschäftigung im Büro beim Landespreisamt in Karlsruhe bei. Doch das gewählte Fach entsprach nicht ihrer Neigung, so daß sie sich entgegen den Wünschen ihrer Mutter zum Besuch der Sozialen Frauenschule in Mannheim entschloß, wo das Semester am 29. 9. 1919 begann. Marie Geck vermutete, daß sie von Eduard Weckerle, den ihre Tochter im Sommer 1918 kennengelernt hatte und der in Mannheim verantwortlicher Schriftleiter für Reichs-, Auslandspolitik und Feuilleton der „Tribüne“ war, dem Organ der Unabhängigen Sozialdemokraten, beeinflusst worden sei. Indessen ging der Entschluß Rohtrauds auf den Rat einer Freundin zurück, denn Weckerle, der in Traudel Geck keine Hausfrau, sondern eine entschlossene Mitarbeiterin an seiner Seite suchte, legte zwar grundsätzlich auf die Fortsetzung ihres Bildungsganges nicht weniger Wert als die Mutter, hielt aber andererseits ein akademisches Studium nicht für unbedingt notwendig, zumal er erkannte, daß ihr die praktische, lebendige Arbeit angesichts einer „erschütternden Liebe zu den gedrückten und geplagten Menschen“ näherlag.

Der aus Schopfheim stammende und am 9. Juli 1890 in Basel geborene Journalist hatte die Mittelschulen in Lörrach und im elsässischen Mühlhausen besucht, wo er auch eine kaufmännische Lehre durchmachte, um dann als kaufmännischer Korrespondent nach Griechenland und Süditalien zu gehen. Während des Ersten Weltkrieges war er zuerst an der Front, dann als Schreiber in der Kommandantur in München, schließlich 1918 als Dolmetscher in der Nachrichtenabteilung der Obersten Heeresleitung tätig.⁷ Nach dem Krieg engagierte er sich in München bei den Unabhängigen Sozialdemokraten, zu deren Mitbegründern sein badischer Landsmann Dr. med. Friedrich Bauer aus Grombach zählte. Zeitweilig arbeitete er als Privatsekretär bei Kurt Eisner, der am 31. Mai 1917 Else Belli, die Tochter von Joseph Belli aus Rammersweier (b. Offenburg) geheiratet hatte⁸ und am 21. Februar 1919 ermordet wurde. Zum ersten Male, schrieb Weckerle einmal an Rohtraud, habe er in seinem



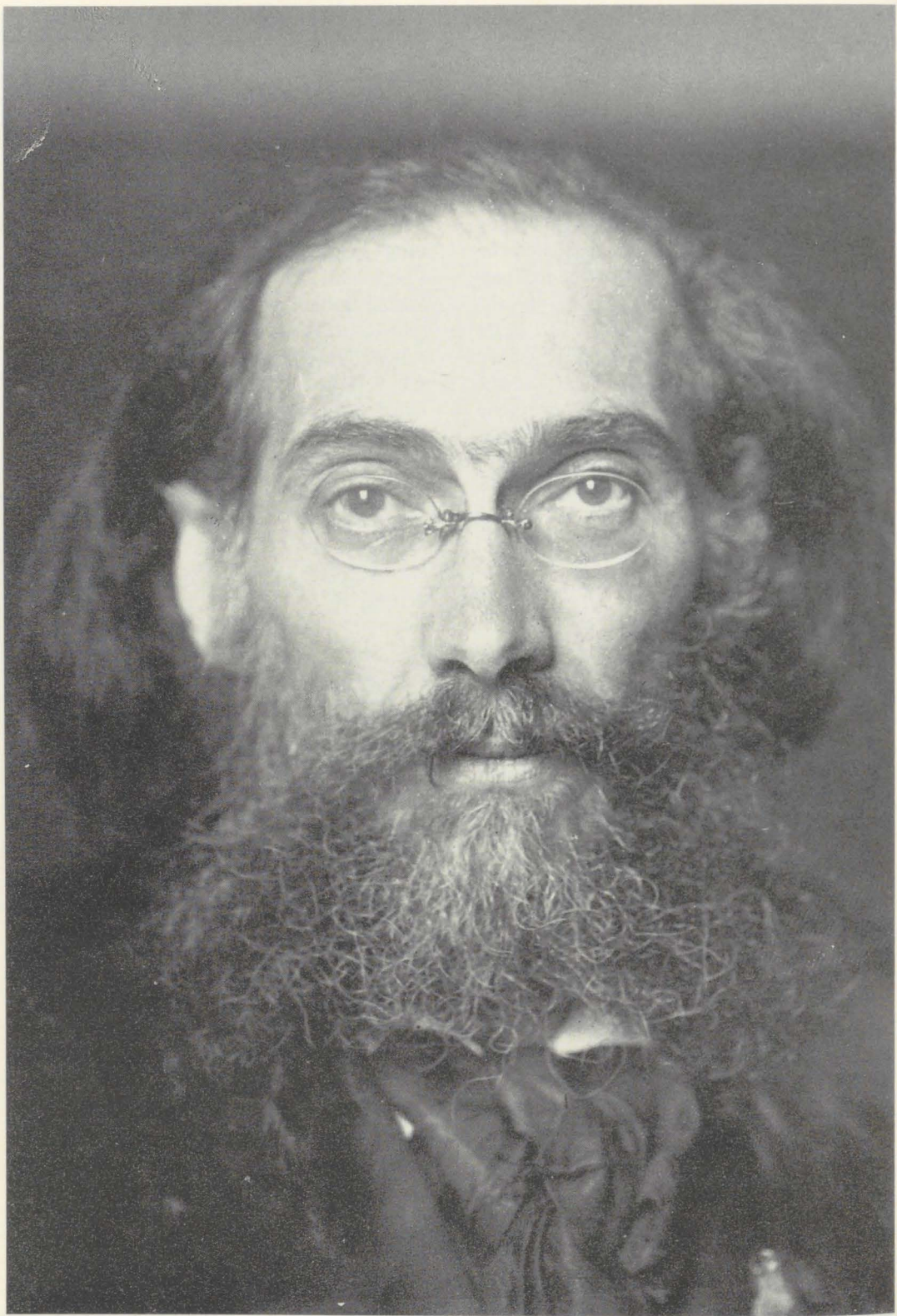
Kurt Eisner

Leben um einen Menschen geweint, „es war um meinen Freund und Lehrer Eisner. Da habe ich überhaupt erst entdeckt, daß ich auch weinen kann. Bis dahin hatte wohl seit meiner Kindheit nie mehr geweint.“ Zeitweise war er auch als Privatsekretär bei dem aus Karlsruhe stammenden und mit Eisner und ihm befreundeten Journalisten und Literaturhistoriker Gustav Landauer tätig, den Soldaten eines preußischen Freikorps am 2. Mai 1919 in Stadelheim brutal umbrachten. Als er im Jahr darauf Landauers „Briefe aus der Französischen Revolution“ las, vermerkte er, daß sich viele dieser Menschenschicksale während der deutschen Revolution wiederholt hätten, nur sei Landauer schändlicher gemordet worden als irgend einer der im Buche aufbewahrten Zeugen: „Diese starben wenigstens auf dem Schafott.“ Auf die Rückseite des Bildes von Landauer schrieb er im August 1919 aus Mannheim an Traudel Geck: „als kleine Erinnerung zum 3/5. August 1919. Den Geist des toten Freundes lebendig zu machen sei unsere gemeinsame Aufgabe. Die Liebe erstarke uns hierin.“

Nachdem Rohtraud nach 4 Semestern Frauenschule im Juli 1920 mit Erfolg ihr Examen abgelegt hatte, trennte sich zunächst ihr Weg von „Edy“, der Ende August nach Berlin umsiedelte, wo er bis Herbst 1922 den „Unabhängigen Zeitungsdienst“ leitete und als Redakteur der „Freiheit“ arbeitete. Sie selbst verbrachte vom 1. 9. 1920 bis 1. 7. 1921 ein Pflegejahr als Schwester im städtischen Krankenhaus in Dortmund und ging dann vom Juli 1921 bis Ende Januar 1923 als Fürsorgeschwester nach Grünau bei Berlin. Am 24. März heirateten die beiden und Rohtraud folgte nun Edy nach Holland, da dieser seit Oktober 1922 zuerst im Sekretariat des Internationalen Gewerkschaftsbundes, dann als Privatsekretär von Edo Fimmen, dem Sekretär dieser Organisation, in Amsterdam arbeitete. Fünf Jahre später, im Oktober 1927, kehrte das Paar von seinem Wohnort Bussum nach Deutschland zurück: Weckerle war im September zum 2. politischen Redakteur der „Chemnitzer Volksstimme“ gewählt worden. Nach dem Urteil von Dr. Walter Fabian, Chefredakteur der „Gewerkschaftlichen Monatshefte“, der Weckerle etwa 1927 kennenlernte, leistete Weckerle als wirtschaftlicher Redakteur Hervorragendes: „Er war wohl einer

der ersten sozialdemokratischen Redakteure, der eingehende kritische Berichte über die Generalversammlungen großer Aktiengesellschaften usw. veröffentlichte.“⁴⁹

Chemnitz war aber nun beileibe nicht die Endstation, nach zweijährigem Aufenthalt zogen die beiden nach Berlin, wo Edy als freier Journalist wirkte, bis er am 1. 7. 1932 in die Redaktion der „Sozialistischen Arbeiter-Zeitung“ Breslau eintrat, nachdem er nach seinem Übertritt zu der im Oktober 1931 gegründeten Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) als Wirtschaftsredakteur aus der „Chemnitzer Volksstimme“ ausgeschieden war. Infolge der politischen Entwicklung war seines Bleibens nicht lange, der Parteivorstand der SAP hatte – ohne Befragung der Mitgliedschaft – Anfang Januar 1933 mit Mehrheit die Auflösung der Partei beschlossen. Weckerle zog nach Berlin, wo Rohtraud bei seiner Übersiedlung nach Breslau geblieben war. In der Hauptstadt überschlugen sich nach dem Reichstagsbrand die Ereignisse. Nach den Erinnerungen von Max Seydewitz befand sich Weckerle am 12. März noch in Berlin¹⁰. Wahrscheinlich setzte er sich noch am gleichen Tag in die Schweiz ab, wo er auf ein Nachkommen von Rohtraud hoffte. In einem Brief vom 30. 3. bedauerte er, daß Traudel nicht folgen konnte, und rät ihr am 29. 4. zur „Luftveränderung“. Diesen Rat wollte sie nicht befolgen, wahrscheinlich auch aus Rücksicht auf ihren Vater, der am 9. Februar 79 Jahre alt geworden und seit 1927 Witwer war. Sie pflegte ihn etwa von 1936 an bis zu seinem im Frühjahr 1942 erfolgten Tode. Im Laufe der Jahre war ihre Ehe infolge der Trennung in die Brüche gegangen, so daß Weckerle, der sein Brot in der Schweiz als freier Journalist verdiente, nach Kriegsende nicht mehr nach Deutschland zurückkehrte. Ein gleiches Los traf ihre Schwester Erika, die mit dem 1896 in Mannheim geborenen Stephan Heymann verheiratet war. Er war Kommunist und verbrachte die Jahre 1933–1945 im Zuchthaus und in Konzentrationslagern. Erika selbst hatte das Gestapolager in Vught kennengelernt und Zwangsarbeit in Den Bosch geleistet. Auch Heymann kehrte nach seiner Befreiung nicht mehr zu seiner Familie nach Amsterdam zurück. Rohtrauds Bruder Tell erhielt im Dritten Reich nicht nur ein Berufs- und Ausstellungs-



Gustav Landauer



A. Scherer, Ed. Weckerle, O. Vollenweider

Foto: E. Koehli, Zürich

verbot, sondern wurde 1943 wegen Beihilfe zum Verbergen eines politischen Verfolgten zwei Monate in Untersuchungshaft genommen und zum Sanitätsdienst an der Westfront strafversetzt.¹¹

Mit der Niederlage des Dritten Reiches und Befreiung vom nationalsozialistischen Regime erwuchs für Rohtraud die Aussicht auf eine Wiedergutmachung für das 1933 erfolgte Verbot der von ihrem Vater herausgegebenen Wochenzeitung „D'r alt Offeburger“. Die Rückgabe des Verlages würde nicht nur der materiellen Sicherung ihrer Existenz dienen, sondern auch eine Möglichkeit bieten, mit einer neu zu gründenden pazifistischen Zeitung das Werk ihrer Eltern fortzuführen. Da sie sich der Bedeutung der Presse bewußt war, bemühte sie sich um das Wiedererscheinen einer sozialistischen Zeitung, wobei sie den Offenburger sozialistischen Parteien völliges Versagen vorwarf. Als dann schließlich 1946 in Freiburg das sozialdemokratische Blatt „Das Volk“ herauskam, arbeitete sie als freie Mitarbeiterin ein

halbes Jahr unentgeltlich für die Einführung des Blattes, was einen Chefredakteur, der erst seit 1948 Parteimitglied und früher nat. soz. Schriftsteller war, nicht daran hinderte, ihr im Juli 1950 jegliche Mitarbeit zu untersagen. Im Grundsätzlichen ging es darum, daß Rohtraud keinen „Generalanzeiger“, sondern eine Parteizeitung wünschte, für welche die Weisungen einer Pressekommission maßgebend sein sollten.

Für Rohtraud begann eine Zeit, die ein alter Bekannter aus Chemnitz, Hans Veenstra, so reflektierte: „Jetzt hast Du nun wieder das, was Dir immer gefehlt hat, mitarbeiten zum Wohl des ganzen Volkes.“ Diese Mitarbeit begann 1945 bei der Behebung der vielfältigen Nöte des Alltags: sie kümmerte sich ebenso um die sittliche Gefährdung der Jugend und forderte für sie einen Rechtsbeistand vor den französischen Militärgerichten, wie um gerechte Zuteilung von Heizmaterial an die Bevölkerung, sie brach eine Lanze für die entrechteten Ostarbeiter und rief die Sozialisten dazu auf, die Gesin-

nungsfreunde in den Gefängnissen und im Arbeitslager in der Offenburger Kaserne nicht zu vergessen. Vor allem setzte sie sich auch äußerst kritisch mit der sogenannten Entnazifizierung auseinander, ohne daß es ihr gelang, dabei Einfluß auf den französischen Kommandanten gewinnen zu können. Als sie sich in Rundschreiben an Genossen darüber beklagte, daß in Offenburg die Nazis geschont würden, während andere den Kopf hinhalten müßten und der Start nicht mit wirklichen Antifaschisten begonnen worden sei, sondern in Zusammenarbeit mit politisch belasteten Kreisen, wurde sie denunziert und erhielt von der Militärregierung wegen der Verteilung von „Flugblättern“ eine Verwarnung! Vordringlich widmete sie sich aber der Aufgabe, für eine neue demokratische, sozialistische Gesellschaftsordnung zu wirken und dabei insbesondere für die Schaffung einer sozialistischen, marxistischen Partei, die nicht mehr so versagen würde, wie die sozialdemokratische bei Hitlers Machtübernahme, so daß Marta Schanzenbach noch 1985 die anklagende Frage aufwarf: „Warum hat die Partei damals nicht den Generalstreik ausgerufen?“ Diese Partei, die nach ihrer Auffassung unter Ablehnung einer allmächtigen Parteibürokratie, innerparteilich strikt demokratisch geführt werden mußte, sollte als politische Organisation einer vereinten sozialistischen Arbeiterschaft geschaffen werden, wofür sie sich von Anfang an tatkräftig einsetzte. Infolgedessen trat sie zunächst keiner der sozialistischen Parteien bei, sondern betätigte sich auf dem Gebiet überparteilicher Verbände. Das betraf neben der AWO die Antifa, der sie ebenfalls bei Gründung beitrug und dessen Antifa-Frauen-Ausschuß sie angehörte, und dann vor allem die gewerkschaftliche Arbeit, wobei sie bestrebt war, möglichst rasch Kontakt zu dem am 6. 2. 1945 in London gegründeten Weltgewerkschaftsbund aufzunehmen und den Aufbau deutscher Gewerkschaften zu beschleunigen. Mit zwei anderen Frauen stellte sie am 6. Mai 1946 den Antrag auf Gründung einer Gewerkschaft der Angestellten.¹² Auf der von R. Weckerle-Geck am 26. Mai 1946 eröffneten Gründungsversammlung des Verbandes der kaufmännischen und technischen Angestellten für Offenburg und Umgebung wurde sie zur 2. Vorsitzenden und im Juni 1948 auf dem

Kongreß der „Landesvereinigung der Gewerkschaften der Angestellten und freien Berufe in der französischen Zone Badens“ in Offenburg als Beisitzerin in den Landesvorstand gewählt. Nachdem am 13. 5. 1950 in Freiburg eine Landesfrauengruppe der weiblichen Angestellten, Südbaden, geschaffen wurde, gehörte sie als 1. Vorsitzende dem Vorstand an. Als solche wurde sie in den Frauenhauptausschuß des Gesamtverbandes berufen, dem sie auf der Hauptausschußtagung im November 1950 in Walsrode einen bemerkenswerten Antrag vorlegte: Angestellte der DAG, die gewillt seien, an ihrem Arbeitsplatz keine kriegsdienstfördernde Arbeiten zu leisten, um den Krieg praktisch zu bekämpfen, sollten im Falle wirtschaftlicher Nachteile finanzielle Unterstützung durch die Gewerkschaften erhalten. Der Antrag wurde angenommen und dem Hauptvorstand zugeleitet, der ihn zwar ernsthaft diskutierte, aber nur im Zusammenhang mit der Frage der Remilitarisierung regeln wollte. Ansonsten war sie über ihre Tätigkeit als Leiterin der Landesfrauengruppe recht unbefriedigt, da die Ortsvorsitzenden der Gewerkschaft offenbar an Gründungen von Frauengruppen weitgehend uninteressiert waren. Befriedigung empfand sie dagegen bei der Wahrnehmung der Interessen von Kolleginnen vor den Arbeitsgerichten.

Als sie sich endlich entschied, zur Weiterverfolgung ihres Weges der „Sozialistischen Partei“ auf deren offiziellen Gründungsversammlung am 24. 2. 46 beizutreten, ging sie von der Annahme aus, daß der Parteiname das Tor zur Einheitsbewegung öffne. In dieser Auffassung wurde sie durch eine Erklärung der Landesvorstände der SP und der KP bestärkt, welche am 12. 3. 46 in der „Badischen Zeitung“ veröffentlicht wurde. Ihr später Entschluß brachte sie aber zunächst um eine Position im Vorstand, denn als sie aus der Versammlung heraus zur Wahl in den erweiterten Vorstand vorgeschlagen wurde, lehnte der Vorsitzende eine Abstimmung darüber mit der Begründung ab, daß sie bisher noch nicht in der Partei gewesen sei. Dank ihrer intensiven Mitarbeit nahm sie bald eine Reihe von ehrenamtlichen Funktionen ein: sie wurde Schriftführerin im Unterbezirks-Vorstand und erstmals auf dem Landesparteitag 1947 in den kulturpolitischen Ausschuß berufen, der zwar geistig sehr pro-

duktiv arbeitete, aber ohne Einfluß blieb. Schließlich wurde sie auf dem Parteitag des Bezirks Südbaden im März 1951 als einzige Frau in die Pressekommission gewählt; dem Bezirksvorstand selbst gehörte Marta Schanzenbach als einzige Beisitzerin an. Obwohl Rohtraud kommunalpolitisch voll engagiert war und nicht nur im Jugendwohlfahrtsausschuß, sondern auch im städtischen Kulturausschuß sowie im Bildungsausschuß der örtlichen Gewerkschaft sehr aktiv arbeitete, gelang es ihr nicht, einen erfolversprechenden Listenplatz für eine Wahl in den Gemeinderat oder Kreistag zu erhalten. Für die erste Gemeinderatswahl am 15. September 1946 hatte die SPD überhaupt keine Frau nominiert.

Wenigstens ehrte sie die Stadt am 18. 1. 1981 mit der Verleihung der Bürgermedaille für ihre Zusammenarbeit mit der Bewährungshilfe, für den Einsatz für heimatkundliche Probleme und als Initiatorin für die Erstellung der Dokumentation „Verfolgung und Widerstand im Dritten Reich“. Als sie am 24. April 1982 starb, würdigte die SPD Offenburg im Nachruf gebührend eine Sozialistin, die sich uneigennützig und unermüdlich für das Wohl ihrer Mitbürger eingesetzt hatte: „Ihr Leben galt dem Kampf für mehr Freiheit, für mehr Recht der Rechtlosen, für mehr Solidarität, für eine Gesellschaft des demokratischen Sozialismus. Selbstlos war ihr Einsatz für die Verfolgten des Nazi-Regimes, ihre Hilfe für die Jugend und für die Bürger unserer Stadt.“

Anmerkungen

- 1 Barbara Guttman: Zur politischen Partizipation von Frauen auf kommunaler Ebene in der Nach-

- kriegszeit (1945–1955). In: Badische Heimat 2/1995, S. 249 f.
- 2 Ulrike Schnellbach: Sonja Denz: Kommunistin aus Familientradition. In: Badische Zeitung, 3. 5. 1994.
- 3 Susanne Asche: Kriegsende in Baden – Tabuthema, Forschungslücken und Forschungsergebnisse. In: Badische Heimat 2/1995, S. 187.
- 4 Fritz Erler an den Vf., 25. 9. 1962. – Als Quellen für die Kurzbiographie von Marta Schanzenbach wurden die Aufsätze über sie im „Offenburger Tageblatt“ vom 10. 2. 69 (Eigenbericht), 11. 2. 84 (Gert Reiser), 12. 10. 85 (Martin Picard), 15. 10. 85 (Willi Reimling), 16. 10. 85 (Willi Reimling), 19. 8. 94 (Tim Arnold) und 24. 11. 94 (Hubert Röderer) herangezogen. Foto: Handbuch des Deutschen Bundestages 1953.
- 5 Vgl. Erwin Dittler: Adolf Geck. 1854–1942. Von der „Roten Feldpost“ zum Arbeiterrat. In: Die Ortenau 1982. Ders.: Adolf Geck. Ein Offenburger Sozialdemokrat in der Weimarer Republik. In: Die Ortenau 1983. (Beide Aufsätze auch als Sonderdruck.)
- 6 Frdl. Mitt. der Universität Karlsruhe (Dr. Hoepke) vom 12. 9. 95.
- 7 Für Informationen über Weckerle, wie auch für das Foto, bin ich dem schweizerischen Gewerkschaftsarchiv in Bern zu Dank verpflichtet. –
- 8 Frank Flechtmann: Das „Haus an der Stirn“. Familie Eiser in Gengenbach. In: Die Ortenau 1992, S. 303.
- 9 Stadtarchiv Offenburg. Zu Weckerle-Geck: Erwin Dittler, Rohtraud Weckerle-Geck. Korrespondenz und Dokumente. Heft 1–12. Kehl-Goldscheuer 1995. Als Manuskript gedruckt. Foto: Privatarchiv.
- 10 Max Seydewitz: Es hat sich gelohnt zu leben. Erkenntnisse und Bekenntnisse. Berlin 1980, S. 296.
- 11 Tell Geck. Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen. Galerie der Stadt Stuttgart 3. Dezember 1984 bis 27. Januar 1985, S. 71.
- 12 Werner Köhler: Offenburg nach 1945. Freiburg i. Br. 1993, S. 55.

Anschrift des Autors:
 Dr. Erwin Dittler
 Offenburger Str. 4
 77694 Kehl-Goldscheuer



Karl S. Bader, Zürich, 1995

Foto: Heidi Viredaz-Bader, Epalinges

Ein fürstenbergisch gesinnter Altbadner*

Meine sehr verehrten Damen und Herren, Bürgermeister und Rat der Stadt Geisingen, Ortsvorsteher und Ortschaftsrat von Gutmadingen ehren in dieser Stunde in Anwesenheit Seiner Durchlaucht unseres hochverehrten Fürsten Joachim zu Fürstenberg und Ihrer Durchlaucht unserer hochverehrten Fürstin Paula zu Fürstenberg und im Beisein von Herrn Landrat Dr. Rainer Gutknecht den großen alten Mann der Baar mit der höchsten Würde, die ein Gemeinwesen zu vergeben hat.

I.

Professor Dr. iur. Dr. phil. h. c. Karl Siegfried Bader, emeritierter Ordinarius – oder, wie man in der Schweiz sagt, *weiland* Ordinarius – für Deutsche und Schweizerische Rechtsgeschichte, kriminalrechtliche Hilfswissenschaften, insbesondere Strafrechtsgeschichte an der Universität Zürich, ist Ehrenbürger dieser Stadt. Wir, Bürger und Freunde von Karl Siegfried Bader, verneigen uns vor einer bedeutenden Persönlichkeit der Gelehrtenrepublik, der wir ein herausragendes wissenschaftliches Lebenswerk mit über eintausendeinhundert verschiedenen Arbeiten, Aufsätzen, Untersuchungen und Büchern verdanken. Wir verneigen uns vor einem ebenso bescheidenen wie liebenswürdigen Menschen, vor dem Träger hoher Ämter in Wissenschaft und Staat. Karl Siegfried Bader ist korrespondierendes Mit-

glied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften in der philosophisch-historischen Klasse, Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in der philosophisch-historischen Klasse, seit 1972 Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München und seit vierzig Jahren Ehrenbürger der Stadt Elzach.

Die Ehrung der Stadt Geisingen bringt dem Geehrten eine späte Altersfreude. Wer wie er, wenn auch von manchen Gebrechen, vom Leid des Abschiednehmens und von der Mühsal, den alltäglichen Pflichten mit schwächer werdenden Kräften standzuhalten, belastet, die Gnade des Altwerdens erfährt, ist für Glanz und Schimmer von Ehrungen nicht mehr anfällig, solcher Auszeichnungen nicht mehr bedürftig. Doch in dieser Stunde geht es um anderes – und hier galt *periculum in mora*, Gefahr liegt im Verzug –: Stadt und Landschaft stehen bei dem Geehrten in einer Dankesschuld. Denn was wäre die Baar, der Südschwarzwald, der Oberrhein, der ganze deutsche Südwesten in unserer historischen Vorstellung, in unserem Wissen über politische, rechtliche und soziale Zusammenhänge ohne seine Forschungen. Jede Gesellschaft lebt mit und aus der kulturellen Tiefe, in der Zwiesprache mit den Altvorderen, mit dem Zauber des Überkommenen. Was wäre Geisingen *ohne* die Alte Gerbe, Gutmadingen *ohne* den Meierhof, Donaueschingen *ohne* Schloß und St. Johann. Es sind die Zeugnisse

* Text der Rede von o. Professor Dr. Friedemann Maurer, Philosophische Fakultät I der Universität Augsburg, anlässlich des Festaktes zur Verleihung der Ehrenbürgerwürde der Stadt Geisingen (Baden) an em. o. Professor Dr. Dr. h. c. Karl Siegfried Bader am 9. September 1995 in der Alten Gerbe in Geisingen

der Vergangenheit, die Bauten, Anlagen, Wege, die ganze Kulturlandschaft mit den geistigen Zeugnissen, den Büchern, Bildern, der Musik, die uns an Größe und Schicksal der Menschen erinnern. Der Mensch ist das Lebewesen, das nie in der bloßen Gegenwart aufgeht, sondern immer wissen will, was gestern war und morgen sein wird. Er handelt immer über den Augenblick hinaus, sucht *Sinn* im Gestern, Jetzt und Morgen. Deswegen stellt menschliches Leben sich nicht nur biologisch dar, sondern erweist sich immer als geschichtlich, d. h. individuell, auf Abgrenzung bedacht, auf Besonderes ausgerichtet. Es bleibt stets durch das, was bei Sigmund Freud Erinnerungsarbeit genannt wird, gekennzeichnet.

Um noch deutlicher zu machen, was die Ansatzstelle jeder Wissenschaft und Erkenntnisanstrengung ausmacht, die auf Werte, auf innere Orientierung zielt, sei auf Georg Wilhelm Friedrich Hegel verwiesen. In der Vorrede zu den „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ heißt es: „Um noch über das *Belehren*, wie die Welt sein soll, ein Wort zu sagen, so kommt dazu ohnehin die Philosophie immer zu spät. Als der *Gedanke* der Welt erscheint sie erst in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsprozeß vollendet und sich fertig gemacht hat. Dies, was der Begriff lehrt, zeigt notwendig ebenso die Geschichte, daß erst in der Reife der Wirklichkeit das Ideale dem Realen gegenüber erscheint und jenes sich dieselbe Welt in ihrer Substanz erfaßt, in Gestalt eines intellektuellen Reichs erbaut. Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug.“

Das Aufblühen und die Bedeutung des historischen Bewußtseins in unserer Zeit gehört zu einer generellen philosophischen Selbstvergewisserungsanstrengung des modernen Menschen, dessen Leben seine Seitenstützen in Traditionen, allgemeingültigen Normen und Werten, Institutionen und generationsüberdauernden Aufgaben verloren hat. Allein durch die Verankerung des Bewußtseins in der Vergangenheit kann sich der moderne Mensch gegen die Ortlosigkeit seiner Gegenwart schützen.

Das historische Bewußtsein darf nicht als kulturelles Relikt verstanden werden, das in seinem Bestand durch zivilisatorische Modernisierungsprozesse gefährdet wäre. Es ist vielmehr der Versuch, den Sinn von Zukunft und Gegenwart in der Geschichte zu begründen. Erst das historische Bewußtsein greift die Frage, wie unsere soziale und kulturelle Wirklichkeit ausgestaltet sein sollte, umfassend und angemessen auf, auch wenn es für aktuelles Handeln nicht selten zu spät kommt; denn die Tiefe der Wirklichkeit, deren „Reife“, wie Hegel sagt, wird zuallererst in der Erfahrung von deren Verletzlichkeit und Vergänglichkeit bewußt.

Baudelaire hat schon im vorigen Jahrhundert das grausame Wort geprägt von der Stadt, die schneller als eines Menschen Herz sich wandle. Diesen schmerzhaften Verlust von Identität – Identität hier einfach als Antwort verstanden auf die Frage, wer wir sind und woher wir kommen – kann jeder machen, der nach zehn oder zwanzig Jahren Fremde seine Heimatstadt besucht. Der Vertrautheitsschwund der Gegenwart führt zu einem nie gekannten Aufblühen eines historischen Bewußtseins, das sich in der Denkmalspflege, im Museumswesen und allgemein im Interesse am Überkommenen und geschichtlich Verweigungsträchtigen kompensatorisch ein Gegengewicht zu schaffen versucht.

II.

Karl Siegfried Baders Weg vom Lehrerhaus in Gutmadingen über die Gymnasialjahre in Donaueschingen und die juristischen und historischen Studien in Freiburg im Breisgau führt in den badischen Staatsdienst als Gerichts-assessor. 1933 wird ihm die Übernahme in eine etatmäßige Stelle als Staatsanwalt aus politischen Gründen verweigert. Er wird Rechtsanwalt in Freiburg und widmet sich ausgedehnten rechtshistorischen und landeskundlichen Arbeiten im Umkreis von Theodor Mayer. 1936 wird er von Prinz Max zu Fürstenberg zum Leiter des Fürstlich Fürstenbergischen Archivs in Donaueschingen ernannt; ein Amt, das er fast vier Jahrzehnte wahrnehmen wird. Karl Siegfried Bader steht damit in der Nachfolge von so bedeutenden Archivaren und Landeshistorikern wie Karl Heinrich Roth von Schreck-

kenstein, Siegmund Riezler, Franz Ludwig Baumann, Aloys Schulte, Georg Tumbült und Franz Karl Barth.

Ich habe andernorts und mehrfach darauf hingewiesen, daß es zu den selten glücklichen Fügungen für Land und Region gehört, daß es dem Haus Fürstenberg nach der Mediatisierung als Folge der Napoleonischen Flurbereinigung gelungen ist, einen fast bruchlosen Übergang von der Standesherrschaft zu einem modernen Wirtschaftsunternehmen mit großer kultureller und geistiger Ausstrahlung mit Hilfe herausragender Köpfe in der Kammerverwaltung, im Forstwesen, in Archiv, Bibliothek und Sammlung zu bewerkstelligen. Das Haus Fürstenberg stellt, zumindest was das schwäbische Hausgut anbetrifft, nicht allein wegen seiner klugen Heiratspolitik und wegen unverhoffter Erbschaften einen Sonderfall einer langlebigen Feudalherrschaft mit der Verwandlungskraft zur heutigen „Fürstenberg-Gruppe“ dar; der Erfolg bei der Wahrung des Vermögens, von Einfluß und Macht gründet nicht zuletzt auf einer sorgfältigen, hochkarätigen Personalauswahl auf allen Ebenen. Nicht wenige fürstenbergische Spitzenbeamte zierten später Lehrkanzeln deutscher Universitäten oder bekleideten hohe Staatsämter.

Bader wird in jenen Jahren zum Begründer einer renommierten Buchreihe „Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv“ und entwickelt sich für Jahrzehnte zum Motor und wichtigen Begleiter des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar. 1942 habilitiert sich Bader bei dem angesehenen Rechtshistoriker Franz Beyerle und übernimmt eine Privatdozentur an der Universität Freiburg. Nach dem Umsturz wird er zum ersten badischen Generalstaatsanwalt in der Regierung Wohleb berufen. Mit dem ehemaligen Gymnasialdirektor Leo Joseph Wohleb verbindet ihn nicht nur die humanistische Gesinnung, sondern jene typisch badische Mischung aus politischem Freisinn, kulturell aufgeschlossenem Katholizismus, Herkunftsstolz und Heimmattreue. Bismarck hat in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ einmal über die deutschen Mentalitäten rasoniert und davon gesprochen, daß im Gegensatz zu anderen Nationen, wobei er Finnland, Schweden, England und Frankreich nennt, das Nationalgefühl der Deutschen

nicht stammesmäßig unterströmt, sondern dynastisch ausgeformt sei. Man hänge vor allem in Süddeutschland zuallererst am angestammten Herrscherhaus. Um dies mit einem Beispiel zu bekräftigen: Als die Hohenzollerischen Lande 1850 durch einen handstreichartigen Länderschacher zwischen den verschiedenen Zweigen der Hohenzollernfamilie plötzlich zur Berliner Kronkolonie gemacht wurden, soll der knitzte Trochtelfinger Stadtpfarrer dem Allerhöchsten Geheiß in seiner Sonntagspredigt mit folgenden Worten Rechnung getragen haben: „In Christo Geliebte, ich werde heute zu Euch sprechen: Erstens darüber, wie sehr wir uns freuen sollten, daß wir preußisch geworden sind, und zweitens darüber, wie wir dies um unserer Sünden willen auch nicht besser verdient haben“.

So wie die schwäbischen Hohenzollern um ihrer Sünden willen – gleichsam schandenhalber und nur äußerlich – preußisch geworden, im Herzen jedoch „sigmaringerisch“ oder „hechingerisch“ geblieben sind, so ist es seinerzeit etlichen Altbadnern nach der Bildung des Südweststaates ergangen. Karl Siegfried Bader, der Generalstaatsanwalt, und Prinz Max zu Fürstenberg, der erste Landrat des Kreises Donaueschingen, treten mit ganzer Kraft ein für das selbständige Staatsgebilde Baden, das die französische Besatzungsmacht eingerichtet hat, für einen neuen demokratischen Staat in der Südwestecke Deutschlands, für dessen liberale Grundordnung und – letztlich erfolglos – für den Erhalt des Badnerlandes im föderativen Verband der neuen Bonner Republik. Die Volksabstimmung 1951 hat den Südweststaat etabliert; ein Gebilde, das sich in über vier Jahrzehnten bewährt hat und das mehr geworden ist als nur ein Gutwetterstaat. Natürlich – und dies nur in Klammern – sind die Mentalitätsunterschiede zwischen Badnern und Württembergern auch heute noch nicht ganz verblaßt. In Württemberg klingt die Tradition des hierarchisch gegliederten Schreiberstaates vergangener Jahrhunderte immer noch nach; viele Badner haben den „Hecker-Hut“ bis heute nicht abgelegt. Was Wunder, wenn in der Evangelisch-Württembergischen Landeskirche die Gemeindepfarrer auf dem Friedhof ein einfaches Tuchbarett tragen und nur die Prälaten ein Samtbarett. In der Badischen Landeskirche

hingegen tragen *alle* Geistlichen ein Samtbarett!

Die politische Niederlage von 1951 ist im Strom der Geschichte verrauscht; die Wunden von damals sind geschlossen. Wir lächeln über jene Kämpfe zwischen Altbadnern und Württembergern; vergessen ist jener fanatische Ingenieur und politische Michael Kohlhaas, der seinem ehemaligen Lateinlehrer Wohleb, in dessen Unterricht er offensichtlich versagt hat, im Abstimmungskampf „Südweststaat oder selbständiges Badnerland“ übel mitspielt, indem er im Frühjahr 1951 die freien Hangwiesen entlang der großen Verkehrsstraßen pachtet, um mit Kunstdünger eine Parole einzusäen, die lange vor der Heuernte in sattem Dunkelgrün heraussticht: *Südweststaat ja – Wohleb nein*.

III.

Karl Siegfried Bader, der „fürstenbergisch gesinnte“ Altbadner von Geblüt und Gesinnung, ist nie ein politischer Feuerkopf gewesen. Das lag und liegt ihm nicht, dem stillen, steten und ernsten Arbeiter; er ist kein Mann der lauten Rede, eher „Hieronymus im Gehäus“. 1951 wird er auf ein Ordinariat in Mainz berufen. Ein Jahr später schon erfolgt die ehrenvolle Berufung auf den vakanten Lehrstuhl von Heinrich Mitteis an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Mitteis, bis heute einer der „Eisheiligen“ der deutschen Rechtsgeschichte, ging seinerzeit nach Zürich, starb jedoch kurz nach Antritt des dortigen Ordinariats im ersten Semester. 1953 folgt Karl Siegfried Bader Mitteis ein zweites Mal und zieht an die Limmat. In Zürich, das Bader auch deswegen gern wählt, weil es dem oberdeutschen Raum zugehört, entfaltet der Rechtshistoriker eine umfangreiche Lehr- und Forschungstätigkeit, betreut eine große Zahl von Dissertationen, arbeitet produktiv und kontinuierlich am eigenen Werk.

Von den selbständigen Veröffentlichungen Baders sind gewichtige Arbeiten bereits in seiner Freiburger Zeit entstanden. Zu nennen sind vor allen Dingen: Vorsprecher und Anwalt in der fürstenbergischen Gerichtsordnung und verwandten Rechtsquellen, 1931; Der schwäbische Untergang, 1933; Das badisch-fürstenber-

gische Kondominat im Prechtal, 1934; Das Freiamt im Breisgau und die freien Bauern am Oberrhein, 1936; Die Zimmerische Chronik als Quelle rechtlicher Volkskunde, 1942; Ursache und Schuld in der geschichtlichen Wirklichkeit, 1946; Die deutschen Juristen, 1947; Soziologie der deutschen Nachkriegskriminalität, 1949; Aufgaben und Methoden des Rechtshistorikers, 1951; Beobachtungen zur Nachkriegskriminalität, 1952. Das bekannteste Buch von Karl Siegfried Bader aus jenen Jahren, gleichsam zum Klassiker für Rechts- und Landeshistoriker gediehen, bildet das 1950 erschienene Werk über den „Deutschen Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung“. In dieser Darstellung bringt er die Ernte seines Wissens über die Markgrafen von Baden, das Haus Württemberg, über die Fürstenberger und schwäbischen Hohenzollern ein und arbeitet die Entwicklung moderner Staatsformen systematisch heraus.

In den Zürcher Jahren setzt Bader einen Schwerpunkt bei der Untersuchung der Rechtsbeziehungen im mittelalterlichen Dorf und faßt seine Arbeiten in folgenden Publikationen zusammen: Das mittelalterliche Dorf als Friedens- und Rechtsbereich 1957; Dorfgemeinschaft und Dorfgemeinde, 1962; Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes in drei Bänden (1957 bis 1973). Eine Zusammenstellung seiner verstreuten Aufsätze zur Rechts- und Landesgeschichte haben Baders Schüler Claus Dieter Schott und Helmut Maurer in drei Bänden (1983–1984) vorgelegt. Karl Siegfried Bader ist unter den Vertretern seines Faches ein Großer: ungeheuer produktiv, fast einzigartig in der Vielfalt seines Wissens im Zusammenspiel von Jurisprudenz, Geschichte und Volkskunde.

Im Grunde kann er als der Pionier einer modernen, methodenvarianten Regionalforschung angesehen werden, in der sich am Beispiel des historisch-geographischen Kleinraumes die Tiefenschärfe einer interdisziplinären Forschung exemplarisch erweist. Sein hermeneutischer Text ist die Geschichtslandschaft, für die er uns die Augen öffnet. In der Studie über „Ursache und Schuld in der geschichtlichen Wirklichkeit“ aus dem Jahr 1946 schreibt er auf Seite 65 f. programmatisch: „Der für den Historiker gegebene natürliche Kleinraum ist

die *geschichtliche Landschaft*. Als geschichtliche Landschaft ist jener Raum anzusprechen, der durch die geschichtliche Entwicklung ein einheitliches Gepräge erhalten hat . . . Als geschichtliche Landschaft ist nicht der heutige politisch geeinte und organisierte Raum, etwa ein Amtsbezirk, eine Provinz als solche anzusehen, sondern das durch geschichtliches Herkommen wirtschaftlich, rechtlich, sozial und kulturell als Einheit gebildete Stück Erde . . . Eine solche landschaftliche Einheit bietet für einen Historiker, der nicht Lokalgeschichte in des Wortes leicht anrühigem Sinne betreibt, die unterste räumliche Zelle. Die Arbeit an der Erforschung der historischen Landschaft spielt methodengeschichtlich eine bedeutsame Rolle. Bei ihr trat erstmals mit voller Deutlichkeit das Bedürfnis heraus, zur Aufklärung aller Seiten der geschichtlichen Entwicklung die verschiedenen Disziplinen und Methoden zu verbinden . . . Ich glaube, daß der künftig anzustrebende Ausbau der geschichtlichen Vereinigungen mit ihrer ausgeprägten Unabhängigkeit von allem geschichtswidrigen, zweckpolitischen Einfluß ein wertvolles Hilfsmittel sein wird, die vorhandenen Lücken zu schließen. Wir werden in der *Landesgeschichte* mehr als bisher *Landschaftsgeschichte* sehen und auf diesen Einheiten aufbauen müssen.“

In diesen Sätzen offenbart sich Baders wissenschaftstheoretisches Credo, sein differenziertes Methodenverständnis, sein Ethos und die Orientierung an der Gestalthaftigkeit des historisch Überkommenen; die Wirklichkeit ist in jedem Fall mehr als nur Oberfläche, man muß den Prozeß des Werdens und Vergehens immer mitsehen. Mit diesem Konzept einer historisch-morphologischen Prozeßlehre stehen seine Forschungen in vielleicht nicht unmittelbar aus den Bezugsquellen und -autoren ablesbarem, doch in einem sachlich zwingenden inneren Zusammenhang mit jener Aufbruchbewegung der Geistes- und Sozialwissenschaft in den Zwanziger Jahren, die den Menschen als „Schöpfer und Geschöpf“ der Kultur verstehen lehrte, als einer Kultur, in der sich Sinn, Tradition und Orientierungen mit dem Ringen um Gestaltung verbinden. Was Ernst Cassirer, Max Scheler, Helmuth Plessner, um nur drei Namen zu nennen, als *Philosophische Anthropologie* begründet haben, um Existenz

und Welthaftigkeit des Menschen zu begreifen, fundiert gedanklich auch Baders Denken. Jede Landschaft kann nur als „ein durch geschichtliches Herkommen wirtschaftlich, rechtlich, sozial und kulturell als Einheit gebildetes Stück Erde“ überhaupt angemessen verstanden werden – eben *nur* als Einheit und sinnhafte Gestalt. Dieses hermeneutische Erkenntnisprinzip zieht sich wie ein roter Faden durch das gesamte Werk des nunmehr Neunzigjährigen.

Vor uns liegt ein Gelehrtenleben von seltener Fruchtbarkeit im Erkenntnisfortschritt; ein Leben, gekennzeichnet von Fleiß, Disziplin, Treue und Leidenschaft für die Sache: In Tat gilt für ihn *nulla dies sine linea*, wie die alte Humanistendevisen lautet. Kein Tag soll vergehen, ohne daß wissenschaftlich gearbeitet, geforscht und geschrieben wird.

IV.

Erlauben Sie mir an dieser Stelle ein persönliches Wort. Was uns eint, hochverehrter Herr Kollege Bader, ist das Grenzgängertum zwischen den Disziplinen: bei Ihnen das zwischen Jurisprudenz, Geschichte und Volkskunde, bei mir zwischen Philosophie, Pädagogik und Geschichte. Uns verbindet das Los des Universitätslehrers, der wandern muß, und nicht zuletzt die *amor patriae*, die Liebe zur Heimat, zur Welt der Eltern, der Kindheit, der Schul- und Jugendzeit. Im Grunde haben Sie die Welt der frühen Jahre nie verlassen: Gutmadingen, Geisingen, Donaueschingen mit dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv und der Hofbibliothek in der Haldenstraße, mit den Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen am Karlsplatz. Ob in Freiburg, Mainz oder Zürich: Ihr Herz blieb und bleibt in der Baar. Und so hat auch diese Feier heute morgen den Ort gefunden, von dem Sie ausgegangen und an den Sie immer wieder zurückgekehrt sind, Gutmadingen und Geisingen als gemeinsamer Mittelpunkt der Wartenberger Baar. Auch wenn es den „fürstenbergisch gesinnten“ Altbadner herb ankommen mag, daß Geisingen mit einigen anderen Gemeinden des Altkreises Donaueschingen nach der letzten Kreisreform Tuttlingen zugeschlagen wurde und nunmehr von einer altwürttembergischen Kreisstadt aus

verwaltet wird, ist Ihnen das Land an der Oberen Donau Heimat geblieben.

Vor mir liegt ein Brief aus dem vergangenen Jahr, in dem Sie sich zu einer Arbeit aus meiner Feder äußern und schreiben: „Ihr Buch ‚Vom Geist der Gründer‘ führt ja nun direkt in die Baar, wenn auch in deren württembergische Teile, die bei uns Badenern rings um Donaueschingen immer ein wenig im Verruf des Pietismus und der Kleinhaberei standen. Inzwischen bin ich *via* Geisingen sozusagen selbst ein ‚Tuttlinger‘ geworden, obwohl ich die Zugehörigkeit zu diesem Landkreis noch nicht recht verdaut habe. Was Sie berichten, berührt mich von meiner Jugendzeit her sehr persönlich, da mein Vater, wenn er als Dorfschulmeister für die Sprößlinge einkaufen mußte, Tuttlingen der teureren Residenzstadt an den Quellen der Donau vorzog. Im übrigen verdanken auch Geisingen und Tuttlingen ihre Stadtrechte den Wartenbergern, wenn auch wohl ganz verschiedenen Zweigen . . .“: Ein Umstand, der den Schmerz über die Zuordnung der badi-schen Heimatstadt zur gewerbefleißigen, protestantisch-nüchternen Welt der württembergischen „Dächliskappenvettern“, wie die Tuttlinger Handwerker früher wegen ihrer Schildmützen mit halbkugeligem Kopf spöttisch im Umland genannt wurden, doch etwas mildert.

Ich komme zum Schluß und erinnere an jenen festlichen Sommerabend am 27. August 1985, an Ihren achtzigsten Geburtstag, als Ihnen – in ähnlicher Konstellation mit Seiner Durchlaucht dem Fürsten Joachim zu Fürstenberg, Herrn Landrat Dr. Rainer Gutknecht, Herrn Bürgermeister Hans Sorg und dem verstorbenen Herrn Altbundesminister Dr. Bruno Heck – die Gutmadinger Musik mit einem Ständchen vor dem Öschberghof huldigte und Sie, sichtlich gerührt, dankten und mit den Worten schlossen: *'s wär it nötig gsi*. Doch diese Ehrung Ihrer Heimatgemeinde ist, wie man hierzulande sagt, *selle nötig gsi*. Ich verneige mich vor einem großen Wissenschaftler, dem Ehrenbürger der Stadt Geisingen und neuen Träger des Fürstenbergischen Hausordens, einer seltenen Auszeichnung, die Ihnen heute morgen ebenfalls zuteil wurde, und wünsche über Sie und die Ihren Gottes Segen an diesem wie an jedem neuen Tag.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Friedemann Maurer
Philosophische Fakultät I
der Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86135 Augsburg

„Schulkrieg“ vor 100 Jahren

Gustav Wendt und der Neuhumanismus in Baden

In einer Laudatio zum 70. Geburtstag des Konstanzer Latinisten Manfred Fuhrmann 1995 wurde auch dessen Kritik an der jüngsten Bildungspolitik erwähnt. Ohne Angst vor Rechts und Links habe er nicht verheimlicht, „daß die Zerstörung der deutschen Bildungstradition von nur scheinbar gegenläufigen Strömungen in einer großen Koalition bewerkstelligt wurden: vom Freßwellen-Materialismus der Wirtschaftswunderzeit und vom Chancengleichheits-Materialismus der Reformzeit.“ Das Banausentum beider Seiten habe gemeinsam eine homogene Karrieristengesellschaft hervorgebracht, „und die von Hause aus kleinbürgerlichen Prinzipien des Nutzens und des beruflichen Fortkommens vermochten sich allgemein als die Leitgedanken der Jugendbildung durchzusetzen.“

Solche Befindlichkeiten findet man, stilistisch etwas variiert, zu verschiedenen Zeiten, z. B. vor ca. hundert Jahren, und der Rückblick auf das, was man nicht nur in Baden, aber besonders auch hier, als den „Schulkrieg“ bezeichnet hat, macht einen nachdenklich bei der immer wieder notwendigen Frage „Erziehung – wozu?“

Bei diesem badischen „Schulkrieg“ handelt es sich nicht um die Rechte zwischen Kirche und Staat wie bei der Volksschule, die ab 1862 zum ersten Kulturkampf in Deutschland führte und der dann von Bismarck in Preußen mit Verbissenheit weitergeführt wurde, in vielem aber scheiterte.

Hier ging es vielmehr um die Mittelschulen, auch Gelehrtenschulwesen genannt, später als „Höhere Schulen“ bezeichnet, und um die Macht der Diplome, vom allgemeinen Hochschulzugang bis zum Einjährigen, d. h. dem Examen nach der Mittelstufe, nach dem der junge Mann nur ein Jahr zum Wehrdienst verpflichtet wurde im Unterschied zu den anderen, die zwei oder drei Jahre dienten.

BADISCHE MITTELSCHULEN SEIT 1837

1837 war das Mittelschulwesen – seit der Gründung des Großherzogtums sehr buntscheckig mit seinen Lyceen, Gymnasien, Pädagogien und Lateinschulen – durch eine Neuorganisation und einen gemeinsamen Lehrplan vereinheitlicht worden. Die Klagen, die nun im Landtag und dem neugegründeten „Oberstudienrat“ vorgetragen wurden, einer Aufsichtsbehörde mit geistlichen und staatlichen Mitgliedern, richteten sich zum einen gegen die Überbelastung der Schüler, besonders in den Oberklassen, deren „leibliche Gesundheit gefährdet“ sei. Des weiteren kritisierte man jene Art von „Philologismus“, wie er z. B. an der Universität Heidelberg für die Lehrerausbildung betrieben werde. Die vorwiegend nur grammatische und kritische Auffassung der alten Literatur bewirke, „daß die Zöglinge unsrer Gelehrtenschulen, auch die talentvolleren, nach Vollendung des Schulkurses in der Regel ihre lateinischen und griechischen Bücher als eine Bürde und als einen Gegenstand unangenehmer Erinnerung von sich werfen.“ Schließlich erzwangen „Realisten“ der industriellen Revolution und des damit verbundenen wirtschaftlichen Wachstums die Aufnahme neuer Stoffe. Diese Veränderungen, z. T. in enzyklopädisches Wissen ausgeweitet, schufen keine Ruhe, ja „das ganze Land war, wie man zu sagen pflegte, schulkkrank“, so Anfang der sechziger Jahre.

1859 war mit Friedrich I. der Liberalismus zur regierenden Partei aufgestiegen, und einer der später kombattantesten Vertreter, Julius Jolly, war als Regierungsrat in das Innenministerium eingetreten. 1862 wurde der „Oberstudienrat“ von einem „Oberschulrat“ abgelöst, der ersten rein staatlichen Schulaufsichtsbehörde in Deutschland, in der der Karlsruher

Philologe Otto Deimling das Referat für die Organisation der Gelehrtschulen leitete. Jolly, 1866 Innenminister, genehmigte eine Inspektionsreise Deimlings, um vor Beginn neuer Reformberatungen „über eine Reihe einschlägiger Fragen . . . Studien an Ort und Stelle zu machen“, wobei preußische, württembergische und sächsische Schulen besucht werden sollten. Nach dieser Reise berichtete Deimling vom Gymnasium Hamm unter der Leitung Gustav Wendts: „Es ist mir eine wahre Wohltat, einen so kompakten und doch Geist und freie Bewegung verratenden Organismus anzuschauen und Lehrer in Berufstätigkeit zu beobachten, die ihren Mittelpunkt und die Würze ihrer Existenz in ihrem Beruf finden. Bei unseren Leuten ist es leider vielfach dahingekommen, daß sie alles, was sie für die Schule tun, wie verlorene . . . Zeit ansehen. Namentlich ist gar so selten geistige und wissenschaftliche Begabung mit der in der Schule nun einmal unerlässlichen Pünktlichkeit und der Hingebung an die kleinen Geschäfte des Lehrers verbunden. Am schlimmsten ist die gewisse Vertrödelung der Zeit, die sich manche Lehrer zu Schulden kommen lassen. Ich habe früher bei einer Reise nach Berlin beobachtet, was man in Norddeutschland durch anregende Arbeit aus einer Schule macht. Nicht als ob es nicht auch hierzuland schlechte Gymnasien gäbe, aber im ganzen müssen wir doch eingestehen, daß in Preußen Arbeit und Disziplin Tradition ist, während bei uns unter dem Titel der Humanität und Freiheit vielfach der Willkür und Bequemlichkeit Rechte eingeräumt werden, welche mit einer gesunden Organisation und höheren Zielen nicht bestehen können.“

So berief man Wendt 1867 als Leiter des Karlsruher Gymnasiums und zugleich als Mitglied des Oberschulrats, um an der geplanten Schulreform mitzuwirken.

WENDTS PREUSSISCHE KARRIERE

Gustav Wendt wurde 1827 in Berlin als Sohn eines Gymnasiallehrers geboren, zu dessen Zöglingen am „Grauen Kloster“ auch Otto v. Bismarck gehört hat, und der bald in Posen Gymnasialdirektor wurde. Hier machte Wendt sein Abitur und wechselte nach einjährigem

Jurastudium in Berlin zur Philologie in Bonn und Halle, wo er mit einer Arbeit über Platon promoviert wurde. Zu seiner Staatsprüfung am 18. März 1848 in Berlin stahl er sich zwischen den Barrikaden der Revolutionäre zu seinem Dekan und erlebte tags darauf die Reverenz des preußischen Königs vor den Toten, ein unvergeßlicher Eindruck, denn bei allem Eifer im Studium der attischen Demokratie blieb Wendt ein Anhänger der Monarchie, freilich einer liberalen wie im Großherzogtum Baden.

Doch zunächst machte er in Preußen rasch Karriere und wurde schließlich mit 30 Jahren in Hamm einer der jüngsten Gymnasialdirektoren. Angesichts gelegentlicher Zusammenstöße mit einzelnen Theologen und seinem offenen Bekenntnis zur religiösen Toleranz eines Nathan in Lessings gleichnamigem Drama, stellte sich sein Vorgesetzter, der Vortragende Rat im preußischen Kultusministerium Ludwig Wiese, bei aller Anerkennung seiner wissenschaftlichen und pädagogischen Leistungen gegen einen weiteren beruflichen Aufstieg. Er riet sogar der Stadt Hamburg ab, Wendt als Leiter des dortigen Johanneums zu berufen.

Da Wendt zudem im Deutschen Nationalverein aktiv geworden war, der seit 1859 die Einigung Deutschlands zu fördern sich bemühte, was ihn bei den Konservativen verdächtig machte, kam ihm der Ruf nach Baden sehr gelegen. Obwohl ihm die äußere Struktur der Stadt Karlsruhe etwas langweilig erschien, wie er sich bei der Eröffnung der 36. deutschen Philologenversammlung leicht ironisch vernehmen ließ, pries er um so mehr den hiesigen liberalen Geist, insbesondere die Bemühungen um den Neuhumanismus. Zusammen mit dem Sachsen Hermann Köchly, für den eigens an der Universität Heidelberg ein Lehrstuhl eingerichtet worden war, dem Professor für Mathematik Schell am Polytechnikum und dem Rastatter Gymnasialdirektor Scherm war er Mitglied einer Reformkommission, deren Treffen nicht ohne Kontroversen verlief.

DIE REFORM 1869

Deimling fürchtete, daß die beiden „Ausländer“ Köchly und Wendt nun zu hohe Forderungen an die badischen Schulen stellen würden.

Er versuchte die Lehrerschaft durch Zeitungsartikel über die Notwendigkeit von Veränderungen zu beruhigen, daß die Reform eigentlich nur eine Revision sei und man die Stellung des Lehrers nicht antasten wolle.

Aufgrund seiner Bemühungen um eine gelassene Aufnahme schickte man vor Inkrafttreten einer Reform alle Unterlagen an die Schulkollegien zur Begutachtung, bis am 1. Oktober 1869 die „Landesherrliche Verordnung, die Organisation der Gelehrtschulen betreffend“ erlassen wurde.

Es war eine Reform im Sinne des Neuhumanismus, wie sie Wendt vorgeschwebt hatte. Auf der Unterstufe sollte zwar der Lateinunterricht als sicheres formales Bildungsmittel dienen, zugleich aber auch das Sprachbewußtsein für die Muttersprache wecken, der eine gleiche Bedeutung neben den alten Sprachen eingeräumt wurde. Auf der Oberstufe sollte die bisher dominierende Grammatik zugunsten einer „geistigen Durchdringung“ der Lektüre zurücktreten, parallel zur Behandlung der deutschen klassischen Literatur. Die Zahl der Griechischstunden wurde in allen Klassen ab der achten auf 6 erhöht. Der Lateinunterricht umfaßte nun 9 Stunden in der Unterstufe, 8 auf der Mittelstufe und 7 in den Primen. Mit erhöhter Stundenzahl und revidiertem Lehrplan sollte dem humanistischen Bildungsgut eine neue Qualität gegeben werden, um sich gerade dadurch im Strudel der öffentlichen Meinung als zeitgemäße Schule zu profilieren: „einerseits durch formale Bildung des Geistes, hauptsächlich mittels sprachlicher und mathematischer Studien, andererseits durch die Einführung in das Geistesleben, namentlich der antiken Welt . . . Ihren Abschluß findet diese Bildung in der sicheren Handhabung der Muttersprache in Wort und Schrift.“ Demnach wurde auf Kosten von Französisch, philosophischer Propädeutik und Rhetorik der Unterricht in Deutsch auf 2–3, in Mathematik auf 3–4, und in Naturwissenschaft auf 2 Stunden – freilich in geringem Umfang – verstärkt. So hatten die Schüler der Unterstufe 32, der Mittel- und Oberstufe 33–36 Wochenstunden. Mit 13 Stunden in den beiden alten Sprachen und nur 2–3 in den anderen Fächern war diese Stundentafel wesentlich spezialisierter als jene der heutigen Oberstufenreform von 1972.

Obwohl auf reduzierte Hausaufgaben – bis zu drei Stunden – geachtet werden sollte, richtete sich angesichts der Gesamtbelastung die Kritik gegen den „Ausländer“ Wendt, und ihm wurde von Eltern gegenüber ihren Kindern entgegengehalten: „Er kann doch nicht verlangen, daß ihr so viel lernen sollt wie preußische Jungen.“

Der Lehrplan, so aber Wendts wiederholt vorgetragener Grundsatz, sollte nur als Leitfa den dienen und den Lehrer nicht einengen. Man sah im Umgang mit Sprache eine „nahezu allseitige Orientierung auf dem Gebiet des Geistigen überhaupt“, und so protestierte er auch in den 90er Jahren gegen „massenhaft vorhandene Bilder und ähnliche Lernmittel“, mit denen man im Kampf mit den Realisten den humanistischen Unterricht anschaulicher machen wollte.

Daß aber „Deutsch“ zum Zentralpunkt des Gesamtunterrichts erhoben werden sollte, hielt Wendt für eines der „verbreiteten Schlagwörter des Tages“, besonders später nach der Preußischen Schulkonferenz 1890, wo Wilhelm II. forsch und prägnant kritisierte, daß es beim Unterricht in den Gymnasien „an der nationalen Basis“ mangle; man solle „nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer“. Nach Wendts Auffassung hatte hingegen dem nationalen Einheitswillen die Pflege des Humanismus nicht im Wege gestanden. Vielmehr sei es ein „für unsere ganze nationale Entwicklung höchwichtiges Interesse“, daß durch die „vom Humanismus gepflegte sprachlich-historische Bildung in der Nation der Zusammenhang mit dem von der Vergangenheit Errungenen festgehalten“ werde, ein Grund dafür, daß die Literatur der deutschen Klassik vor allem von der Kenntnis der Antike her verstanden werden könne.

Neben Übersetzungen von Werken des Sophokles war Wendt besonders als Verfasser von Schulbüchern erfolgreich, und damit wollte er seinen Vorstellungen von der richtigen Schulform auch den angemessenen Inhalt vermitteln. Mit seiner „Griechischen Schulgrammatik“ wurde noch 1957 nach dem II. Weltkrieg unterrichtet. Sein „Grundriß der deutschen Satzlehre“, die dem Altphilologen beim Deutschunterricht nützlich sein sollte, erlebte 30 Auflagen. Zahlreiche Auflagen erfuhren

V e r o r d n u n g.

Den Lehrplan, die Schulordnung und die Abiturientenprüfung der Gelehrtenschulen betreffend.

Zum Vollzuge der landesherrlichen Verordnung vom 1. Oktober 1869 über die Organisation der Gelehrtenschulen, insbesondere der §§. 9, 17 und 31, werden auf den Vortrag des Oberschulrathes folgende Vorschriften ertheilt:

A. Lehrplan.

I. Lehrgegenstände und Zahl der Unterrichtsstunden; Maaß der häuslichen Aufgaben.

§. 1.

Für die Vertheilung der nach §. 7 der landesherrlichen Verordnung vom 1. Oktober 1869 an den Gelehrtenschulen zu behandelnden Lehrgegenstände auf die verschiedenen Classen und für die einem jeden derselben zuzuweisende wöchentliche Stundenzahl ist folgende Uebersicht maaßgebend:

mit 2jährigem Course.

Lehrgegenstand.	Cl.	Cl.	Cl.	Cl.	Cl.	Cl.	Summe der Stunden.	Bemerkungen.
	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.		
Religion	2	2	2	2	2	2		In theilweise combinirten Abtheilungen.
Deutsch	4	4	2	2	2	3	17 bezw. 24	
Lateinisch	9	9	9	8	8	7	50 " 73	
Griechisch	—	—	—	6	6	6	18 " 36	
Französisch	—	—	4	3	3	2	12 " 20	
Geschichte	—	—	2	2	3	3	10 " 16	
Geographie	2	2	2	1	—	—	7 " 8	
Mathematik	4	4	3	4	4	3	22 " 33	
Naturwissenschaft	2	2	2	2	2	2	12 " 18	
Philosophische Propädeutik	—	—	—	—	—	1	1 " 2	
Hebräisch	—	—	—	—	(2)	(2)	(4) " (8)	

Künste und Fertigkeiten, worin der Unterricht nöthigenfalls außerhalb der gewöhnlichen Schulzeit ertheilt werden kann:

Lehrgegenstände.	Cl.	Cl.	Cl.	Cl.	Cl.	Cl.	Bemerkungen.
	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	
Kalligraphie	3	3	2	—	—	—	} Je nach Umständen in combinirten Abtheilungen.
Zeichnen	2	2	2	2	(2)	(2)	
Singen	2	2	2	2	2	2	
Turnen	2	2	2	2	2	2	
Summe der wissenschaftl. Fächer	23	23	26	30	30	29	
Gesammtsumme .	32	32	34	36	34	33	

§. 2.

Wo bei geringer Schülerzahl eine Ermäßigung der wöchentlichen Unterrichtsstunden in einem oder dem anderen Fache ohne Beeinträchtigung des Lehrzieles thunlich erscheint, ist der Oberschulrath ermächtigt, eine solche anzuordnen.

§. 3.

Bezüglich der an den häuslichen Fleiß der Schüler zu stellenden Ansprüche wird bestimmt, daß der für die obligatorischen Hausaufgaben erforderliche durchschnittliche tägliche Zeitaufwand in den drei unteren Classen das Maaf von $1\frac{1}{2}$ bis 2, in der vierten Classe von 2 bis $2\frac{1}{2}$, in den beiden oberen Classen von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Stunden nicht überschreiten darf.

Gesetzes- und Verordnungs-Blatt.

auch seine Lesebücher sowie die „Sammlung deutscher Gedichte für Schule und Haus“, die noch nach seinem Tod neu erschien, eine Anthologie, in der „nur das wirklich Gute für die Jugend gut genug sei“. Eindeutig dominieren für ihn in der Auswahl des Lesestoffs als Höhepunkt deutscher Poesie die Werke von Goethe und Schiller, für die Lessing die Vorstufe darstellte. In seiner „Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts und der philosophischen Propädeutik“ im „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen“ 1904 wird im Kapitel „Die Literaturgeschichte in der Schule“ der Romantik und der Gegenwartsliteratur nur ein marginaler Wert zugebilligt. Wichtig erscheinen ihm hingegen

Gedichte aus den Jahren 1813, 1814, „wo man in der Poesie jener Tage die Zeugnisse dafür finden kann, daß unser Volk eine nationale Wiedergeburt erlebte“, also „mit besonderem Nachdruck die Vaterlandslieder“ von Theodor Körner, Max v. Schenkendorf und Ernst Moritz Arndt. „Viel weiter aber“ so fährt er fort, „braucht sich die Übersicht der Literaturgeschichte nicht auszudehnen. Auch über Grillparzer beginnen erst jetzt die Urteile sich zu klären . . . Aber einer neuen Richtung unserer Literatur Bahn brechen zu helfen, dazu ist jedenfalls die Schule nicht berufen. Ob und in wie weit von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann, darüber kann das jetzt lebende Geschlecht noch nicht zu Gericht sit-

zen. Die eigentliche Aufgabe des deutschen Unterrichts ist jedenfalls nur, der Jugend das Verständnis für die im seitherigen Geistesleben zu dauernder Geltung gelangten Schöpfungen zu erschließen und die in unserer klassischen Poesie enthaltenen anregenden Kräfte für die Bildung der Jugend wirksam zu machen“, so noch 1904. Allenfalls einige Gedichte aus der Romantik und von Zeitgenossen mögen herangezogen werden und „zwischen Reifeprüfung und Entlassung sei ein summarischer Vortrag über die neueste Literaturgeschichte zu rechtfertigen“, doch letztlich bevorzugt Wendt dann noch einmal, mit einer zusammenhängenden Besprechung des „Faust“ seine Stunden zu beschließen.

Hier wurde Front gemacht gegen das, was an Unruhe, auch von der Literatur ausgehend, in die Schule getragen wurde, und als Symbol galt das Doppelstandbild der beiden deutschen Klassiker von Ernst Ritschel 1857 vor dem Weimarer Nationaltheater, gleichzeitig alle konkurrierenden und rivalisierenden Strömungen ausschließend. Wendts nationalliberaler Eifer, seine enge Verbindung zum großherzoglichen Hof hinderte ihn nicht, nach einem Residuum frei allen äußeren Nutzens zu suchen, in dem sich die Schüler nach dem Vorbild „Hellas und Weimar“ auszurichten hätten in Sorge um eine „Entzauberung der Welt“, wie es später Max Weber beschrieb.

Thomas Nipperdey kennzeichnet in seiner „Deutschen Geschichte 1800–1866“ das Gymnasium jener Jahrzehnte als eine Schule „der liberalen Bürger von 1848 und der Liberal-Nationalen der 60er Jahre . . . die Schule der neuen Elite. In Spannung dazu stehen die konservativen und stabilisierenden Elemente und Möglichkeiten, die in späteren Jahrzehnten stärker hervortreten – das Abkappen des Politischen oder schon die Einordnung in den obrigkeitlichen Staat, die Abgrenzung gegen den Zeitgeist und die Modernität, die Abgrenzung einer Elite. Das lag aber gewiß nicht an den klassisch-humanistischen Inhalten, denn die „höheren“ Schulen des liberalen England und des republikanischen Frankreich sind nicht weniger „klassisch“ orientiert gewesen als die deutschen . . . Aber es hat die Trennung von zwei Kulturen in der modernen Welt befördert, den Gegensatz von „Geist“ und Wirtschaft

(in den Augen der Humanisten eine Welt des Materialismus) – Kapital, Erwerb, Geschäft – verschärft, die Distanz der Bildungswelt zu den großen realen Bewegungen der Praxis, ja Hochmut und Ablehnung mehr akzentuiert als anderswo.“

Und für viele war dieses „allmächtige Wesen vom griechischen Genius“, von richtungsweisenden Wissenschaftlern und begnadeten Pädagogen – so ehemalige Schüler im Urteil über Wendt – vertreten, nicht das, was als wahre Bildung konstituiert wurde, sondern nur Tünche, Vehikel, um im gesellschaftlichen Leben des Bildungsbürgertum mithalten zu können und über den richtigen Ton zu verfügen. So scharten sich auch um andere Wege wie z. B. das Realgymnasium, das Wendt als halblebige Sache ablehnte, Ingenieurprofessoren wie Carl Engler, weil sie fürchteten, daß das Prestige des Karlsruher Polytechnikums mit lateinunkundigen Studenten gegenüber den Universitäten Heidelberg und Freiburg sinken würde.

ANGRIFFE GEGEN DEN NEUHUMANISMUS

Neue Angriffe auf die neuhumanistische Reform der badischen Gymnasien kam bald wieder von der seit Jahrzehnten diskutierten „Überbürdungsfrage“, 1836 von dem preußischen Medizinalrat Lorinser geprägt in seinem Aufsatz „Zum Schutz der Gesundheit in Schulen.“ Solche Auseinandersetzungen fanden in den Parlamenten aller Länder statt, in Badens II. Kammer besonders 1882, als die Motion des Mannheimer Rechtsanwalts v. Feder sich nicht nur gegen die „Herrschaft der Philologen“ wandte.

Man erklärte, daß viele Jugendliche nach Bayern und Württemberg „auswanderten“, weil dort „den Schülern genehmere Methoden“ herrschten. 1883 schalt sich auch Wendt mit einer Broschüre „Die Gymnasien und die öffentliche Meinung“ ein. Er stritt Mängel am Schulwesen nicht ab, besonders jenen grammatischen Formalismus, den auch er als vorherrschendes Unterrichtsprinzip in Schranken wies, der aber in Baden weitgehend zurückgedrängt worden sei. Doch voller Verve wandte er sich gegen jene Kampagne, die neben Abgeordneten vor allem Journalisten gegen „das gottlo-

se Griechisch“ führten, mit dem Schüler unnötig belastet würden. Dabei setzte sich Wendt ausführlich mit einem Argument auseinander, daß in diesen Jahrzehnten eine besondere Bedeutung gewann, daß nämlich die „Überbürdungsfrage“ bei den Rekrutenmusterungen zu einer „Zunahme der Schwächlichkeit in der Mannschaft“ führe. Wendt verglich die Rückstellungen von Gymnasiasten mit denen anderer Ausbildungsformen und stritt dabei deren relativ größere Zahl der Gymnasiasten ab.

Seit seinen Berufsanfängen hatte er selbst auf die „gymnastischen Übungen“ hingewiesen, die mittlerweile unter die obligatorischen Fächer aufgenommen worden waren. Wendt sorgte sich um eine Turnhalle für das neue Gymnasiumsgebäude und berichtete später voller Stolz in seinen Erinnerungen: „Selbst hochgestellte Offiziere, z. B. die Generale v. Werder und v. Oberritz, erschienen bisweilen in der Turnhalle, namentlich wenn die höheren Klassen übten, und sprachen mir nachher die Anerkennung aus; solcher Unterricht sei eine sehr gute Vorschule für den späteren Kriegsdienst.“ Doch letztlich sei für ihn die Schule vorwiegend eine Unterrichtsanstalt, und die Eltern sind es, die sich um die körperliche Entwicklung ihrer Kinder zu kümmern hätten. Schließlich solle nur derjenige das Gymnasium besuchen, der dafür geeignet sei. Und hier müsse eben „das Gebot der Pflicht schon dem Knaben mit unerbittlichem Ernst entgegnetreten. Sieht er sich von früh auf bedauert, sobald ihm seine Aufgabe einmal eine Entsagung oder erhöhte Anstrengung zumutet, dann lernt er eben nie alle seine Kräfte in den Dienst ernster Lebenszwecke stellen . . . Für dies alles soll die Schule vorbereiten, nicht bloß für einzelne Berufszwecke dressieren.“ Gerade für das Alter von 14 bis 16 Jahren sei „etwas straffere Zucht“ nötig, um „eine gewisse Neigung zum Träumen, zur Zerstreung aller Art, zu verfrühtem Wirtshausbesuch“ zu begrenzen. Die regelmäßige Beschäftigung mit Hausaufgaben sei ein probates Mittel, freilich nicht im Rahmen schulischer Arbeitsstunden. „Die Jugend soll nicht unablässig unter Aufsicht sein. Das war das Prinzip der Erziehung bei den Jesuiten.“

Wendt bezeichnete es außerdem als „durchaus unrichtig, daß der neue Lehrplan nichts sei als eine Übertragung preußischer

Zustände auf badische“, wenn auch Minister Jolly seinerzeit – „nach und nach mehr als zwei Dutzend bewährter Gymnasialdirektoren und Lehrer von auswärts, namentlich aus Preußen“ berufen habe. So sei in Baden z. B. der lateinische Aufsatz früher abgeschafft worden als anderenorts.

Gegen „die unberechenbarsten Mächte, die öffentliche Meinung“ verteidigt Wendt zwar selbstkritisch, aber mit Entschiedenheit die Tätigkeit der Gymnasiallehrer. „Das Ausland beneidet uns um unsere Unterrichtsanstalten, namentlich um unsere Gymnasien; im eigenen Innern des Vaterlandes regen sich feindliche Kräfte, welche sie in ihrem Kern zu treffen suchen . . . Man tadelt in der Gegenwart so oft, daß die materiellen Güter zu viel gelten . . . man will Abnahme an Pietät, an Ehrfurcht vor dem Großen und Heiligen bemerken. Nun wohl, so stärke und hebe man, was idealen Sinn zu stützen vermag.“ Wendt unterzeichnete nicht nur die „Heidelberger Erklärung“ 1888, in der Hunderte aus dem ganzen Deutschen Reich sich für den Erhalt der humanistischen Gymnasien, vor allem für das Griechische aussprachen. In dem daraufhin 1890 gegründeten Gymnasialverein gehörte er zum Vorstand und leitete die Straßburger Jahresversammlung.

WENDTS BILDUNGSKONZEPT

Die Familie, aus der er stammte, gehörte zwar zum gehobenen Bildungsbürgertum, eine Bezeichnung, wie sie gerade für die deutschen Verhältnisse geprägt wurde. Doch bei aller elitären Grundhaltung, wonach der Besitz von Bildung den „Ritterschlag der Neuzeit“ bedeutete, wollte Wendt das humanistische Gymnasium nicht als Standesschule verstanden wissen, das sich nach „unten“ in der sozialen Skala abschottete, wie es viele Anhänger der Realschule den „Drill- und Dressuranstalten“ pedantischer Sprachlehrer vorwarfen. Für wirklich Leistungswillige konnte diese Schulart jedem den Aufstieg ermöglichen, obwohl man mehrfach vor einer Abiturienten-(-)und Akademikerflut warnte, und selbst Kaiser Wilhelm II. sich dazu von seinem Gesellschaftverständnis aus immer wieder kritisch äußerte. Wendt ging es also bei seinem Bildungsideal weniger um

die Machtstellung seiner Institution. Deshalb sah er und mit ihm manch anderer Gymnasialdirektor in der Entwicklung der Realschulen bei wachsendem Umfang und größerer Bedeutung eher eine Entlastung der humanistischen Gymnasien, die oft nur von Desinteressierten wegen ihrer Abschlußzeugnisse besucht wurden. So richtete der humanistisch gebildete Minister Nokk, Sohn eines Gymnasialdirektors, 1884 die lateinlose Realschule ein, um – dem Zeitgeist entsprechend – damit das Traditionelle des Gymnasiums zu erhalten, wobei er auf lebhaften Widerstand bei den standesbewußten übrigen Ministerien und den humanistisch gebildeten Mitgliedern der I. Kammer stieß.

Aber auch die Städte hatten verschiedene Vorstöße gemacht, um das Gymnasialmonopol zu brechen. So hatte 1890 der Karlsruher Stadtrat dem Oberschulrat den Plan einer Einheitsschule vorgelegt. Entsprechend den lateinlosen Realschulen sollte diese Institution erst ab Klasse 10 (UII) mit den alten Sprachen beginnen, um den Schülern genügend Freiraum bei der Wahl der endgültigen Schulart zu belassen. Der Oberschulrat antwortete zunächst hinhaltend, einigte sich aber später mit der Stadt auf einen Beginn mit Latein in Klasse 8 (UIII). 1896, vor 100 Jahren, wurde so als „Reformgymnasium“ der Vorläufer der heutigen Goethe- und Humboldt-Schulen anerkannt.

Doch auch aus den Städten Mannheim, Freiburg und Heidelberg kamen Anträge, hier besonders die Oberrealschüler zum Studium der Naturwissenschaften, Mathematik, im Ingenieur-, Hochbau-, Maschinenbau-, Berg- und Forstfach zuzulassen.

Als Wendt 1907 mit achtzig Jahren in den Ruhestand trat, war nach der Reichsschulkonferenz von 1900 das Quasimonopol der humanistischen Gymnasien für die allgemeine Hochschulreife gebrochen. Um 1900 waren es in Preußen noch 81,9%, die hier ihr Abitur bestanden, 1914 nur noch 60%.

Bei seiner Verabschiedung wurde er nach 40jährigem Dienst als Oberschulrat und Gymnasialdirektor vielfach gefeiert. Neben seiner hohen wissenschaftlichen Qualifikation und seiner Abscheu vor pädagogischer „Kleinmeisterei“, verlieh man seinem Einfluß noch einen zusätzlichen Rang. „Wenn unsere Gymnasien“, so konstatierte Professor Dr. Goldschmit als

Sprecher des Lehrerkollegiums, „in den letzten Jahrzehnten, wo vielfach in Deutschland ein unsicheres Experimentieren die Ziele der humanistischen Geistesbildung in Frage zu stellen drohte, sich des Segens eines ruhigen und stetigen Fortschrittes erfreuen durften, so ist dies wesentlich seinem Einflusse als Leiter des badischen Gymnasialwesens zu danken.“ War das nur Beharrung, Sorge vor der sich besonders rasch vollziehenden Beschleunigung in einer Zeit mit ihrem „Bildungsfieber“ und dem „Kampf ums Dasein“, jenem Übergang von der Agrargesellschaft in die technisch-industrielle Welt mit ihren verschiedenartigen „Materialismen“, in der das egalisierende Wort von der „Einheitsschule“ bereits seit den achtziger Jahren diskutiert wurde für alle die, die zunächst mit Französischen beginnen sollten, um erst mit 14 Jahren sich für eine Schulart entscheiden zu können? „Wo finden wir den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht?“ fragte Wendt in seiner Ansprache anlässlich des 300jährigen Gymnasialjubiläums 1886. „Wir dürfen nie vergessen, was nie ungestraft vergessen wird, ‚die Forderungen der Natur‘. Gerade weil die Welt von Unruhe ergriffen ist, müssen wir für unsere Jugend die Ruhe retten. Nicht das Leben kann sie in der Schule kennen lernen, nur ein Bild des Lebens, und das schönste Idealbild der Menschenentwicklung bietet das Griechentum. Die Zeit der Schüler ist beschränkt, darum müssen wir unsere Lehrgegenstände beschränken. Nebeneinander lehren wir sie alte und neue Sprachen und Literatur kennen, und zeigen, wie alles dies verbunden ist in der Geschichte – nicht der Welt, von der zu reden wir überhaupt kein Recht haben, sondern der kultivierten Menschheit, vor allem unserer eigenen Entwicklung... Denken lernen sollen die Knaben, und an den großen Gedanken der Vorzeit soll der Geist der Jünglinge emporenwachsen. Und haben sie sich dabei noch an Selbstüberwindung und Pflichterfüllung gewöhnt, so können wir sie ins Leben entlassen in der Hoffnung, daß sie den Kampf ums Dasein bestehen werden.“ Hier zog er die Summe aus einer Bildungstradition, die er in Beruf wie im privaten Leben konsequent zu beleben verstand, die er aber nicht für alle in Anspruch nehmen wollte.



Monika Spicker-Beck
**RÄUBER,
MORDBRENNER,
UMSCHWEIFENDES
GESIND**

Zur Kriminalität im 16. Jahrhundert



Rombach Historiae

REIHE HISTORIAE

Herausgegeben von
Wolfgang Rheinhard und
Ernst Schulin

Bd. 8: Monika Spicker-Beck
**Räuber, Mordbrenner,
umschweifendes Gesind**
Zur Kriminalität im 16. Jahrhundert
400 S., 24 s/w Abb., Pb.,
15,4 x 22,8 cm
DM 78,-
ISBN 3-7930-9123-6

»Ich hätte nicht unterwegs sein wollen...« so lautet das Fazit der Autorin dieser geschichtlichen Untersuchung über die Kriminalität auf den Straßen des 16. Jahrhunderts. Dort begegnen uns Räuber, Mörder und Brandstifter, Banden und Einzeltäter, getrieben von persönlicher Rachsucht oder benutzt als willige Instrumente politischer Intrige.

In bislang weitgehend unbekanntem Prozeßakten aus Archiven des Gebietes zwischen Bodensee, Rhein und Neckar werden wir mit Angeklagten konfrontiert, die – einmal aus der Bahn geworfen – in eine Spirale von Frustration und Gewalt gerieten. Die nackte Existenznot ließ sie nicht selten zum Spielball politischer Machenschaften werden. Auf der anderen Seite agierte eine Obrigkeit, die sich hierdurch in höchstem Maße bedroht sah und mittels sanktionierter Gewalt nicht minder grausam zurückschlug. Ausgrenzung und Kriminalisierung gesellschaftlicher Randgruppen, Folter und Todesstrafe waren die Methoden, mit denen man versuchte, dem Phänomen der Räuber und Mordbrenner Herr zu werden.

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung

ROMBACH  VERLAG

Bertoldstraße 10, 79098 Freiburg i. Br.
Telefon Verlag 07 61/45 00 - 3 30

Fünfundachtzigjährig starb Gustav Wendt 1912, und seinem Sarg folgten nicht nur die Großherzogin Luise, ihr Sohn Friedrich II., Prinz Max von Baden und die Repräsentanten der Behörden in Karlsruhe; vor allem die große Schar ehemaliger Schüler, die von ihrem „Schulmonarchen“, dem „Basileus“ geprägt worden waren, betrauertten einen charismatischen Lehrer, denn das bleibt über allen schulpolitischen Disputen das bestimmende Element: die prägende Kraft des einzelnen Pädagogen.

Literatur

Anton Baumstark, Zur Neugestaltung des badischen Schulwesens, 1862

G. Ehrlich, Die badischen Mittelschulen 1869–1886 in „Badischer Landbote“, 1886

August Joos, Die Mittelschulen im Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1898

Heinrich Funk, Gustav Wendt †, Erinnerungen eines ehemaligen Karlsruher Lyceisten, Karlsruhe–Leipzig o. J.

Festschrift des Gymnasiums zu Karlsruhe, Karlsruhe 1902

Ernst Böckel, Hermann Köchly, Heidelberg 1904

Hermann Baumgarten – Ludwig Jolly, Staatsminister Jolly, Karlsruhe Gustav Uhlig, Zur Erinnerung an G. Wendt, Heidelberg, 1912

Johann Armbruster (Wilhelm Hausenstein), Lux perpetua (Geschichte einer deutschen Jugend, Freiburg 1952

Werner Ruf, Der Neuhumanismus in Baden und seine Auswirkungen auf die Gelehrtenschulen, Diss. Univ. München 1960

Bertold Stahl, Zur Geschichte des Humanistischen Gymnasiums Karlsruhe, in „Jahresbericht des Bismarck-Gymnasiums“ Karlsruhe 1960/61

Horst Meusel, Zur Geschichte und Bedeutung des Mannheimer Lyceum – in „300 Jahre Karl Friedrich – Gymnasium Mannheim“, Mannheim 1972

Anschrift des Autors:

Dr. Leonhard Müller

Reinhold-Schneider-Str. 10,
76199 Karlsruhe

Der Vater eines Unternehmers

Johann (Heinrich) Kessler (1769–1824)

DAS UNTERSUCHUNGSZIEL

Wilhelm Treue hat sich die Mühe gemacht, die bis dahin vorliegenden elf Bände der Neuen Deutschen Biographie (NDB) nach Lebensbeschreibungen von Ingenieuren zu durchforsten¹. Dabei war er sich der Problematik seiner schmalen Quellengrundlage ebenso bewußt wie der schon fast an Zufall grenzenden Aufnahme der einzelnen Persönlichkeiten in das biographische Nachschlagewerk; dies gilt selbst dann, wenn Treue die Auswahl alles in allem für repräsentativ hält². Des weiteren erweist sich die Qualität der Beiträge als sehr unterschiedlich allein schon aufgrund der dem Wandel der Zeit unterworfenen Fragestellung. Auch der Artikel über Emil Kessler kann nicht zufriedenstellen³.

Aller Einschränkungen eingedenk kann Treue schließlich eine Liste der Berufe der Väter der Ingenieure darbieten, die aus bei einem Sample von 222 Fällen vor allem Handwerker (40), Beamte (32), Kaufleute (28) und Angestellte oder Besitzer von „Industrie“ (27) ausweist. Unter den Ingenieurvätern finden sich auch fünf Offiziere. Es ist anzunehmen, daß der Autor zu dieser recht spärlich vertretenen Gruppe auch den Vater Emil Kesslers, Johann Kessler, gezählt hat, der dem Offiziersstand angehörte.

Gerade über den Vater des badisch-württembergischen Unternehmers Emil Kessler ist die Darstellung in der NDB nicht besonders zuverlässig. Das lag auch daran, daß die vorhandenen Archivmaterialien nicht ausgewertet wurden, ganz zu schweigen von den Schätzen des privaten Nachlasses Emil Kesslers, die seit kurzem der Forschung zur Verfügung stehen.

Dieser Nachlaß der Familie Kessler läßt erkennen, daß sie in allen Generationen eine intensive Ahnenforschung betrieben hat. Besonders sticht hier die Arbeit des Kessler-En-

kels Ludwig um und nach 1933 hervor. Doch schon ein flüchtiger Blick auf die Ergebnisse macht deutlich, daß man trotz der kesslerschen Familienforschung nicht der Notwendigkeit enthoben ist, die Ergebnisse der familiären Bemühungen an den Quellen zu überprüfen, zu vertiefen, zu verifizieren und auch zu korrigieren.

Am Beispiel Johann Kesslers kann nun in einer Einzelfallstudie illustriert werden, was Wilhelm Treue statistisch generalisiert. Der vorliegende Aufsatz setzt sich daher ein doppeltes Ziel. Zum einen stellt er ebenfalls die wirtschaftsgeschichtlich relevante Frage nach der sozialen Herkunft eines Unternehmers der deutschen Frühindustrie. Diese Frage aufzuwerfen heißt zu untersuchen, ob diese erfolgreichen Unternehmer – und nur um sie kann es gehen – eine Herkunft aufweisen, die sie zum Unternehmer prädestinierte. Wäre dem so, wogegen allerdings fast alle Quellen sprechen, dann läge diese Prädestination eines jungen Menschen in sozialer Herkunft, elterlicher Erziehung, schulischer und universitärer Ausbildung oder auch im Aufbau eines Geflechts guter „Beziehungen“. Zwar wird deutlich, wie Kessler seinem zum Unternehmer werdenden Sohn – sei es gewollt und gezielt, sei es eher unbeabsichtigt – eine glänzende Ausgangsposition geschaffen hat. Dennoch wurde Emil Kessler damit noch nicht zum Unternehmer „gemacht“. Die spärlichen Quellen deuten eher auf eine im weitesten Sinne künstlerisch geprägte Karriere hin. Zum zweiten verdient es die durchaus bemerkenswerte Persönlichkeit Johann Kesslers, sie um ihrer selbst willen zu würdigen. Eingebettet in das zeitgenössische historische Umfeld wird sie ganz erheblich an Kontur und Farbe gewinnen.

SOLDAT IN HESSISCHEN DIENSTEN

Über Kesslers Vater und seine Familie ist in der „Biographie“ seines Enkels Ludwig aus dem Jahre 1938 zu lesen:

Die Familie ist seit etwa 1700 als ausgesprochene Handwerkerfamilie in Marburg an der Lahn nachweisbar, wo die Vorfahren meist als Zimmermeister tätig waren. Der Großvater Emil Keßlers starb in jungen Jahren. Das einzige Kind, Keßlers Vater Johann Heinrich, wuchs unter der Obhut von Mutter und Großmutter heran, verlor dadurch wohl die Verbindung mit dem Handwerk und folgte, kaum erwachsen, den Lockungen des Soldatenlebens. Als Offizier im Hessen-Kasselschen Regiment von Kospoth und später in Badischen Diensten machte er einen Teil der Napoleonischen Feldzüge mit, bis ihn ein Gelenkrheumatismus zwang, seinen Abschied zu nehmen. Nach seiner Zuruhesetzung führte er in Baden-Baden ein von schmerzhaften Anfällen gequältes, aber durch vielseitige Interessen, insbesondere für Literatur und Dichtkunst, verschöntes und ganz seiner Familie gewidmetes Leben, wobei ihm die Verfassung kleiner Gedichte und Theaterstücke die innere Befriedigung einer über die körperlichen Leiden triumphierenden geistigen Bestätigung bot. Sein älterer Sohn, Ludwig, ergriff ebenfalls die Offizierslaufbahn. Beim jüngeren, Emil, kam dagegen wieder die alte handwerkliche Tradition, die Liebe zum Bauen und Basteln, zum Durchbruch⁴.

Durch Nachforschungen in Marburg konnte genaue Daten zu Johann Kessler gefunden werden. Er wurde am 22. Mai 1769 in Marburg geboren. Seine Eltern waren Johann Heinrich, der Sohn des Johann Keßler und der An(na) Syb(ille) Schmidt, geboren 1742 und gestorben 1771, und Elisabeth Kunigunde Lölkes, Tochter von Joh(ann) Lölkes und An(na) Chr(istin)e Mathaei, geboren 1741 und gestorben 1796. Sie heirateten im Jahre 1768. Der Sohn Johann, lutherischen Glaubens, wie seine Eltern und Großeltern, wurde im Jahre 1782 konfirmiert⁵. Weitere Einträge sind dort nicht gemacht, woraus bereits hervorgeht, daß Kessler seine Heimat vor einer Ehe verlassen haben muß. Diese Familie Kessler läßt sich in Marburg sehr weit zurückverfolgen, gute Grundlage für Familien-

forschung, die ja dann auch durch die späteren Nachfahren Johann Kesslers unternommen wurde. Bis ins 17. Jahrhundert zurück findet sich die evangelisch-lutherische Linie von Zimmerleuten in der Stadt ansässig. Auch Johanns Vater war Zimmermann.

Johann Kessler unterbrach jedoch diese Abfolge und schlug die militärische Laufbahn ein. Ob das allerdings geschah, weil er der Erziehung von Mutter und Großmutter überlassen war, wie es in der kleinen Emil-Kessler-Biographie heißt, mag dahin gestellt bleiben.

Seine militärische Laufbahn in der hessischen Armee ist durch die Bestände des Staatsarchivs in Marburg recht gut dokumentiert⁶. Zum erstenmal erscheint ein Johann Kessler in den sog. „Maas- und Rangierrollen“ im Mai des Jahres 1788, als Fourier der Leibkompagnie des hessischen Regiments Knyphausen⁷, dann 1789 in der Leibkompagnie im selben Regiment (jetzt Kospoth) im Alter von 19 Jahren und mit einer Dienstzeit von einem Jahr und 8 Monaten⁸. Dies bedeutet, daß der junge Kessler im Alter von knapp 18 Jahren in den hessischen Militärdienst eintrat. Nach Aussage des „Universallexikons für das Großherzogtum Baden“ von 1844 hatte er bereits 1787 (bis 1789) einen Feldzug gegen Holland (in englischem Solde) mitgemacht⁹. Seine weitere Karriere bis zum Jahre 1803 ist lückenlos belegt. Seit dem 7. 6. 1792 wird er als Fähnrich im gleichen Regiment geführt, seit dem 29. 4. 1797 war er Seconde-Lieutenant im hochfürstlich-hessischen Infanterie-Regiment von Kospoth, das seit 1801 von General-Lieutenant von Biesenroth kommandiert wurde¹⁰. Die Rolle von 1804 führt ihn dann nicht mehr, er hatte das hessische Heer verlassen. Kessler war nach Baden gegangen.

Vom 21. März 1803 datiert ein Schreiben des Prinzen Louis von Baden an den „hessischen Lieutenant Kessler im hessischen Infanterie-Regiment von Biesenroth“ in Hanau, aus dem hervorgeht, daß er und Leutnant von Porbeck von Baden angeworben worden sind: *Hochwohlgeboren etc, da meines Herrn Vaters Gnaden unter heutigem beschlossen haben, den Lieutenant von Porbeck als Capitain und Flügel-Adjutanten bey ihrer Person u. Euer Hochwohlgeboren als Primeur-Lieutenant und Adjutanten bey mir in Dienst zu nehmen, so*

erhalten sie anbey ein Paquet an den ersten, welches über die Bestallung desselben das Nähere – zugleich aber auch ein Schreiben meines Herr Vaters an den hess. Land-Grafen enthält, worin hochderselbe, in Gemäßheit der zwischen Ihnen beyden bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse, . . . um ihre u. des Lieutenants von Porbeck Entlassung ansucht¹¹.

Nach dem Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 erfuhr Baden, im Gegensatz zu Hessen-Kassel, einen gewaltigen Gebietszuwachs (um 738%), womit ebenfalls eine bedeutende Heeresvermehrung und -umstrukturierung einherging. Sie wurde geleitet von dem genannten Prinzen Ludwig. Im Rahmen dieser Neuorganisation wuchs das badische Heer auf rund 5000 Mann an, der Truppenteil, dem sich Kessler anschließen sollte, das „Linien-Regiment Markgraf-Louis“, hatte seinen Standort in Durlach und Rastatt¹². Der Markgraf war früher preußischer General gewesen und orientierte seine Reform dementsprechend auch in Reglements, Ausbildung und Bewaffnung ganz am Potsdamer Muster, gepuderte Perücke inbegriffen.

Kesslers Antwort (vom 25. März) sprach den Dank aus und die Freude über die neuen Zukunftsaussichten. Am 3. April teilte er mit, daß sein Abschiedsgesuch auf dem Dienstweg nach Marburg eingereicht sei. Am 7. April schrieb er: *In hiesigen Dienstvorschriften ist keine Stelle, die dem Officier als Landekind verbietet, anderwärts sein Glück zu versuchen, und wenn ich mir schmeicheln darf, einigermaßen für den militärischen Dienst mich gebildet zu haben, so dürfte dieses doch nur aus eigenem Fleiß und aus eigenen Mitteln geschehen seyn.* Allerdings lasse das Dienstreglement eine Entlassung während eines Feldzugs oder während der Exerzierzeit nicht zu, so daß er das Ende dieser Zeit abwarten müsse. Dann wurde Kessler aber auch deutlich, er werde . . . *wenn die Umstände es nöthig machen sollten, einen Schritt zu wagen, den schon frühe mehrere meiner Kameraden ohnbeschadet ihrer Anstellung, ihrer Beförderung und ihres Glückes eingeschlagen sich genötigt sahen.* Bereits am 4. Juni erging ein Brief an Leutnant Kessler, in dem Prinz Louis ihn auffordert, sich, in Karlsruhe angekommen, die vollständige Regimentsuniform zu besorgen. Das Entlassungsverfahren

zog sich aber weiter hin, Hessen machte Kessler noch ein Beförderungsangebot (zum Quartiermeister-Leutnant), verlangte von ihm vor der Entlassung einen Eid und die schriftliche Erklärung, *in keinen anderen Kriegsdienst zu treten* (Brief vom 21. Juni 1803). Doch erhielt er die Entlassung nicht.

Johann Kessler hat während seiner hessischen Regimentszeit eine Art Poesiealbum geführt, in dem Kameraden mit Gedichten und Sinnsprüchen ihrer Freundschaft Ausdruck gaben. Dieses Buch umfaßt Einträge aus den Jahren 1795 bis 1803, besonders häufig sind sie aus der Zeit von Kesslers Übertritt in die badische Armee. Nach einer einführenden Bemerkung, daß *unanständige Anspielungen oder handgreifliche Ausdrücke . . . unter der Würde meiner verehrungswürdigen Freunden (!) seien*, ist da zum Beispiel zu lesen:

Wer da? gut Freund./ Wer ist gut Freund? Der es treu und redlich meint,/ wer meint es treu und redlich? wer sich nicht ändert mit der Zeit./ Feld-Geschrey; Vivat die Beständigkeit./ Zum Andenken schrieb dis Dein treuer Freund und Bruder, Christoph Henrich Zinck, Fändrich im Hochfürstl. Hessischen Infanterie-Regiment von Kospoth, Rinteln im July 1795¹³.
Oder:

Nur der Mann mit edler Seele/ ist ein Engel auf der Welt./ Er sei König oder zähle/ seyn erbettelt Kupfergeld. (Marburg, 15. Dezember 1796, Hermann Eberhard. S. 27)

Die Einträge des Jahres 1803 sind in ihrer süßlichen Melancholie geprägt vom Abschiednehmen, wenn es da heißt:

Erhalte mir die Freundschaft offen,/ und bleib, wie Du gewesen bist./ Du kannst versichert seyn und hoffen,/ daß meine Seele redlich ist,/ und daß mir stets dein Glück und Heyl/ so lieb als wie mein eigen Theil. (Hanau, 8. Juli 1803, von F. Fließ, S. 105). Oder mit dem letzten Eintrag:

Es ist das wahre Glück an keinen Stand gebunden./ Das Mittel zum Genuß der schnellen Lebensstunden,/ das, was allein mit Recht beneidenswert heißt/ ist die Zufriedenheit und ein stets muntrer Geist./ Leben Sie wol, und vergnügt, geliebter Freund, und vergessen nicht Ihren sie aufrichtigt (!) liebenden Freund C. v. Vulte (?), Capitain im Kuhrhess. Regiment Hanau, 24. September 1803. Biesenrod.

Am 26. Juni 1803 desertierte er schließlich (wenn der Ausdruck auf einen Offizier anwendbar ist), wurde aber arretiert und am 4. 7. vom Regiment abgeführt. Letztendlich konnte er dann doch am 21. 11. 1803 demissionieren. Er war bereits am 25. 10. des Jahres als Stabskapitän in die badische Armee eingetreten¹⁴. Genauso schwierig und letztlich unerfreulich gestalten sich die Vorgänge um den Landeswechsel bei Heinrich von Porbeck. Man ging nicht im Frieden auseinander¹⁵.

Eine besondere Rolle bei Kesslers Übertritt von Hessen nach Baden spielte auch Wilhelm Friedrich Frh. v. Baumbach. Baumbach war ebenfalls in Marburg geboren (1779), schlug eine juristische Laufbahn ein und sollte später Kreisrat in Lörrach (1809) und Stadtdirektor in Mannheim (1812–1814) werden. Er, der schon 1803 in Baden wirkte, beeinflusste Kessler ebenfalls, in badische Dienste zu treten. Baumbach blieb auch weiterhin in Kontakt zur Kesslerfamilie, war gelegentlich bei ihr in Baden-Baden zu Gast (s. u.) und empfing 1834 noch Emil Kessler in seinem Pensionärsdomizil in Konstanz. Baumbach starb 1851 in Mannheim¹⁶.

Die Motive, die Kessler bewogen haben mögen, Staat und Farben zu wechseln, lassen sich nicht definitiv bestimmen. In Frage kommt einmal, daß er sich von Freunden leiten ließ: von Oberst Porbeck und von Baumbach. Für Porbeck bestand in der hessischen Armee kein Fortkommen mehr, das gleiche galt offenbar auch für Kessler. Das belegt ja gerade das Beförderungsangebot in letzter Minute, das ihn aber nicht mehr umstimmte. Beide sahen erheblich größere Chancen in der bedeutend wachsenden badischen Armee. Außerdem mag bei Kessler auch noch ein Rolle gespielt haben, daß er, ein Bewunderer Napoleons, sich im napoleonischen Baden eher beheimatet fühlte.

OFFIZIER IN BADISCHEN DIENSTEN

Der hessische Leutnant muß schnell Eingang gefunden haben in die „besseren“ Kreise seiner neuen badischen oder Karlsruher Heimat. Denn am 6. 10. 1805 heiratete er die am 21. (?) September 1783 geborene Wilhelmine Posselt¹⁷. Sie war eine Tochter von Wilhelm

Heinrich Posselt, eines badischen Hofrats in Münzesheim (1751–1803), und dessen Frau Wilhelmine, geb. Wieland(t). Wilhelm Heinrich war wiederum ein Sohn von Gottfried Posselt (1693–1768). Gottfried Posselt war als junger Pfarrer aus Türchau in der Lausitz nach Durlach gekommen und hatte dort die Pfarrstelle übernommen, die ihn bald in Verbindung zum baden-durlachischen Hof brachte. Er begründete durch seine drei Ehen und deren Kinderreichtum geradezu eine neue badische „Dynastie“ von Hofräten, Amtmännern, Räten und Amtsverwaltern, aber auch Ärzten, Professoren und weiteren Geistlichen, die sicherlich über nicht geringen Einfluß beim badischen Hof und bei der badischen Regierung verfügten. Ein Enkel des Stammvaters (Ernst-Ludwig, 1763–1804) war Historiker, ein Urenkel (Karl-Ludwig, 1782–1845) Apotheker und Landtagsabgeordneter der zweiten badischen Kammer. Auch der Vater von Johann Kesslers erster Frau (Wilhelm Heinrich) hat sich übrigens schriftstellerisch betätigt¹⁸. Damit fand Johann Kessler sehr früh Anschluß an eine bedeutende badische Beamtenfamilie, eine Verbindung, die seinem und seiner Kinder Fortkommen sicherlich nicht hinderlich war. Vielleicht hat bei dieser schnellen Verbindung auch eine Rolle gespielt, daß beide, die Posselts und Kessler nicht aus Baden stammten.

Im Jahre 1806, am 19. Juni, wurde Ludwig (Friedrich Bernhard Peter) Kessler geboren¹⁹. Er schlug später ebenfalls die Offizierslaufbahn ein wie sein Vater, heiratete am 7. Mai 1833 Julie von Boeckh, eine Tochter des badischen Finanzministers und brachte es ebenfalls bis zum Major und Oberstleutnant²⁰. Er wurde 1864 endgültig pensioniert und starb am 25. 12. 1875²¹. Auch diese Verbindung dürfte Emil Kessler später von großem Nutzen gewesen sein.

Der Friedensvertrag von Campo-Formio, 1797, und vor allem jener von Lunéville, 1801, hatten das europäische Ringen zwischen den Großmächten immer nur unterbrochen, nicht aber beendet. England als Vorkämpfer, aber auch Rußland mit Alexander I., versuchten, der Expansion Frankreichs unter seinem Kaiser Einhalt zu gebieten. In wiederholten, unterschiedlich zusammengesetzten Koalitionen traten sie ihm, verbunden mit Österreich und dem

zauernden Preußen, entgegen. Doch in den großen Schlachten von Austerlitz, 1805, und Jena und Auerstedt, 1806, errang Napoleons große Armee entscheidende Siege. Doch trotz der vernichtenden Niederlage Preußens in der Doppelschlacht des Jahres 1806 war der Krieg der Vierten Koalition nicht beendet, sondern die Kriegsergebnisse verlagerten sich an die Ostsee²².

Insbesondere nach Abschluß des von Napoleon beherrschten Rheinbundes mußten die Mitgliedsstaaten, darunter selbstverständlich auch Baden, dem französischen Kaiser Waffenhilfe leisten. Es hatte ja im Preßburger Frieden von 1805 noch einmal erhebliches Gebiet hinzugewonnen: vor allem den bis dahin österreichischen Breisgau, mit der Folge einer weiteren Heeresverstärkung. Am Kriegszug im Jahre 1805 und dann besonders in den folgenden Jahren mußte Baden mit einem Kontingent von rund 3000 Soldaten, unter dem Kommando von Generalmajor von Cloßmann, teilnehmen. Zu ihnen gehörte auch das Regiment Markgraf-Louis, in dem Kessler Hauptmann war. Der Abmarsch der badischen Truppen begann im Oktober 1806²³.

Kessler nahm an diesen napoleonischen Kriegen teil, stieg dabei vom Hauptmann zum Brigademajor auf und wurde am 24. März 1807 mit dem Carl-Friedrich-Militär-Verdienst-Orden ausgezeichnet, wegen der Affaire bei Polnisch-Stargard am 18. Februar²⁴. Kessler hat über diesen Feldzug, in dem badische Truppen auf Seiten Napoleons fochten, ein Tagebuch angefertigt, worin er recht detailliert die militärischen Aktionen beschreibt²⁵.

Es lohnt sich, ihn einige Stationen seines Weges zu begleiten. Er beginnt sein Tagebuch mit den Worten: *Um dem Siegeszug des großen Kaisers Napoleon zu folgen, trennte ich mich mit wehmuthsvollsten Empfindungen am 29. Nov[ember] von lieb Weib, Kind und Familie*²⁶.

Er reiste über Bruchsal und Heidelberg nach Darmstadt, wo er dem Großherzog seine Aufwartung machte, erreichte über Offenbach Hanau, wo er seinen alten Freund, den Geheimen Kommerzienrat Bernhard von Porbeck besuchte, einen Taufpaten seines ältesten Sohnes Ludwig, und gelangte schließlich nach Eisenach, um die Wartburg zu besichtigen: Mit

Vergnügen verweilte ich in der Burg, der Kastellan zeigte uns alle Zimmer und ihre Merkwürdigkeiten. Hier war es, wo Luther lebte und lehrte, und wo er Schutz vor Verfolgungen fand. Ich war in dem kleinen Zimmer, in welchem er die Bibel übersetzte und wo der Fleck noch an der Wand befindlich ist, nach welchem das Tintenfaß flog, das er in heiligem Eifer nach der Sage des Volks dem Teufel an das Haupt schleuderte. Die Burg hat viele neue Verbesserungen erlitten, aber Luthers Stube ist noch im alten Zustand geblieben . . .

Die Reise führte Kessler dann über Gotha und Erfurt nach Buttstädt, wo er die Kriegszerstörungen beklagt und ihm erzählt wird, wie es Goethe im nahen Weimar erging: *Kein Haus als das Schloß u[nd] Wielands Wohnung blieben verschont. Goethe, der große Schriftsteller, mußte den Knechten des Marschalls A. das Wasser zum Tränken der Pferde herbei tragen und sein Sohn Stiefel putzen.*

Wiederholt folgt Kessler den Spuren Martin Luthers, gern besucht er die Stadt Wittenberg (am 21. Dezember), dort insbesondere die Stadtkirche: *Die Stadtkirche hatte eine alte Canzel, worinnen Luther predigte, jetzt ist diese von den Bürgern selbst verbrannt worden.*

Auch unter militärischen Gesichtspunkten betrachtete er die Stadt: *Aus Wittenberg ließ sich eine sehr respektable Festung bilden, keine Höhe beherrscht die Stadt und die lange Brücke über diesen breiten Fluß kann mittelst eines Brückenkopfes bestens verteidigt werden. Die Preußen, welche in ihrem blöden Kriegswahn einen Rückzug als unmöglich dachten, hatten auch diesen so vortrefflichen militärischen Punkt ganz außer Würdigung gelassen.*

Nächste Station seines Besichtigungsdrangs war für Kessler das Schloß Sanssouci in Potsdam, den *Lieblingsaufenthalt des großen Friedrich*, zwanzig Jahre nach dessen Tod. Nachdem er das Gebäude eingehend betrachtet hatte, betrat er *das Zimmer, wo Friedrich starb, ich stand auf der Stelle, rechts dem Kamin, wo er den großen Geist aushauchte. Über dem Gesimse des Kamins stehen noch Friedrichs Hausgötter: Julius Caesar als Kind, rechts ihm Marc Aurel u. links Livius. Das einfache Ameublement des großen Weisen steht noch unverehrt.*

Kessler versäumt es auch nicht, Friedrichs Grab in der Garnionskirche zu besuchen: *Ein zinnener Sarg schließt seines Geistes Hülle ein, er steht rechts hinter einer eisernen Thür, welche unter der Kanzel in ein kleines Gemach führt. Links neben Friedrichs Sarg steht der seines Vaters in einer Lade von Ebenholz. Es drängten sich meinem Gefühle mancherlei Betrachtungen auf. Friedrichs Grothaten stehen mit der jetzigen Ordnung in einem frapanten Contrast, Preußens Größe ist dahin, und Fremdlinge üben das strenge Recht des Siegers aus, der wie ein großer Geist einen Staat zur bewundernswürdigen Größe hinaufbrachte. Ich brachte Friedrichs Namen mein gefühlvolles Opfer . . . Auch Napoleon der Große war bei Friedrichs Grab gestanden und nach dem Zeugniß des Glöckners hatte er diese Worte ausgesprochen: C'est ainsi, qui (!) finit toute Grandeur du monde.*

Über Berlin, Eberswalde und Angermünde gelangte Kessler mit dem Regiment Markgraf-Louis, dem er angehörte, schließlich am 30. Dezember nach Stettin. In diesem Raum begannen am 16. Januar 1807 die Kampfhandlungen, die bis zum Mai 1807 dauerten. Dabei bewährte sich Kessler besonders bei den Kämpfen um die Stadt Stargardt.

Er gibt höchst detaillierte Darstellungen der Schlachtereignisse mit ausführlichen Listen von Verwundeten und Gefallenen. Er beklagt wiederholt die miserable sanitäre Situation der Soldaten der französisch-badischen Armee, die hohen Verluste, berichtet von einzelnen berühmt gewordenen Vorgängen, so dem Widerstandsgeist des Freicorps unter Schill, dem Ereignis um den Major Brückner, den verbündete Polen irrtümlich bis aufs Hemd ausplünderten, bevor sie ihren Fehler bemerkten. Als im Mai 1807 die Stadt Danzig von den Preußen übergeben wurde, gab dies Kessler Anlaß, ausführlich seine Eindrücke bei der Besichtigung der großen Stadt Danzig zu schildern und eine abschließende Bilanz dieses Kriegszuges zu ziehen²⁷. Nach dem folgenden Frieden von Tilsit (im Juli 1807) mußte sich Kessler auch noch an den militärischen Operationen um die Stadt Stralsund beteiligen, die am 20. August erobert wurde. Auch diese Stadt besichtigte er mit großem Interesse. Bis in den November 1807 war Kessler noch an weiteren

Operationen im Raum um Stettin tätig, bevor ihn Briefe aus Karlsruhe erreichten, die von einer ersten Erkrankung seiner Frau berichteten. Am 13. November erhielt er den Urlaub, um nach Hause zu fahren. Ohne Rast reiste er über Berlin, wo er in der Porzellanmanufaktur Geschenke für seine Frau einkaufte, etwa den gleichen Weg wie auf der Hinreise nehmend, nach Karlsruhe, wo er am 26. November bei seiner kranken Frau eintraf. *Nur selten kam ich vom Bette meiner lieben Kranken, und nach 3 der traurigsten Wochen meines Lebens, mußte ich am 23ten Dezember 1807 mein Liebstes, was ich auf dieser Welt hatte, dem feuchten Schoos der Mutter Erde überliefern. Wilhemine starb an Auszehrung*²⁸.

Kessler nahm im Jahr danach auch am Feldzug der Franzosen in Spanien teil, der die badischen Truppen viele Jahre in Spanien zurückhielt und in äußerst verlustreiche Kämpfe führte. Das aus mehreren Truppenteilen zusammengestellte badische Corps, das in diesem Kriegszug Teil der Deutschen Armee war, wurde von General Leval kommandiert. Doch scheint seine Anwesenheit in Spanien nur sehr kurz und von nicht sehr großer Bedeutung gewesen zu sein. Anfang März hat er, einem Bericht seines Vorgesetzten, Major Heinrich von Porbeck, zufolge, den Befehl einer Kompanie an Hauptmann Brückner abgegeben²⁹. Vielleicht stand das bereits im Zusammenhang mit seiner Rückkehr aus Spanien bzw. seiner Pensionierung, vielleicht reiste er auch erst im Herbst ab, jedenfalls war er im Dezember 1809 wieder zurück in Baden.

PENSIONÄR IN BADEN-BADEN

Am 25. 2. 1809 wurde Kessler bei vollem Gehalt pensioniert, aber weiter als Rekrutierungs-Stabsoffizier (vermutlich in Rastatt, wo sein Regiment stationiert war) verwendet, aus welchem Dienst er schließlich 1816 ausschied³⁰. Spätestens 1812 (vielleicht auch schon früher) siedelte er nach Baden-Baden über. Diese Übersiedlung nach Baden-Baden stützt die Aussage des Kessler-Enkels, daß sein Urgroßvater sich aus gesundheitlichen Gründen aus dem Militärdienst zurückgezogen habe. Denn nicht zuletzt aus medizinischen Gründen dürfte er sich in den badischen, schon damals mondänen Kur-

ort begeben haben. Das sog. „Badwochenblatt“ weist ihn in den Jahren 1812 bis 1818 wiederholt als Vermieter von Kur- bzw. Urlaubsgästen aus, z. B: 1812 des Kammerherrn und Kreisrat von Baumbach aus Lörrach, 1814 der Hofrätin Posselt (!) mit Tochter, 1816 der Rätin Götz und des Rats und Obereinnehmers Götz (s. u.) aus Lichtenau, im selben Jahr des Freiherrn von Beulwitz, eines königlich preußischen Majors mit Sohn und eines Studenten namens Posselt (!) aus Heidelberg³¹.

Man darf davon ausgehen, daß er in Rastatt, inzwischen mit dem Ritterkreuz des großherzoglich-badischen Militärverdienstordens ausgezeichnet, seine zweite Frau kennenlernte, Carolina Schübler (auch Schiebler), die am 26. 2. 1778 in Lichtenau geborene³² Tochter des Rates und Amtmannes Johann Daniel Schübler (1847–1812) aus dem protestantischen, ganz in der Nähe Baden-Badens gelegenen Lichtenau und der Caroline Ningler (1846–1783). Ihre Großeltern waren väterlicherseits der Rechtsgelehrte Johann Daniel Schübler (geb. 1715), der im Jahre 1762 nach Lichtenau kam, und Juliane Salome Pfadt (1720–1787) sowie mütterlicherseits der Pfarrer Georg Adam Ningler und Sofie Luise Baden aus dem Elsaß³³. Bei dem Ort Lichtenau handelt es sich um ehemals hessisch-hanauische (!) Besitzungen. Um den Vater seiner zweiten Frau ranken sich eine Reihe von mehr oder weniger belegten Erzählungen. Er soll der fröhliche Amtmann gewesen sein, in dessen Haus Goethe 1771 Friederike Brion traf³⁴.

Kessler heiratete zum zweiten Mal am 18. 12. 1809 in Rastatt³⁵. Drei Jahre darauf wurde Emil Kessler geboren und in der Stiftskirche Baden-Badens katholisch (!) getauft. Im Jahre 1818 ersteigerte sich der Major auf eben dem Baden-Badener Schloßberg ein stattliches Haus (8 Zimmer, Küche, Speicher mit Zimmer und Kammer, großer, gewölbter Keller, geschlossener Hof, Stallungen, Remise, Stallhäuser und Heuboden) nebst Mobiliar und einem Garten für 7100 Gulden. Dieses Gloutz'sche Haus in bester Wohnlage Baden-Badens, das bis heute existiert, taucht ebenfalls häufig als Domizil von Kurgästen auf: 1816 logierte dort der badische Innenminister von Berckheim, im Jahr darauf Graf Senft von Pilsach aus einem sächsischen Ministerium³⁶. Bei diesem Haus-

kauf waren zwei Persönlichkeiten behilflich, die auch im Taufprotokoll Emil Kesslers auftreten: Wenzeslaus Vogt und der Obereinnehmer aus Lichtenau, Götz, letzterer der Schwestermann von Kesslers Frau. Vogt machte im Namen Johann Kesslers die Gebote bei der Versteigerung, Götz war bei der Finanzierung behilflich. Von der Kaufsumme werden insgesamt 2900 Gulden noch im Jahre 1818 in bar bezahlt, über den Rest heißt es, daß er *sodann ferner in einer auf Herrn Obereinnehmer Götz aus Lichtenau gestellten Anweisung wovon am 1. Juni 1819 Eintausend Gulden baar heimbezahlt werden . . . Nach Abzug der am 1. Oct. und 1. Nov. d. a. geleisteten Baarzahlung von 2900 f. nimmt die Verzinsung des Restes von 4200 f. erst am 1. Nov. 1818 zu 6% ihren Anfang . . .* Der Verkäufer hielt sich das „erste Unterpfandsrecht“ so lange vor, bis der ganze „Kaufschilling“, einschließlich der an Zahlungen statt angenommenen Anweisung, bezahlt sei³⁷. Worin Major Kesslers Forderung an den Lichtenauer Schwager bestand, ist nicht auszumachen.

Doch bereits am 30. 7. 1819 verkaufte Major Kessler das Haus wieder³⁸ und kehrte 1820 nach Karlsruhe zurück³⁹. Er nahm sich eine Wohnung in der Spitalstraße 65⁴⁰. Der „Wegweiser für die Stadt Karlsruhe“ (= Adreßbuch) aus dem Jahre 1823 enthält keine Notiz von ihm. Denn er war 1820 bereits wieder nach Baden-Baden gezogen, wo er sich im Gerberviertel niederließ. Obwohl er als Vermieter von Kurgästen auftrat, deutet dieses neue Domizil darauf hin, daß es um die finanziellen Verhältnisse Kesslers nicht mehr gut bestellt war. In der Kurstadt ist er dann auch am 7. Oktober 1824 gestorben⁴¹. Er wurde auf dem heute nicht mehr vorhandenen Friedhof der kleinen evangelischen Gemeinde Baden-Badens begraben.

Seine Witwe kehrte mit ihrem Sohn nach Karlsruhe zurück. Der Karlsruher „Wegweiser“ von 1828 führt dann eine Majorswitwe Kessler, die bei der Witwe eines Silberarbeiters namens Heer in der Langestraße 147, heute Kaiserstraße, wohnte⁴². Mit wechselnden Wohnsitzen ist Carolina Kessler, geb. Schübler, in den folgenden Jahren in Karlsruhe nachweisbar: 1831 in der Herrenstr. 1 bei dem Hof-Oberforstmeister Holzinger, ebenso 1832, 1833 weiterhin in der Herrenstraße, allerdings bei Weisinger und Schreiner, 1838 im Vorderen

Zirkel 7 bei der Apothekerwitwe Sachs, ebenso 1841, 1842 dann bei dem Hofkammerrat Stahl, auch im Vorderen Zirkel 7, 1842 im Vorderen Zirkel beim Porzellanmacher Spelter⁴³. Ab dem Jahre 1843 wohnte die Mutter Emil Kesslers dann bei ihrem Sohn in dessen Wohnung bei der neuen Maschinenfabrik „Vor dem Ettlinger Thor“. Von 1851 ist sie wieder mit eigener Wohnung in Karlsruhe, beim Hof-Oberforstmeister Holzing in der Herrenstr. 1 nachgewiesen, wo sie bereits rund zwanzig Jahre zuvor wohnte. Bei der Witwe Sachs, wo die Majorswitwe vom Jahre 1838 an für ca. zwei Jahre wohnte, dürfte es sich um die Schwiegermutter Emil Kesslers handeln, der 1837 Caroline Sachs, die Tochter des Apothekers Sachs geheiratet hatte. Später siedelte sie nach Stuttgart über, wo sie bei ihrem Sohn in der Friedrichstraße wohnte und am 22. Januar 1858 starb⁴⁴.

Caroline Schübler, die ihren Mann um 34 Jahre überlebte, spielte in der Familie Kessler als „große alte Dame“ eine bedeutende Rolle. Es existieren im Nachlaß eine ganze Reihe von Bildern. Man muß bedenken, daß sie erst im damals fast biblischen Alter von 80 Jahren und nur wenige Jahre vor ihrem Sohn gestorben ist.

SCHLUSSBETRACHTUNG

Es ist gewiß nicht selbstverständlich, daß sich die Vita eines „einfachen“ Soldaten und Offiziers des 18. und 19. Jahrhunderts derart ausführlich und kontrastreich rekonstruieren läßt. Johann Kessler war eine erstaunliche Persönlichkeit. Selbstbewußt, zielstrebig, die Chancen nutzend, die ihm die „neue Zeit“ bot, gelang es ihm, sich aus einer bis dahin einfachen Handwerkerfamilie über die Soldatenlaufbahn in die Offiziersränge und damit die gehobenen gesellschaftlichen Schichten hinaufzuarbeiten. Dabei scheint er auch keine Bedenken gehabt zu haben, sich über Vorschriften hinwegzusetzen, wenn es das Fortkommen erfordert hat. Es ist nicht mit Gewißheit festzustellen, warum er seine hessische Heimat verläßt. Doch spricht viel dafür, daß ihm in Hessen-Kassel kein Fortkommen auf der Leiter militärischen Aufstiegs mehr möglich schien. Offenbar haben ihm auch Bekannte oder Freunde im aufsteigenden badischen Staat eine bessere

Zukunft aufzeigen können. Wer jedoch die vielen geradezu begeisterten Äußerungen des neubadischen Offiziers über Napoleon liest, darf vermuten, daß er sich in einem napoleonischen Staat wohler fühlte. Als ihm sein Landesherr die Übersiedlung verbot, zögerte er nicht sehr lange, sich über das Verbot hinwegzusetzen.

Als homo novus in geographischer wie auch sozialer Hinsicht fand er recht unmittelbar den Einstieg in die „höhere“ badische Gesellschaft⁴⁵. Seine Ehen können als durchaus standesgemäß und vorteilhaft bezeichnet werden. Mit seiner ersten Frau fand er Anschluß an die durch die Posseltfamilie bereits etablierte Verbindung zum großherzoglich-badischen Hof. Seine zweite Ehe mit Carolina Schiebler hielt dieses gesellschaftliche Niveau bei. Sie scheint dem Major, wie die Ersteigerung des Hauses auf dem Schloßberg in Baden-Baden zeigt, auch einen erheblichen finanziellen Nutzen gebracht zu haben. Kessler hatte Eingang gefunden in die neue, das 19. Jahrhundert prägende Klasse des hohen Bürgertums. Gerade die bürgerliche Französische Revolution hatte ja dieser neuen Klasse, auch und gerade über die militärische Laufbahn, den Weg bereitet.

Wer sich die Portraits anschaut, die vom noch jungen Johann Kessler erhalten geblieben sind, sieht einen sehr zuversichtlich dreinschauenden Menschen vor sich. Seine Tagebuchaufzeichnungen zeugen immer wieder von großer Empfindsamkeit und Feinsinnigkeit. Gewiß waren das auch Empfindungen der Zeit der Klassik, doch sind sie bei Kessler eben anzutreffen. Darüber hinaus beweisen sein Poesiealbum und eine erhaltene Liste offenbar von ihm entworfener kleiner literarischer Versuche, daß er für die Kunst in vielerlei Ausprägung empfänglich war⁴⁶.

Johann Kesslers erster Sohn schlug die Offizierslaufbahn ein, wie sein Vater vorher. Seine Ehe mit einer Tochter der überaus angesehenen Familie des badischen Finanzministers Boeckh zeigt, wie sehr sich die Kessler-Familie bereits in den Oberschichten Badens etabliert hatte. Johann Kessler verdient es also gewiß, sein Leben um seinetwillen gewürdigt zu sehen.

Außerdem wurde er der Wegbereiter seiner beiden Söhne. Das gilt vor allem für seinen

ältesten Sohn. Bei seinem zweiten Sohn Emil stehen die Dinge etwas schwieriger, da der Vater starb, als der spätere Unternehmer erst elf Jahre alt war. Doch die Anfänge erregen Aufmerksamkeit. Es ist den bemerkenswerten Umständen Baden-Badens, das 1812 noch keine evangelische Pfarrei hatte, und dem katholischen Pfarrer Lorenz zuzuschreiben, daß, obwohl beide Eltern evangelisch waren, der Sohn nach katholischem Ritus getauft wurde. Seine Paten kamen von Seiten beider Eltern: von Seiten des Vaters war es Wilhemine Posselt, geb. Wielandt, die Schwiegermutter Johann Kesslers aus erster Ehe, die Frau Wilhelm Heinrich Kesslers. Von mütterlicher Seite war es Johann Jakob Emil Julius Götz, Obereinnehmer aus Lichtenau⁴⁷. Teile seines Vornamens, „Emil Julius“, gingen an das zu taufende Kind über, Carl stammt wohl von mütterlicher Seite. Außerdem waren bei der Taufe als weitere Zeugen anwesend die beiden Baden-Badener Alois Wich (Oberbaurat) und Wenzeslaus Vogt. Die Rolle von Vogt und Götz bei der Haustransaktion wurde bereits erwähnt.

Der Taufeintrag weist weitere Besonderheiten auf. Zum einen wurden die Taufeinträge irgendwann neu durchgezählt. Es scheint so, als sei gleichzeitig, mit gleicher Tinte (!?), der vorher eingetragene Name „Katharina“ (Schiebler) in „Carolina „ geändert worden. Zum anderen taucht in diesem Dokument der Major Kessler mit einem erweiterten Vornamen auf, der so weder in seinem Taufeintrag stand, noch in den vorherigen Urkunden zu finden ist: „Heinrich“⁴⁸. Auch Emil Kessler wird später dieser Vornamensteil beigefügt, obwohl er nach dem Taufbuch nicht so hieß und auch nie so unterzeichnet hat. Auch die Grabrede des Stuttgarter Dekans Gerok verwendet diesen Namen. Woher also kommt dieser Namenszusatz? Von Emil Kesslers Großvater, der „Johann Henrich“ hieß? Aus der Familie Posselt, wo Heinrich häufiger ist? Oder auch von Kesslers Vorbild, Heinrich von Porbeck? Als drittes fällt auf, daß der Major, zumindest wenn man die Taufeinträge zugrundelegt, sowohl bei seinem ältesten Sohn als auch bei Emil nichts von seinen (m) Vornamen weitergegeben hat. Es mag die Hypothese erlaubt sein, daß der hessische Major sich in Baden auch in diesen mehr

äußerlichen Dingen vollkommen assimiliert hat.

Die Familie Kessler wohnte, wie bereits gesagt, bis 1819 auf dem Stiftsberg in Baden-Baden, von 1821 bis 1824 ebenfalls wieder in dieser Stadt. 1820, als sich Emil Kesslers Eltern in Karlsruhe niedergelassen hatten, verbrachte er jedoch mit seiner Mutter die „Saison“ in Baden-Baden⁴⁹. Hier hat Emil Kessler seine Kindheitsjahre verbracht, vielleicht an der Seite seines älteren Bruders Ludwig. Feststehende Wendung aller Aufsätze, biographischen Artikel und Zeitungsbeiträge ist, daß Emil Kessler seine erste Schulbildung im Pädagogium seiner Geburtsstadt erhielt. Darin wurde vor allem in den klassischen Sprachen unterrichtet und dort waren örtliche Pfarrer und weitere Kirchenangestellte tätig: die Kapläne, der Organist und auch andere, jedenfalls war es 1838 in Baden-Baden so, aus dem ein erstes Adreßbuch stammt⁵⁰. Zu den ersten Lehrern Emil Kesslers gehörte auch der badische Maler Johann Stanislaus Schaffroth. 1826 schloß Emil seine primäre Schulbildung im Pädagogium ab⁵¹.

Bald danach wohnte die Offizierswitwe wieder in Karlsruhe. Dort besuchte der junge Kessler die noch neue polytechnische Schule, schloß das Studium 1831/32 ab, wurde Assistent an derselben Schule und gründete 1837 seine erste Maschinenfabrik in Karlsruhe, auch er die Zeichen der Zeit erkennend, für den sich anbahnenden Lokomotivbau. Wer die Liste der Kurgäste im Hause Kessler in Baden-Baden liest, oder die Gästelisten der Stadt in den dreißiger Jahren, findet viele Namen, die im Leben des späteren Unternehmers eine Rolle spielen sollten, dies in Ergänzung der familiären Beziehungen der Kesslerfamilie selbst.

Beides, und darum geht es in dieser kleinen biographischen Studie, war eine günstige Ausgangsbasis für den späteren Lebensweg Emil Kesslers. Zwar darf bezweifelt werden, daß beim Tode Johann Kesslers feststand, ob Emil Kessler Unternehmer werden wollte. Das scheint nicht einmal am Ende seines Studiums, im Jahre 1832, klar gewesen zu sein. Doch als die Entscheidung einmal gefallen war, konnte der junge Unternehmer auf die von seinem Vater geschaffenen Grundlagen zurückgreifen: die dem Sohn ermöglichte Schulbildung, die Möglichkeiten der Posseltfamilie, die gesell-

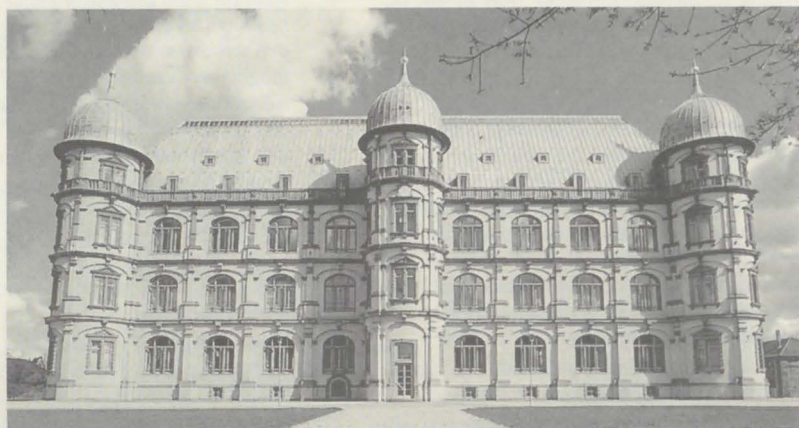
schaftlichen Beziehungen, die Johann Kessler aufgebaut hatte, oder den Zugang zu badischer Verwaltung und großherzoglichem Haus. Er sollte es in der Folgezeit intensiv nutzen.

Anmerkungen

- 1 W. Treue, Zur Gesellschafts- und Berufsgeschichte des deutschen Ingenieurs. Eine Anregung anlässlich des 90. Geburtstages von Professor Dr. Phil. nat. h. c. Hans Schimank, in: Technikgeschichte Bd. 45 (1978) S. 27 ff.
- 2 Wie Anm. 1, S. 27 u. f.
- 3 Der Artikel ist von H. Jäger, NDB 11 (1977) S. 548 ff.; vgl. hierzu H.-J. Enzweiler, Emil Julius Karl Kessler. Ansätze zu einer Biographie, in: ZUG 37 (1992) 221 ff.
- 4 L. Keßler, Emil Keßler, Sein Leben und Werk, Stuttgart (o. J.) S. 7 f.
- 5 STA Marburg, Sippenbuch, Keßler, Nr. 6464, nach dem Ahnenpaß von Ludwig Kessler, gest. 1949, hieß der Vater von Johann Kessler allerdings Georg Heinrich.
- 6 Für die Nachforschung in Marburg bin ich Herrn Dr. W. Müller zu besonderem Dank verpflichtet.
- 7 STA Marburg Maß- und Rangierbuch von 1788, Bestand 10 c Nr. 292, mit einer Dienstzeit von 6 Monaten; s. auch: Nachlaß Kessler, Landesmuseum für Technik und Arbeit (LTA), Dokumentenarchiv (DOA) Best. 711.2 Nr. D 4, Karte 16 I.
- 8 STA Marburg, Bestand 10 c, Nr. 404.
- 9 Universallexikon für das Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1844, sv. Keßler, Sp. 648 f.; vgl. Ivo Schöffer, Die Republik der Vereinigten Niederlande von 1648–1791, in: Hb. d. europ. Gesch. hrg. v. Th. Schieder, Bd. IV. (1968) S. 654 ff.; später auch Feldzüge gegen die Franzosen, allerdings auch fehlerhafte Angaben in diesem Lexikonartikel, Kessler ist nicht 1774 geboren!
- 10 StA Marburg, Bestand 10 c, Nr. 405 bis 417.
- 11 GLA Karlsruhe, 76/4167, Brief im Konzept, dort alle weiteren Briefe.
- 12 S. Fiedler, Das Militärwesen Badens in der Zeit Napoleons, in: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Ausstellung des Landes Baden-Württemberg, Stuttgart (1987) Bd. 2, Aufsätze, S. 255 ff. hier S. 258; dort auch Einzelheiten zu den militärischen Neuerungen in napoleonischer Zeit; s. a.: Unter dem Greifen. Altbadisches Militär von der Vereinigung der Markgrafschaften bis zur Reichsgründung 1771–1871, Karlsruhe 1984.
- 13 LTA DOA 711.2 D 6, S. 3, dort auch die weiteren Zitate, es finden sich auch französische und englische Texte; am Schluß hat Kessler ein Namensregister der Einträge angefügt.
- 14 StA Marburg, Bestand 15, Verz. 10, Nr. 11; s. bes. Archiv LTA 711.2 D 4 Bl. 12.
- 15 WGM Rastatt, Nachlaß v. Porbeck, Briefkonzept aus dem Jahre 1803.
- 16 Universallexikon für Baden 1843, sv. Baumbach, Bad. Biogr. Bd. 1, S. 47 und Personalbogen im Stadtarchiv Mannheim; auch sein Bruder Friedrich stand in badischen Diensten.
- 17 Evang. Kirchenbuchamt Karlsruhe, Traubuch-Eintrag Seite 281, wo es heißt, daß „Herr Stabskapitain Karl Heinrich Keßler“ (!) vom kurfürstl. Regiment Louis die Jungfer Wilhelmine Posselt geheiratet habe. Nach landesherrlicher Verordnung vom 20. Dezember 1803 war einem Stabskapitain (ohne Kompagnie) die Heirat eigentlich untersagt, erhielt er dennoch eine Ausnahmegenehmigung, mußte er eine Kaution von 800 fl. stellen, wovon $\frac{2}{3}$ der Unterhaltung der Hinterbliebenen im Todesfall des Offiziers dienten. Befohligte er eine Kompagnie galt eine Kaution von 6000 fl. (Regbl. Nr. 1, 1804, S. 1).
- 18 W. Posselt, Gottfried Posselt, München (1926) s. bes. Tagebuch und biographischer Anhang.
- 19 Evangelisches Kirchenbuchamt der Militär-evangelisch-protestantischen Gemeinde Kirchengemeinde Karlsruhe, 1806. S. 123; unter den zahlreichen Taufpaten finden sich auch der Markgraf und der Kommerzienrat von Porbeck, den Kessler auf seiner Reise zu den Schlachtfeldern um Danzig besuchte.
- 20 GLA Karlsruhe 59/627, Nr. 59 und 238/581, die Kaution bei der Heirat betrug 6000 Gulden.
- 21 Archiv LTA 711.2 D 4 Bl. 14, die beiden Kinder aus dieser Ehe starben bereits sehr früh.
- 22 M. Braubach, Napoleonische Kriege in Deutschland, in: Gebhardt, Hb. d. dt. Gesch. Bd. 3, Stuttgart (1973) S. 41 ff.; s. a.: E. Weis, Das Deutschland des Bürgertums, in: Prop. Gesch. Europas, Bd. IV. (1776–1843), Frankfurt/M. usw. (1978) S. 237 ff. und Th. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1806–1866, München (1983) S. 11 ff. mit weiteren Literaturangaben.
- 23 S. Fiedler, wie Anm. 12, S. 260 ff.
- 24 GLA Karlsruhe, 238/2051, ebenso wie sein Freund, Generalmajor Heinrich Reinhard Philipp von Porbeck, der am 28. 7. 1809 in der Schlacht bei Talavera de la Reina in Spanien gefallen war, dazu auch GLA 206/1411; s. auch: ADB Bd. 16 (1888), S. 140 ff.
- 25 Archiv LTA 711.2 Nr. D 06: Johann Kessler. „Tagebuch für den Großherzogl. Badischen Hauptmann und Brigade Major Keßler“, angefangen den 29. Nov. 1806 mit Marschroute. Daraus die folgenden Zitate. Ein sog. „Auszug aus dem Tagebuch“ existiert im GLA Karlsruhe unter Nr. 65/714. Es wurde offenbar erst 1881 dem Archiv übergeben.
- 26 Auszüge aus Kesslers Tagebuch, Unterstreichungen weggelassen, Zeichensetzung modernisiert.
- 27 Kesslers Tagebuch, das später nicht mehr wesentlich überarbeitet wurde, dürfte eine wertvolle Ergänzung zu den Aufzeichnungen v. Grolmanns, Tagebuch über den Feldzug des Erbgroßherzogs Karl von Baden, sein, das in der Handschriftensammlung des Wehrgeschichtlichen Museums in Rastatt aufbewahrt wird (HSS-WGM I/21).
- 28 Evang. Kirchenbuchamt Karlsruhe, Beerdigungsbuch, S. 496: Wilhelmine Kessler starb am 21. De-

- zember im Alter von 24 Jahren und u. 8 Wochen an Auszehrung, d. h. an Tuberkulose.
- 29 WGM Rastatt, Nachlaß Porbeck, Bericht Nr. IX, Medellin, 14. 4. 1809; s. a. E. Blankenhorn, 1808–1814. Badische Truppen in Spanien. Amtl. Veröffentl. d. Armeemuseums, Karlsruhe/Baden. Deutsche Wehr am Rhein, S. 65.
 - 30 Universallexikon, wie Anm. 9, S. 648f.; vgl. auch handschriftliche Aufzeichnungen von Lina Kessler, LTA Archiv, 711.2 Nr. F 17 und ebd. D 4 I. Kassette, Bl. 12, das dort angegebene Datum stimmt also mit den Angaben der Akten überein; das Kaufkontraktenprotokoll von 1818 bzw. 1819 führt (s. u.) ihn allerdings noch in badischen Diensten stehend.
 - 31 Badwochenblatt (1812) 8; (1814) 185; (1816) 27; (1816) 52 und 197; (1817) 163.
 - 32 Taufbuch der evang. Kirchengemeinde Lichtenau aus dem Jahre 1778, Eintrag zum 26. Februar.
 - 33 Archiv LTA 711.2 D 4 I. Kassette, Bl. 3.
 - 34 L. Lauppe, Burg, Stadt und Gericht Lichtenau, Weinheim (1984) S. 397.
 - 35 Rastatt, Traubuch evang. Kirche Eintrag vom 18. Dezember 1809; Jaegers Angabe des Vornamens, nämlich „Katharina“, in NDB, a. a. O., ist falsch, jedoch liegt hier ein merkwürdiges Faktum vor, denn in der ersten Fassung des Taufeintrags steht ebenfalls „Catharina“, ein Name, der später (Frage ist wann, warum, warum falscher Eintrag?) in „Carolina“ umgeändert wurde. Es rankt sich eine merkwürdige „Verwirrung“ hinsichtlich der Namen um die Kesslers.
 - 36 Badwochenblatt (1816) 75 und (1817) 93.
 - 37 StA Baden-Baden, Kaufkontraktenprotokolle 1818, Nr. 27, s. a. Karlsruher Zeitung Nr. 197 18. Juli 1818, S. 956. Bei Götz handelt es sich um den am 23. 1. 1832 verstorbenen Johann Jakob Götz, der am 15. 5. 1806 Amalie Wilhelmine Schübler, die jüngere Schwester von Caroline Schübler geheiratet hatte. Nachlaß Kessler, Archiv LTA 711.2 Nr. D 4, Karte 34.
 - 38 STA Baden-Baden, Feuerversicherungsbuch, 1807, S. 235, Nr. 376.
 - 39 Kaufkontraktenprotokolle vom 30. 7. 1819, an einen Siegmund Perkler von Perklers aus Darmstadt für 8800 Gulden, Mobilier eingeschlossen. Das bedeutet, daß Kessler das Haus, das für 7100 Gulden erworben wurde, nach einem Jahr mit einem möglichen Gewinn von 1700 fl. wieder verkaufte. Allerdings waren 4000 fl. bei einem Zinsfuß von 5% erst innerhalb von vier Jahren zu zahlen.
 - 40 STA Karlsruhe, Wegweiser für die großherzogliche Residenzstadt Karlsruhe, hrg. v. Polizey-Kommissär Johann Scholl, 1820, S. 63, auf Seite 17, ebd. heißt es, er habe bei Rechnungs-rath Baurittel gewohnt.
 - 41 Kath. (!) Kirchenbuch Baden-Baden, Sterbebuch 1824, S. 41, § 62; Kessler wohnte zu dieser Zeit im nicht ganz feinen Gerberviertel.
 - 42 Wegweiser, 1828, S. 11 und 69.
 - 43 In den jeweiligen Adressbüchern von Karlsruhe, sie heißen ab 1833 auch „Adreßbuch“ und sind über die Indices leicht zu erschließen.
 - 44 Totenbuch der Hospitalkirche Stuttgart 1858, S. 28, Nr. 35.
 - 45 Seine Bedeutung wird auch dadurch unterstrichen, daß er Eingang findet in ein frühes badisches „Universallexikon“, Karlsruhe 1844, Sp. 648f.
 - 46 Archiv LTA 711.2 D4, Bl. 16.
 - 47 Zu Johann Jakob Götz (1771–1841) vgl. Anm. 37.
 - 48 Auch in den genealogischen Karten im Nachlaß Kessler wird auf die Besonderheit hingewiesen, daß Johann Kessler sich vermutlich in Baden diesen zweiten Vornamen zulegte.
 - 49 Badwochenblatt 1820, S. 49.
 - 50 Adreßbuch für die Großherzogl. Stadt Baden, STA Baden-Baden, S. 3.
 - 51 Nachlaß im Archiv LTA, AVZ Nr., Kessler schreibt selbst in seinem Testament, er habe bis 1826 des Karlsruher Pädagogium besucht.

Anschrift des Autors:
Hans-Jürgen Enzweiler
Am Finkenrain 3
74706 Osterburken



Grottesau

Kloster und Schloß



*Benediktinerkloster und
Lustschloß der Markgrafen*



*Markgräfliches Kammergut
und Artilleriekaserne*

*Zerstörung, Wiederaufbau und
die Staatliche Hochschule
für Musik*



Herausgegeben von
Peter Rückert

G. Braun

Grottesau – Kloster und Schloß. Herausgegeben von Peter Rückert, 120 Seiten, 86 zum Teil farbige Abbildungen, gebunden, DM 32,-. ISBN 3-7650-8156-6.

Dieses Buch schildert die über 900jährige, wechselvolle Geschichte von Grottesau. In Grottesau beginnt um 1100 mit der Gründung als Benediktinerkloster die Karlsruher Stadtgeschichte. Etwa 500 Jahre später entstand in Grottesau das prächtige Lustschloß der Markgrafen von Baden-Durlach, gleichsam als Vorbote der späteren Residenz Karlsruhe. Im 19. Jahrhundert zogen Soldaten in Grottesau ein, aus der Schloßanlage wurde die Artillerie-Kaserne mit Ställen, Remisen, Reitbahn und Geschützschruppen. Nach dem Bombenangriff vom Juli 1944 standen nur noch die Außenmauern. Dem glanzvollen Wiederaufbau und der heutigen Nutzung als Musikhochschule sind eigene Beiträge gewidmet.

In dem neuen Bildband wird von Archäologen, Historikern, Kunsthistorikern, Bautechnikern und Musikwissenschaftlern diese über 900jährige Geschichte anschaulich und leicht nachvollziehbar dargestellt.

Karlsruhe 1848—1849

Aus den Lebenserinnerungen Emil Glockners

VORBEMERKUNG

Aus dem umfangreichen Erinnerungswerk, das Emil Glockner in den Jahren 1910 und 1911 in insgesamt fünf Heften niederschrieb, die jetzt im Generallandesarchiv Karlsruhe verwahrt werden (65/20033), hat Hansmartin Schwarzmaier bereits zwei Abschnitte veröffentlicht. In Heft 43, 1991, der Heidelberger Universitätszeitschrift „Ruperto-Carola“ wird auf den Seiten 141–157 über das „Heidelberger Studentenleben“ Glockners der Jahre 1856–1860 berichtet, in der „Ortenau“, den Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden 1994, auf den Seiten 473–494 „Emil Glockners Straßburger Zeit (1870–1872)“ behandelt. In beiden Veröffentlichungen wurde dabei vom Herausgeber auf den nüchternen, z. T. sogar trockenen Stil des Verfassers hingewiesen, zugleich jedoch die Erinnerungen aufgrund ihrer Fülle an historischen Detailinformationen und ihrer Zuverlässigkeit als „hochinteressante Quelle“ charakterisiert, die Einblicke in die Mentalität der höheren Beamten-schaft Badens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu geben in der Lage seien.

Als der junge Emil am 24. Oktober 1837 in Karlsruhe als Sohn eines badischen Finanzrats geboren wurde, war sein weiterer Lebensweg in groben Zügen bereits vorgezeichnet. Jugend und Schule in Karlsruhe, Studium der Kameralwissenschaften an den Universitäten Heidelberg, München und Berlin, sowie nach Absolvierung des Staatsexamens verschiedene Funktionen im Bereich der badischen Staatsverwaltung, gehörten durchaus zu den normalen Stationen eines badischen Beamtenlebens. Zwischen 1870 und 1872 war er als Dezernent in der reichsländischen Steuerverwaltung in Straßburg mit der Einrichtung der

deutschen Steuergesetzgebung in den ehemaligen französischen Ostdepartements beschäftigt und die darauffolgenden Jahre als Ministerialrat im Badischen Finanzministerium, dessen Steuerektion er seit 1882 leitete. Hier widmete er sich mit Energie und Akribie der Reform der Steuergesetzgebung in Baden, die zu seinem Lebenswerk wurde. Daß Glockner in all diesen Positionen reüssierte und mit hervorragenden Leistungen eine glänzende Karriere machte, die ihn im Frühjahr 1909, nachdem er bereits 1893 die Berufung zum badischen Finanzminister abgelehnt hatte, als Präsident an die Spitze der Badischen Oberrechnungskammer führte, läßt ihn aus der Masse der großherzoglich-badischen Beamten jener Zeit heraustreten, zumal er als Karlsruher Stadtverordneter zwischen 1879 und 1910 sowie als Mitglied der I. Badischen Kammer seit 1905 durchaus auch „politische“ Funktionen jenseits der rein administrativen Tätigkeit innehatte.

Nach seiner Pensionierung im Jahre 1912 verbrachte er die meiste Zeit an seinem Alterswohnsitz in Bad Griesbach, wo er am 7. Juli 1921 verstarb.

Daß hier seine Erinnerungen an die in Karlsruhe als Kind und junger Schüler erlebten Revolutionsjahre 1848 und 1849 abgedruckt werden, liegt sicher nicht in der für andere Bereiche seines Werkes konstatierten Informationsfülle und Detailtreue begründet. Im Gegenteil: hier erzählt ein alter Herr im Herbst seines Lebens von einer Jugendzeit, die sich ihm in verklärtem Licht darstellt. Wer also von den nachfolgenden Zeilen eine präzise, historisch genaue Schilderung der Revolutionsereignisse in Karlsruhe erwartet, wird sie sicherlich enttäuscht zur Seite legen. Ein ande-

rer Aspekt ist es, der vorliegenden Text unter historischen Gesichtspunkten interessant und damit zugleich für die Revolutionsforschung zu einer authentischen historischen Quelle werden läßt, die als solche mehr aussagt, als es die nüchtern-chronologische Darstellungsform vermuten läßt.

In der Schilderung Glockners schlägt sich eine Sicht der Revolution nieder, die charakteristisch für die Einstellung des gebildeten, ökonomisch in sicheren Verhältnissen lebenden, auf den Großherzog fixierten Beamtenstandes der Residenz war. Deutlich wird in der Erinnerung zwischen zwei Phasen der Revolution unterschieden. Das Jahr 1848 mit seinem schwarz-rot-goldenen Taumel, der Verwirklichung bürgerlicher Grundrechte in Deutschland, dem Erwachen des Nationalbewußtseins, dem Streben nach dem einigen Vaterland, dem sich auch in der Residenz nur die wenigsten entziehen konnten, wird dabei durchaus wohlwollend beurteilt. Schließlich waren die ehemals liberalen Forderungen nach der Einheit Deutschlands mit einem deutschen Parlament in der Zwischenzeit durch Bismarck, wenn auch unter anderen Vorzeichen und mit anderen Intentionen, verwirklicht worden. Eindeutig negativ besetzt ist die eigentliche badische Revolution des Frühsommers 1849, als die Revolution in ihrer sozialen Dimension, als eine Bewegung von unten, als Aufstand der Masse begreifbar wurde, der geeignet war, scheinbar festgegründete Hierarchien umzustürzen und damit den Status des eigenen Standes zu gefährden. Die negative Erfahrung der politisch-gesellschaftlichen Unordnung oder vielmehr der Abwesenheit der traditionellen Ordnung hat sicher dazu beigetragen, daß Glockner in seinen administrativen Funktionen auf geradezu akribische Art in entgegengesetzter Weise gewirkt hat. Noch Jahrzehnte danach kann man die Fremdheit, ja sogar den Abscheu verspüren, den die Einquartierung „einfacher“ Volkswhehrmänner 1849 im Hause Glockner auslöste. Ihre rohen Sitten, ihr plumpe, „bäuerliches“ Auftreten verfehlten offensichtlich ihren Eindruck nicht bei einem Jungen, der bislang in gutbehüteten bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen war und Begriffe wie soziale Schichtung oder Klasse nur insoweit vermittelt bekommen hatte, als er sich zuweilen auf dem

Schulweg mit den Trivialschülern der Karlsruher Tagelöhner und Fabrikarbeiter stritt.

Insofern ist der Bericht Glockners über seine Erinnerungen an Karlsruhe in den beiden Revolutionsjahren 1848 und 1849 tatsächlich auch und gerade eine Quelle für die Bewältigung und Einschätzung der badischen Revolution, ihren politischen wie gesellschaftlichen Zielen, im badischen Beamtentum selbst.

Der vorliegende Abschnitt bildet einen Teil des ersten Bandes der Glocknerschen Lebenserinnerungen. Er wurde in seiner Gesamtheit übernommen, wobei lediglich zwei kleinere Passagen ausgelassen wurden, in denen er von den Verhältnissen am Karlsruher Lyzeum, von den Lehrern, ihren Vorzügen und Nachteilen, den unvermeidlichen Streichen der Schüler, den Schulausflügen etc. berichtete. Die Orthographie des Textes sowie die Zeichensetzung wurden normalisiert.

Die erste Nachricht vom Ausbruche der Pariser Revolution, durch die Ludwig Philipp verjagt wurde, erhielten wir eines Abends in den letzten Tagen des Februar durch den jungen Boissot, ein Söhnchen des Institutsvorstehers Boissot¹, dessen Anstalt meine Schwester besuchte. Der junge Boissot besuchte mich ab und zu; er war ein lebhafter Knabe. Dieser brachte uns die Nachricht, daß der König abgesetzt sei und die Tuilleries in Flammen ständen, was einen mächtigen Eindruck auf mich machte. Tags darauf brachten dann auch die Zeitungen die Bestätigung, die damals noch nicht so rasch bedient wurden (Telegraphen, außer einem sehr unvollkommen funktionierenden optischen Telegraph zwischen Paris und Straßburg, gab es noch nicht). Die Nachricht wirkte zündend. Überall im Lande wurden Volksversammlungen abgehalten, Preßfreiheit, Geschworenengerichte, allgemeine Volksbewaffnung etc. verlangt. Dem Verlangen wurde im Wesentlichen entsprochen. Zugleich wurde stürmisch die Einberufung eines deutschen Parlaments und die Einsetzung einer Zentralregierung gefordert. Auch diese Forderung fand ihre Verwirklichung in der Constituierung eines deutschen Parlaments in Frankfurt am Main und in der Ernennung des als volkstümlich und bürgerfreundlich anerkannten Erzherzogs Johann von Österreich². Jedes dieser Ereignisse wurde mit großem Jubel gefeiert und

es kam auch die Stadt Karlsruhe aus dem festlichen Fahنشmuck fast nicht heraus. Ganz impulsiv wurde in ganz Deutschland die schwarzrotgoldene Fahne zur Nationalfahne erwählt und auch wir beeilten uns, an die alte rotgelbe badische Fahne einen schwarzen Streifen anzunähen und bei den vielfachen Anlässen damit unser Haus zu schmücken. Die Männer steckten sich schwarzrotgoldene Schleifen ins Knopfloch und trugen eben solche Kokarden an den Hüten, die Beamten, so auch mein Vater, sogar an den Cylinderhüten (Seidenhüten), die damals von den besseren Beamten tagtäglich getragen wurden. Die mehr freiheitlich Gesinnten gingen dazu über, weiche Hüte zu tragen, die ganz revolutionären Elemente weiche große Schlapphüte (sog. Hekkerhüte) und rote Halsbinden. Das war aber schon Auswuchs, der größtenteils erst im Jahre 1849 aufkam. Das Jahr 1848 stand fast ausschließlich noch im Zeichen von schwarzrotgold: Auch wir Buben ließen uns unsere leinenen Turnerkappen mit schwarzrotgoldenen Litzen einfassen und waren sehr stolz darauf. Im übrigen ließ uns Buben die freiheitliche Bewegung ziemlich kalt. Nur die oben bereits geschilderte Errichtung der Bürgerwehr erregte unser Interesse, sowie auch der Dänische Krieg, der im Laufe des Jahres 1848 ausbrach und an dem auch ein Teil der Badischen Armee teilnahm³. Ich erinnere mich noch genau der Parade der ausrückenden Truppen auf dem Schloßplatz. Statt „Räuberles“ wurde nun in den Schulpausen und nach der Schule stets „Deutsche und Dänen“ gespielt. Dabei wurden die „Dänen“ stets gehörig verhauen, so daß schließlich Niemand mehr „Däne“ sein wollte, auch wenn das Los ihn hierzu bestimmte. Überall erklang das Lied „Schleswig-Holstein meerschlungen“, das wir Buben wacker mitsangen. Der Gipfelpunkt der Begeisterung wurde aber erst im April 1849 erreicht, als im Gefecht von Eckernförde die deutschen Strandbatterien das dänische Linienschiff Christian VIII. in die Luft sprengten und die Fregatte Gefion zur Übergabe zwangen⁴. Es war ein Jubel, fast so mächtig wie später im 1870er Krieg über die deutschen Siege. Es war das Erwachen des Nationalbewußtseins nach langer Zeit des Schlafens und Träumens. Dieser Freudentaumel steht mir noch genau in Erinnerung.

Im Laufe des Jahres 1848 folgten dann die Aufstände im badischen Oberlande, das Gefecht bei Kandern, die Einnahme Freiburgs durch die Freischaren und die Wiedereroberung durch badische Truppen. Wir waren über das letztere Ereignis in Sorgen, wegen der Verwandten in Freiburg. Es waren abenteuerliche Gerüchte verbreitet über die schwere Beschädigung der Stadt bei der „Erstürmung“ durch die Truppen. Unser Vater fuhr sofort hinauf, um nach den Verwandten zu sehen. Er traf sie wohlbehalten. Die Gerüchte über die Schäden und die Zahl der Toten waren übertrieben. Immerhin war es zu einem regelrechten Sturm gekommen, denn wenn auch Freiburg längst keine Festung mehr war, so bestanden damals noch vielfach die alten Wälle und Gräben und man konnte nur durch die Tore, die auch nach alter Sitte durch die (heute noch bestehenden) Tortürme verteidigt wurden, in die Stadt gelangen⁵.

Wir hörten selbstverständlich der Erzählung des zurückgekehrten Vaters mit größtem Interesse zu.

Ganz anders aber griffen die Ereignisse der Mairevolution des Jahres 1849 in unser stilles und friedliches Dasein ein. Von den politischen Vorgängen, die dieser Erhebung vorausgingen, verstanden wir Kinder nichts. Um so mehr wurden wir von den Ereignissen überrascht, insbesondere von den Vorgängen des 13. Mai, die in der Empörung der Truppen in Rastatt und Abends in Karlsruhe gipfelten. Unser Vater war schon seit einigen Tagen in Dienstgeschäften ins Oberland (Gegend von Lörrach) verreist. Wir waren mit der Mutter allein zu Hause, als Abends nach dem Nachtessen (es war ein Sonntag) ein Schießen auf den Straßen begann, namentlich in der Richtung der Infanteriekaserne, die damals auf dem Platz stand, auf dem später das Hauptpostgebäude errichtet wurde. Die durchweg betrunkenen Soldaten, an die Seitens der Hetzer schon seit Wochen allabendlich Freibier verzapft wurde, schossen zwecklos in den Straßen herum, nachdem sie die Offiziere verjagt und ihre Gamaschen, die das Militär damals trug und die wenig beliebt waren, vor der Kaserne verbrannt hatten. Sie zogen dann, vom Mob unterstützt, brüllend und schießend die Langstraße (jetzt Kaiserstraße) hinauf bis zum Zeughaus, das sie zu

plündern beabsichtigten unter Verteilung der Waffen an das „Volk“. Das Zeughaus war jedoch von der Bürgerwehr, die vom Anschlag Kenntnis erhielt, in aller Eile besetzt werden. Die Angreifer wurden mit einer Salve empfangen; einige fielen, die andern wichen zurück und beschossen die Verteidiger nur noch und ohne jeden Erfolg aus respektvoller Entfernung. Dagegen nahmen sie mit mehr Erfolg eine Schwadron Dragoner unter ihr Feuer, die zur Deckung des Schlosses die Waldhornstraße hinunterreiten wollte. Der Schwadronchef, Rittmeister von Laroche⁶, fiel von mehreren Kugeln durchbohrt an der Ecke der Langstraße und Waldhornstraße. Die Schwadron machte hierauf kehrt und ritt in ihre Kaserne zurück. Eine andere Abteilung allerdings gelangte zum Schloß und begleitete Nachts den auf einem Protzkasten sitzend durch den Park nach Rheinbayern entfliehenden Großherzog.

In banger Sorge erwarteten wir die Rückkehr des Vaters, die Abends erfolgen sollte. Er kam aber erst in Mitte der Nacht an. Der Bahnzug wurde in Ettlingen angehalten, so daß der Vater den Weg von Ettlingen hierher zu Fuß zurücklegen mußte und auf Umwegen durch die Stadt endlich unser Haus erreichte. Durch ihn erfuhren wir dann das Nähere über das Vorgefallene sowie über die am gleichen Tag in Offenburg abgehaltene, sehr stürmisch verlaufene Volksversammlung. Unsere Freude über die glückliche Heimkehr des Vaters war groß.

Am anderen Tag befand sich Karlsruhe in der größten Bestürzung über die Vorgänge der Nacht. Namentlich wirkte die Nachricht von der Flucht des Großherzogs äußerst deprimierend. Die adligen Familien der Stefaniestraße packten eiligst die notwendigsten Siebensachen auf Fuhrwerke und flohen ebenfalls der Rheinpfalz zu, in welcher übrigens fast gleichzeitig eine ganz ähnliche revolutionäre Bewegung losbrach, an welcher sich allerdings das Militär nicht beteiligte. Es wagte aber auch nicht gegen die Aufständischen mit Waffengewalt einzuschreiten, sondern lag unbeweglich in den Festungen Landau und Germersheim.

Da in Folge der Flucht des Großherzogs (Leopold) und des Hofes auch die Minister ihres Amtes nicht mehr walteten, hatten die Aufständischen leichtes Spiel. Sie setzten in

der Montags Frühe sofort eine provisorische Regierung ein, die an Stelle des entflohenen Großherzogs „bis auf Weiteres“ die Regierungsgewalt in die Hand nahm und dieses durch riesengroße Plakate an den Mauerecken verkündete mit dem anmutigen Zusatz, daß Jeder, der den Anordnungen dieser provisorischen Regierung nicht folge, als „Vaterlandsverräter“ behandelt und vor ein Standgericht gestellt würde, das zu diesem Behufe eingesetzt wurde.

Auch die Ministerstellen wurden provisorisch neu besetzt. Finanzminister wurde ein junger Kameralpraktikant Namens Gögg⁷. Den Beamten, so auch unserem Vater, wurde eröffnet, daß sie der provisorischen Regierung Gehorsam zu leisten und dies handgelüblich zu bestätigen hätten, andernfalls Entlassung und Abführung ins Gefängnis. Es war ein schwerer Kampf für die Beamten. Sie berieten sich einige Tage. Dann verpflichteten sie sich handgelüblich der provisorischen Regierung „unter Vorbehalt ihres dem Großherzog geleisteten Eides“. Die provisorische Regierung gab sich damit um so eher zufrieden, als sie die Beamten zur Fortführung der Geschäfte notwendig brauchte und weil sie sich in der Anfangszeit ihrer Herrschaft immer noch gerne den Anschein gab, im Namen des entlassenen Großherzogs zu regieren. Es war dies eine sehr kluge Maßregel. Von all diesen hochpolitischen Dingen erfuhr ich als 11½-jähriger Bub natürlich nur wenig. Für uns Buben war die „Revolution“ insoferne ein freudiges Ereignis, als die Schulen in den ersten Tagen ganz geschlossen blieben und späterhin der Schulbetrieb nur ein recht beschränkter und vielfach gestörter war. Gelernt wurde blutwenig, dagegen möglichst viel gebummelt. So strolchten wir schon an jenem Montag nach der Revolte in den Straßen herum und sah ich dabei die ersten Toten. Sie lagen in der Kaiserstraße, etwa zwischen Adler- und Kronenstraße, vermutlich vom Zeughaussturm herrührend. Im Wirtshaus zur Sonne, Ecke der Langen- und Waldhornstraße, lag im unteren Wirtszimmer der erschossene Rittmeister v. Laroche auf einem Tisch. Wir guckten unter der Türe stehend hinein.

In der Langenstraße zogen Dragoner herum, ihre Pferde am Zügel führend und um wenige Kronentaler zum Verkauf anbietend.

Auch Infanteristen suchten ihre Waffen um eine Bagatelle loszuwerden. Denn alle strebten danach, in ihr Heimatsort abzuziehen, des leidigen Militärdienstes ledig. Sie täuschten sich aber sehr. Denn schon nach wenigen Tagen wurden nicht bloß sie, sondern alle waffenfähigen Männer von 18 bis 36 Jahren unter die Waffen gerufen unter Androhung der Todesstrafe bei Nichterscheinen. Die Angehörigen des Soldatenstandes wurden wieder in ihre Regimenter eingereiht, wobei sie ihre Offiziere selbst zu wählen hatten. Sie hielten während der ganzen Zeit des Aufstandes merkwürdigerweise recht gute Disziplin und wir waren zu Hause sehr froh, wenn wir reguläres Militär als Einquartierung hatten, statt sogenannter „Freischärler“. Diese rekrutierten sich teils aus den ausgehobenen, bisher nicht im Militärverbände gestandenen Mannschaften, teils aus von aller Herren Länder zusammengelaufenen, meist höchst bedenklichen Subjekten, darunter namentlich auch Polen, die eine besondere „Legion“ bildeten. Alle diese nicht zum Militär gehörigen Leute trugen Blusen mit Ledergürteln (Blusenmänner) und Schlapphüte mit Hahnenfedern (es soll damals in ganz Baden keinen einzigen Gockelhahn gegeben haben, dem nicht die Federn ausgerissen waren). In Ermangelung anderer Waffen waren die Freischärler vielfach mit gerade gestellten Sensen bewaffnet, was einen recht gruseligen Eindruck machte. Wir hatten fortgesetzt Einquartierung, meistens aber nur 2–3 Mann, immerhin eine rechte Last, denn die Leute wollten gut gefüttert sein.

Gleich am zweiten Tage nach dem Ausbruch des Aufstandes kam auch Onkel Reindle von Offenburg in größtem Entusiasmus und in vollem Freischärlerkostüm mit Schleppsäbel und Pistolen auf zwei Tage als Gast zu uns ohne weiteren ersichtlichen Zweck, als um seinen Schwägern – meinem Vater und Onkel Kugel – die er als „Federfuchser“ und „Bureaukraten“ als sehr minderwertig erachtete, möglichst zu imponieren und ihnen und uns mit volltönenden Worten die Glückseligkeiten einer Republik zu preisen. Mir imponierte er sehr und begleitete ich ihn stolz auf seinen Gängen in der Stadt.

In den ersten Tagen nach dem Revolutionsausbruch und auch späterhin ab und zu verbreitete sich das Gerücht, daß Karlsruhe der

Plünderung preisgegeben werden sollte. Die zugezogenen fremden Freischärler, namentlich die Polen, zeigten auch gute Lust dazu und es wäre vielleicht auch dazu gekommen, wenn die Bürgerwehr nicht entschlossen und mutig aufgetreten wäre. Die Sache kam soweit, daß eines Tages auf dem Schloßplatz die Bürgerwehr und die Freischaren sich kampfbereit gegenüberstanden. Als wir Buben ahnungslos zur Schule gingen, marschierten gerade die Freischärler durch die verschiedenen zum Schloß führenden Straßen, die Polen durch die Herrenstraße, an. Als wir merkten, daß es Ernst gelte, und möglicherweise bald zum Knallen kommen würde (die Bürgerwehr stand am Schloß), eilten wir natürlich rasch nach Hause. Der Vater verrammelte das Hoftor mit Balken, die Wertsachen wurden in eine hintere Speicherkammer gebracht, vor deren Tür ein großer Kasten gestellt wurde. Auch das uns schräg gegenüber liegende Münzgebäude wurde in Verteidigungszustand gesetzt, Matratzen (als Schutz gegen Flintenschüsse) an den Fenstern befestigt. Kurz, man war auf das Schlimmste gefaßt. Nach einigen bangen Stunden hörte man aber, daß alle Gefahr vorbei sei. Nach längeren Verhandlungen gaben die Freischärler nach, wohl hauptsächlich aus Respekt vor den vier Kanonen der Bürgerwehrartillerie, Kartätschenfeuer drohte. Es wurde erreicht, daß alle Freischaren aus der Stadt abgezogen und nur noch reguläres Militär (neben der Bürgerwehr) in der Stadt weilen durfte. Dieses Übereinkommen wurde auch während der ganzen weiteren Zeit des Aufstandes gehalten mit der einzigen unvermeidlichen Ausnahme, als die aus der Rheinpfalz durch das Bundesmilitär vertriebenen Freischaren unter ihrem Generalissimus Willich⁸ und seiner hoch zu Roß in Männerkleidern neben ihm dahertrabenden Frau einrückten. Sie kamen von Maxau her und zogen durch die Stefaniestraße und unseren Fenstern vorbei. Es war eine recht klägliche Schar. Sie führten einige kleine Kanonen (Bergkanonen) bei sich. Im übrigen sahen sie sehr verlumpt aus. Abends bekamen wir dreier dieser Kerle als Einquartierung. Der Vater trat ihnen sehr entschieden entgegen. Sie durften die Wohnung nicht betreten, sondern mußten auf Stroh in der Waschküche schlafen. Wir standen viele Angst aus bis dieses Pack am

zweiten Tag wieder abzog. Da man nicht wußte, ob sich Ähnliches nicht wiederholen würde, vergrub der Vater bald nachher das Silber und die Wertpapiere (es waren deren nicht sehr viele) im Garten. Die Wertpapiere staken in Einmachgläsern und waren dadurch gegen Schimmel etc. gesichert. Wir Kinder, d. h. meine Schwester und ich, wurden in das Geheimnis eingeweiht, worauf wir sehr stolz waren.

Fast täglich wurden auf dem Marktplatz Versammlungen abgehalten mit Reden vom Rathausbalkon herunter. Die Republik wurde erklärt. Die provisorische Regierung wurde durch eine definitive ersetzt. Die Maske, daß nur im Namen des abwesenden Großherzogs regiert werde, wurde fallengelassen. Daß unter solchen Zuständen, namentlich bei dem unruhigen Treiben vor dem Rathause, dem gegenüber damals das Lyzeum war, an einen gut geordneten Schulbetrieb nicht gedacht werden konnte, ist klar. Häufig wurden wir, in der Schule angelangt, sofort wieder heimgeschickt, zu unserm größten Jubel. Nur einer unserer Lehrer, der alte Hofrat Maurer⁹, hielt unbekümmert um Alles, was sich draußen abspielte, seine Stunden ab. Er gab Geographieunterricht, und zwar in sehr vorzüglicher Weise. Er ließ uns namentlich Karten nach dem Atlas zeichnen und zwar in sehr genauer und pünktlicher Weise. Mir machte dies viel Freude, da ich stets gerne zeichnete und ich bekam mit meinem Schulkameraden Josef Durm¹⁰ zusammen (dem späteren berühmten Architekten und jetzigen Geheimrat) meist die besten Noten . . .

Nun aber zurück von diesen Schulgeschichten zum Fortgang der revolutionären Bewegung. Sie geriet schon nach wenigen Wochen gewaltig ins Stocken. Die Hoffnung, ganz Süddeutschland werde sich ihr anschließen, erfüllte sich nicht. Nur die Rheinpfalz machte mit. Ein Versuch mit badischen Truppen in Hessen einzudringen mißlang völlig. Schließlich rückten Bundestruppen und namentlich ein preußisches Armeekorps unter dem Befehl des Prinzen Wilhelm von Preußen¹¹, dem nachmaligen Kaiser Wilhelm I., ins Großherzogtum ein und drangen langsam vor. Nach den für die Aufständischen nicht gerade unrühmlichen, aber für sie ungünstig abgelaufenen Gefechten bei Waghäusel und Ubstadt, wichen sie bis Durlach zurück, wo sie noch ein ziemlich hitziges Rück-

zugsgefecht lieferten, um sich dann bis hinter die Murg zurückzuziehen. Beim Kampfe in Durlach hörte man das Schießen deutlich in Karlsruhe und einige Kanonenkugeln flogen sogar die Langestraße herunter. Zu einem Kampfe in Karlsruhe selbst, wie man zuerst befürchtet hatte, kam es aber nicht. Nachmittags rückten in aller Ruhe die Preußen ein. Ich stand am Durlacher Tor und sah sie einziehen. Die große Truppenmasse, die verschiedenerlei Uniformen, namentlich der Reiterei, die teils aus Kürassieren, teils aus Husaren, vor allem aber aus den wegen ihrer Lanzen sehr gefürchteten Ulanen bestand, die ganz feld- und kriegsmäßige Adjustierung der Truppen imponierte mir gewaltig. Das Bild steht mir noch heute klar vor Augen. Der Einzug dauerte bis zum späten Abend. Die Eltern waren wegen meines späten Heimkommens und langen Ausbleibens in Sorge um mich gewesen, übrigens vollauf beschäftigt mit der Unterbringung und Versorgung der zahlreichen Einquartierung, die wir erhielten. Es wurde uns 14 Mann zugeteilt, die wir der Mehrzahl nach nur auf Stroh, teils auf dem Speicher, teils in unserm guten Zimmer lagern konnten, das zu dem Ende teilweise ausgeräumt wurde. Ich schlief in der Mansarde meiner Schwester auf dem Boden. Die Anstrengung, so viele Leute unterzubringen und für sie zu kochen und sonst zu sorgen, war eine so große für unsere arme Mutter gewesen, daß sie Abends ohnmächtig zusammenbrach. Doch erholte sie sich bald wieder. Glücklicherweise marschierten andern Tag das Gros der preußischen Armee weiter und bekamen wir von da an meist nur zwei Mann Einquartierung. Die Leute waren alle sehr ordentlich. Die am ersten Tage zu uns kamen, hatten zum Teil leichte Streifschußwunden vom Durlacher Gefecht her, die sie in unserer Küche auswuschen und verbanden, was mir sehr gruselig erschien. Eine Zeitlang hatten wir auch einen Offizier (einen adeligen Hauptmann) im Quartier, den wir im guten Zimmer (Besuchszimmer) unterbrachten. Er hatte zu unserer Ver- und Bewunderung eine Unmasse Odeur und Toilettenfläschchen etc. auf dem Waschtisch stehen und war überhaupt ein sehr feiner Herr. Er machte den Eltern in großem Staat mit Helm und Schärpe seine Aufwartung. Als meine Mutter, um etwas Verbindliches zu sagen, ihm bemerk-

te, daß es uns sehr freue, ihn als Gast in unserem Hause zu haben, erwiderte er ganz höflich aber ernst, „wenn es in der Tat so ist, soll es mir lieb sein“. Dieses Dictum imponierte uns so, daß wir es in unseren Familienwortschatz aufnahmen.

Am Tage nachdem die Preußen in Karlsruhe eingerückt waren, hielt der höchste Kommandierende, Prinz Wilhelm von Preußen, seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Er stieg im Residenzschloß ab. Die Bürgerwehr stand in voller Paradedala Spalier, die Bürgerwehrartillerie schoß Salut. Der Prinz lobte die Bürgerwehr sehr ob ihrer Haltung, sowohl ihres militärischen strammen Aussehens und guten Vorbeimarsches (bekanntlich die Hauptsache in den Augen eines preußischen Generals), als ihres mutigen und im Ganzen getreuen Verhaltens während der Revolutionszeit. Sie wurde auch nicht wie alle übrigen Bürgerwehren des Landes aufgelöst, sondern blieb bestehen, bis sie in den Jahren der Reaktion von selbst einschloß. Die Eltern und wir Kinder standen bei dem feierlichen Einzug auf dem Schloßplatz. Alles war hocheifrig, daß nunmehr die Tage der revolutionären Willkürherrschaft vorbei waren und wieder stramme Ordnung herrschte. Jedermann hatte von der sogenannten „Freiheit“ genug.

Wenige Tage nachher fand das letzte Gefecht mit der Revolutions„armee“ bei Kuppenheim an der Murg statt. Diese hatte eine gute Stellung, mit ihrem linken Flügel auf die Festung Rastatt gestützt, inne und schlug sich im Ganzen recht gut. Es war ein heißer Sommertag. Die Artilleristen zogen ihre Röcke aus und bedienten in Hemdsärmeln die Geschütze, was sicherlich ganz praktisch war. Denn das Bedienen der Geschütze, durchweg Vorderlader, war damals weit anstrengender als jetzt. Als aber die Württemberger Truppen vom oberen Murgtal über Gernsbach kommend, das von ihnen in Brand geschossen und erstürmt wurde, das Murgtal herunterzogen, wurde die Stellung der Aufständischen unhaltbar¹². Sie traten den, übrigens ziemlich geordneten Rückzug an und gingen teils auf Rastatt, teils landaufwärts zurück, bis sie die Schweizergrenze erreichten. Die preußische Armee wagte es zunächst nicht, ihnen über Rastatt und Baden hinaus zu folgen, sondern begnügte sich mit der Zernierung

von Rastatt, das nach wenigen Wochen kapitulierte. Fast wäre übrigens während der Belagerung von Rastatt bei einem Rekognoszierungsritte Prinz Wilhelm von Preußen in der Nähe von Niederbühl von einer Kugel der Geschütze der Belagerten getroffen worden, die hart neben ihm einschlug. Eine kleine Pyramide erinnert noch jetzt an dieses Ereignis. Hätte, wenn die Kugel getroffen hätte, die neuere deutsche Geschichte wohl den gleichen Verlauf genommen, wie dies später in so ruhmreicher Weise der Fall war? Von welchen Zufälligkeiten hängt doch der Gang der Weltgeschichte mitunter ab!

Am Tage des Gefechts bei Kuppenheim hörte man den Kanonendonner deutlich in Karlsruhe. Im Laufe des Tages wurden zahlreiche Verwundete auf Leiterwägen, auf Stroh gebettet, beim Militärlazarett, das kurz vorher (an seiner jetzigen Stelle, nur in kleinerem Umfange) fertig gestellt worden war, abgeladen. Da natürlich in diesen Tagen die Schule wieder einmal ganz ausfiel, so standen wir Buben, die immer eine merkwürdige Witterung dafür hatten, wo etwas „los“ war, selbstverständlich in vorderster Reihe beim Lazarett und sahen uns die Sache an. Es war aber zum Teil ein sehr grausiger Anblick, der mir lange in der Erinnerung haftete.

Damit waren die kriegerischen Ereignisse zu Ende. Wohl gab es noch ab und zu manches militärische Schauspiel zu sehen, da die Preußen noch zwei Jahre im Lande blieben und viel exerzierten, manövierten und Paraden abhielten . . .

Ein festlicher Tag war auch im gleichen Sommer (1849) die feierliche Rückkehr des Großherzogs und seiner Familie in Karlsruhe. Auch dabei spielte natürlich die getreue Bürgerwehr, die sich immer mehr als Retterin der Ordnung und als ungeheuer fürstentreu aufspielte, die Hauptrolle mit Spalier, Parade u. s. w.

Anmerkungen

- 1 Boisot, Karl, Sprachlehrer; seine Frau, E. Boisot, war Leiterin einer weiblichen Erziehungsanstalt in der Akademiestr. 43.
- 2 Johann, Erzherzog, österr. Feldmarschall (20. 1. 1782–10. 5. 1859), im Juni 1848 von der Frankfurter Nationalversammlung zum deutschen Reichsverweser gewählt, am 20. 12. 1849 zurückgetreten.

- 3 Am 23. März 1848 hatten Schleswig und Holstein den Abfall vom Königreich Dänemark erklärt, das daraufhin militärisch gegen die beiden Herzogtümer vorging. Die Frankfurter Nationalversammlung unterstützte diese Erhebung, die eine Welle nationaler Begeisterung in Deutschland hervorrief, durch die Entsendung von Reichstruppen. Auch eine badische Brigade kämpfte mit.
- 4 5. April 1849
- 5 Vgl. Heiko Haumann, Hans Schadek (Hrsg.), Geschichte der Stadt Freiburg, Band 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart, S. 93–110: Die Revolution von 1848/49, Freiburg 1994.
- 6 Laroche, Max von, Rittmeister, + 12. Mai 1849
- 7 Goegg, Amand, Renchen (7. 4. 1820–21. 7. 1897). Nach dem Studium der Kameralwissenschaften in Heidelberg war er seit 1844 im badischen Staatsdienst, aus dem er am 10. Mai 1849 ausschied. Als Stellvertr. Präsident des Landesausschusses der Volksvereine leitete er die Volksversammlung vom 13. Mai in Offenburg. Mitglied des regierenden Landesausschusses in Karlsruhe, wurde er zum Finanzminister der provisorischen Regierung gewählt. Im Juli 1849 Flucht in die Schweiz, 1850 in Abwesenheit zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt, kehrte er 1862 nach Verkündung der Amnestie nach Baden zurück.
- 8 Willich, August von (1810–1878), verließ aus politischen Gründen den preußischen Militärdienst, 1849 Freischarführer, 1853 in die USA emigriert, im amerikanischen Bürgerkrieg General der Nordstaaten. Vgl.: Alfred Diesbach, A. v. Willich: Preußischer Offizier, badischer Freischarführer, Brigadegeneral in den USA. In: Badische Heimat, Heft 3, 1978. Die am 19. Juni 1849 in Karlsruhe einziehende Frau, die Glockner sah, war höchstwahrscheinlich die Ehefrau des Unterführers Ludwig Blenker aus Worms.
- 9 Maurer, Prof. Wilhelm, Hofrat, (+ 1852), Hauptlehrer in der Oberquinta des Karlsruher Gymnasiums
- 10 Durm, Josef, Architekt, großherzoglicher Baumeister (14. 2. 1837–3. 4. 1919)
- 11 Wilhelm, Prinz von Preußen (22. 3. 1797–9. 3. 1888), von 1871 an Deutscher Kaiser
- 12 29. Juni 1849, Gefecht bei Gernsbach; 30. Juni 1849, Gefecht bei Kuppenheim; Einschließung der Festung Rastatt am 1. Juli.

Anschrift des Autors:
Dr. Kurt Hochstuhl
Hauptstaatsarchiv Stuttgart
Konrad-Adenauer-Str. 4
70173 Stuttgart

Salem, salem aleikum!

Ein ägyptischer Mönch am Bodensee

*There, there's a place,
Where I can go . . .*

John Lennon/Paul McCartney

*The long and winding road,
That leads to your door . . .*

John Lennon/Paul McCartney

Unter den zehn Novizen, die am 1. November 1780 in Salem ihre Profeß ablegten, fiel einer auf: ein fast vierzigjähriger, dunkelhäutiger Mann, dessen Deutsch zu wünschen übrigließ; aber Priester war er schon. Er hatte erst ein paar Monate zuvor an die Klosterpforte geklopft und schon einen weiten Weg hinter sich.

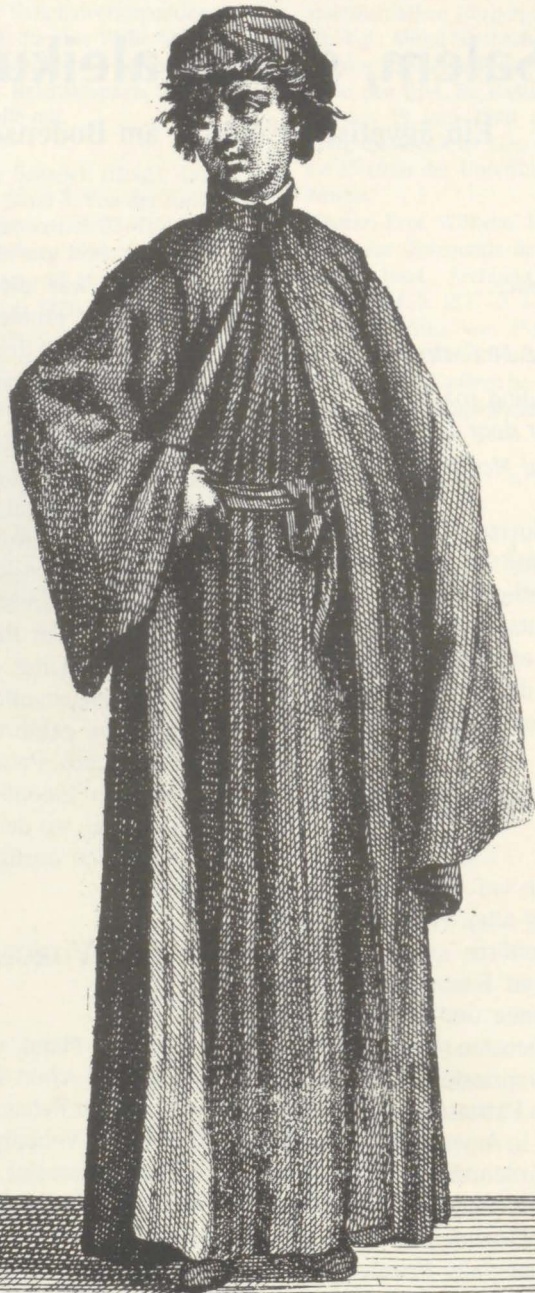
DER VORGESCHICHTE ERSTER TEIL

Joseph El-Haggiar (so hieß er) war am 9. September 1742 im alten Memphis, das inzwischen zu Kairo gehörte, geboren worden. Seine Großväter waren Salomon El-Haggiar, der aus Aleppo stammte und als erster Marschall in türkischen Diensten stand, und Abdullah Lutphi, der als Erzpriester und erster Dekan an der Kirche des Patriarchen von Alexandria amtierte und ihn, in Anwesenheit verschiedener kirchlicher Würdenträger, auch taufte. Seine Erziehung erhielt er erst bei einem koptischen Priester, dann bei seinem Großvater und seinen Onkeln, die ebenfalls Priester waren, dann bei den Basilianermönchen im Libanon, wo er, der bereits türkisch, arabisch und koptisch sprach, auch syrisch und griechisch lernte und die niederen Weihen empfing – und die höheren nur wenig später, vor der Zeit mit 22 Jahren, weil der Patriarch ihn begünstigte und in die Stellung seines inzwischen verstorbenen Großvaters beförderte.

Dabei war die Stellung des Patriarchen selber sehr problematisch. Offenbar hatte er sich im Verlauf der niemals aufgegebenen Versuche, die monophysitischen und somit schismatischen Kopten wieder mit Rom zu unieren, zur kleinen Partei der Unionisten geschlagen und deshalb die Anfeindungen der Gegenpartei auf sich gezogen; d. h. er entzog sich ihnen, indem er nach Konstantinopel reiste und, außer drei Franziskanern, den jungen Joseph El-Haggiar mitreisen ließ (der übrigens kurz zuvor von einer Reise zurückgekehrt war, die ihn, als Begleiter eines bischöflichen Onkels, nach Jerusalem und zum Katharinenkloster am Berg Sinai geführt hatte). Man fuhr über Zypern, Rhodos, Patmos, Chios zum Berg Athos, dann über Saloniki, Izmir, Serrai nach Konstantinopel, wo der Patriarch aber leider starb und bei den dortigen Franziskanern bestattet wurde.

DER VORGESCHICHTE ZWEITER TEIL

Junger Mann, was nun? Zurück wollte er nicht, dann schon lieber nach Europa; also fuhr er über den Peleponnes, Zante, Cefalonia und Korfu nach Venedig, auch weil ihn ein gewisser Antonio Morosini mit Mitteln und Empfehlungsbriefen ausgestattet hatte. (Die Morosini waren eine berühmte venezianische Familie, aus der u. a. vier Dogen, zwei Kardinäle sowie mehrere Generäle und Admiräle hervorgingen.) In Venedig, wo er drei Monate lang blieb, versah ihn der dortige Nuntius mit weiteren Empfehlungen, und so fuhr er nun nach Padua, Ferrara, Bologna, Florenz, Viterbo und endlich nach Rom. Dorthin hatte sich inzwischen auch der schon erwähnte Bruder seiner Mutter, der Erzbischof von Kairo und Bischof



Alumnus Collegij Gregorum

von Libyen war, aus den koptischen Konflikten zurückgezogen; er brachte den Neffen erst im griechischen Kolleg vom hl. Athanasius, dann im Kolleg der hl. Kongregation zur Verbreitung des Glaubens unter; aber als dieser bischöfliche Onkel zwei Jahre später starb, trat der Neffe wieder aus.

Es war da noch ein anderer Onkel, ein Bruder des Vaters, der jener Kongregation als Berater diente. Er nahm nun den Neffen unter seine Fittiche und gab ihm den Rat, bei den Augustinern einzutreten; aber auch bei ihnen hielt es Joseph El-Haggiar nicht lange aus. Wieder ging er nach Rom, doch dann, einem Ruf des dortigen Bischofs folgend, nach Arezzo, wo soeben die Werke von Ludovico Antonio Muratori, einem berühmten Historiker und Theologen, in einer ersten, 36 Bände umfassenden Ausgabe erschienen; Joseph El-Haggiar sah die orientalischen Wörter für den Druck durch. Dann waltete er ein ganzes Jahr als Seelsorger des ebenfalls berühmten Hospizes von S. Maria della Scala in Siena, ließ sich aber wieder nach Zante locken, dessen Bischof ihm ein Kanonikat versprach, aber ein Jahr lang vorenthielt.

Also fuhr er wieder zurück nach Italien, und zwar, auf einem Kriegsschiff, nach Venedig, wo er ein Jahr lang als Prediger wirkte; fuhr weiter nach Padua, Verona, Vicenza, Treviso, Mailand, Turin, Ferrara, Mantua, Trient, nach Tirol, Schwaben, Bayern und Österreich, um in Wien zu landen und dort vier Jahre lang zu bleiben. Er wurde zum Prediger und Beichtiger der dortigen Orientalen und schließlich auch zum Pfarrer von St. Barbara ernannt, der in der Postgasse gelegenen Kirche der unierten Ukrainer. Doch auch dieses Amt wurde ihm wieder genommen, und so wandte er sich nach Prag, wo er Professor für Sprachwissenschaft werden wollte; aber da man ihn in ganz Böhmen nicht brauchte, reiste er weiter nach Sachsen und sah Dresden, Leipzig und Wittenberg. (In Ungarn war er vorher schon gewesen.) Durch einen Grafen von Thurn und Taxis, den er in Dresden kennenlernte, gelangte er wieder nach Tirol, und in dem Bayerischen Erbfolgekrieg, der eben – d. h. 1778 – ausbrach, diente er den Tiroler Scharfschützen als Feldkaplan. Dann ging er nach München und nach Freising; dann nach Rot und

nach Weißenau, und in diesen beiden Klöstern, die dem Orden der Prämonstratenser angehörten, hörte er endlich den Ruf zum Ordensleben. Und so kam es, daß er 1780 in Salem an die Klosterpforte klopfte.

DIE NACHGESCHICHTE

Joseph El-Haggiar hatte wahrhaftig einen weiten Weg hinter sich, als er (gewiß zur nicht geringen Überraschung des Pförtners) an diese Pforte klopfte; einen Weg, der schon heutzutage weit genug wäre und damals, als man nur mit Mühe und unter Gefahren vorwärts kam, noch viel weiter war. Ob der Ruhelose nun endlich zur Ruhe kam, hier und jetzt? Es sah nicht danach aus, doch das Unwahrscheinliche geschah.

Joseph El-Haggiar schrieb säuberlich seinen unwegigen Lebenslauf auf und deponierte ihn im Archiv der Abtei, zusammen mit verschiedenen Papieren aus der letzten Phase seiner Reise, die die Richtigkeit seiner Angaben belegen. Außerdem geriet eine lange lateinische Probepredigt in die Akte; sie steht unter dem Motto „vita monastica, vita beata“ und ist unterzeichnet von „Fr. Chrysostomus novitius“. Der neue Name paßte gut: er bedeutet „Goldmund“ und deutet auf jemanden, der gut sprechen kann oder Sprachen kennt; und er war der Name eines Bischofs, Bekenners und Kirchenlehrers, der aus dem Orient, nämlich aus Antiochien kam und dessen Leib erst in Konstantinopel, dann in Rom seine Ruhe fand.

Als letztes Aktenstück erhielt sich ein arabisch geschriebener, italienisch adressierter Brief des römischen Onkels samt der vom Neffen angefertigten Übersetzung ins Lateinische. Darin teilt der Onkel einige Neuigkeiten aus der alten Heimat mit; dann ermahnt er den Neffen, seiner neuen Heimat treu zu bleiben, in der er, wie man höre, sein Glück gefunden habe. „Möge Dir diese Glückseligkeit ewig erhalten bleiben, zur Beruhigung Deines Gewissens und zum Vorteil für Deine Seele; denn die Veränderung und der Übergang von der einen zur anderen Stellung, sei sie auch noch so vorteilhaft, bedeutet immer eine Unbestän-



Alumnus Collegii dicti de Propaganda fide

digkeit und bringt auch keine Frucht hervor außer der Verwirrung, der Beschwerung des Lebens und dem Verderben der Seele.“

Der Onkel scheint den Neffen gut gekannt zu haben, doch dieser bedurfte der Ermahnungen nicht; endlich nicht mehr. Er hatte, als sie ihn erreichten, seinem Kloster schon acht Jahre lang gedient, erst als Lehrer der orientalischen Sprachen, dann auch als Kustos, als welcher er unermüdlich über den Kirchenschatz, die Altargeräte und Paramente und alles sonst zum Gottesdienst Gehörige wachte. Bei den Vorgesetzten war er beliebt, bei den Mitbrüdern ebenfalls; da er mit der deutschen Sprache noch immer nicht richtig zurechtkam und vor allem die Artikel verwechselte, nannten sie ihn spaßeshalber „das Chrysost“.

DAS ENDE DER GESCHICHTE

Also hatte Chrysostomus endlich Fuß gefaßt; hatte, allen widrigen Winden zum Trotz, endlich den rettenden Hafen gefunden und den Anker geworfen. („And out of the swing of the sea“, wie es bei Gerard Manley Hopkins heißt.) Nun konnte er in Frieden sterben – was er auch überraschend früh und schnell tat. Am 3. Mai 1790 nahm er morgens noch fröhlich am Frühstück teil; aber abends fiel ihm die Atmung schwer, dann traten Beklemmungen auf, und gegen 10 Uhr ging er, nachdem er die Sakramente empfangen hatte, fromm hinüber. Die Leichenöffnung, die am nächsten Tag erfolgte, erbrachte als Befund: viel Wasser im Brustkorb, Geschwüre in den Lungen, ein übergroßes Herz.

Und ebenfalls am nächsten Tag wurde Chrysostomus auf dem Klosterfriedhof beigesetzt, in einem Grab, das nach Osten ausgerichtet war. („Orientem versus“: das heißt hin zum Ort des Aufgangs, aber auch des Anfangs, des Ursprungs, der Geburt.)

Daß dieser unbeständige Mensch (und als „instabilis“ wird er sogar noch in seinem Nachruf bezeichnet) endlich einmal Fuß faßte, ist seltsam genug; und noch seltsamer, daß er gerade in Salem seinen Frieden fand – aber „Frieden“ hieß ja „Salem“ in der Sprache seiner alten, fernen Heimat. Salem aleikum!

NACHWEISE UND NACHTRÄGE

Der nahezu einzige – und schon deshalb ziemlich unglaubliche und unverständliche – Hinweis auf diesen sonderbaren Mann fand sich bisher in einem Reisebericht von Johann Nepomuk Hauntinger, einem Benediktiner aus St. Gallen, der 1784 auch nach Salem kam, wo, wie er schrieb, die orientalischen Sprachen vorher von einem ehemaligen Jesuiten gelehrt wurden „und P. Chrysostomus, ein geborener Ägypter aus Alcairo, setzt sie fort. Das Arabische und Türkische ist seine Muttersprache; das Griechische und eine Menge anderer lebender Sprachen sind Früchte seiner Reisen. Er war schon 38 Jahre alt und schon 18 Jahre Priester, ehe er Profession ablegte.“¹ Doch durch Zufall fand sich im Generallandesarchiv in Karlsruhe ein Konvolut von „Akten betr. den in Salem als Novizen aufgenommenen Joseph Haggjar aus Ägypten (Bruder Chrysostomus)“², das den eigenhändig geschriebenen Lebenslauf, die Probepredigt, die Reisepapiere und den Brief des römischen Onkels samt Übersetzung enthält. Der Verfasser der vorliegenden Skizze hat jenen Lebenslauf, den er aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzte, an anderer Stelle³ veröffentlicht und durch Zitate aus den übrigen Zeugnissen, aber auch aus dem Tagebuch⁴ und dem Totenbuch⁵ von Salem ergänzt. (Dort ist dann auch alles im einzelnen nachgewiesen.)

Nachzutragen bleibt, daß dieser Mann, bei aller Besonderheit, doch nur einer von vielen war, die nach einem bunten und bewegten Leben erst im Kloster ihren Frieden fanden und eine Erfüllung, die ihnen jenes Leben nicht hatte geben können.⁶

Anmerkungen

- 1 Johann Nepomuk Hauntinger, Reise durch Schwaben und Bayern im Jahre 1784. Hrsg. von Gebhard Spahr. Weißenhorn 1964, S. 35.
- 2 GLA 98/707.
- 3 Johannes Werner, Von Kairo nach Salem oder Wer war P. Chrysostomus? In: Freiburger Diözesan-Archiv 114 (1994), S. 319–328.
- 4 Diarium Salemitanum (GLA 65/457, I–IV).

T.V.P. 350



Religieuse de Cisteaux
en habit ordinaire dans la maison

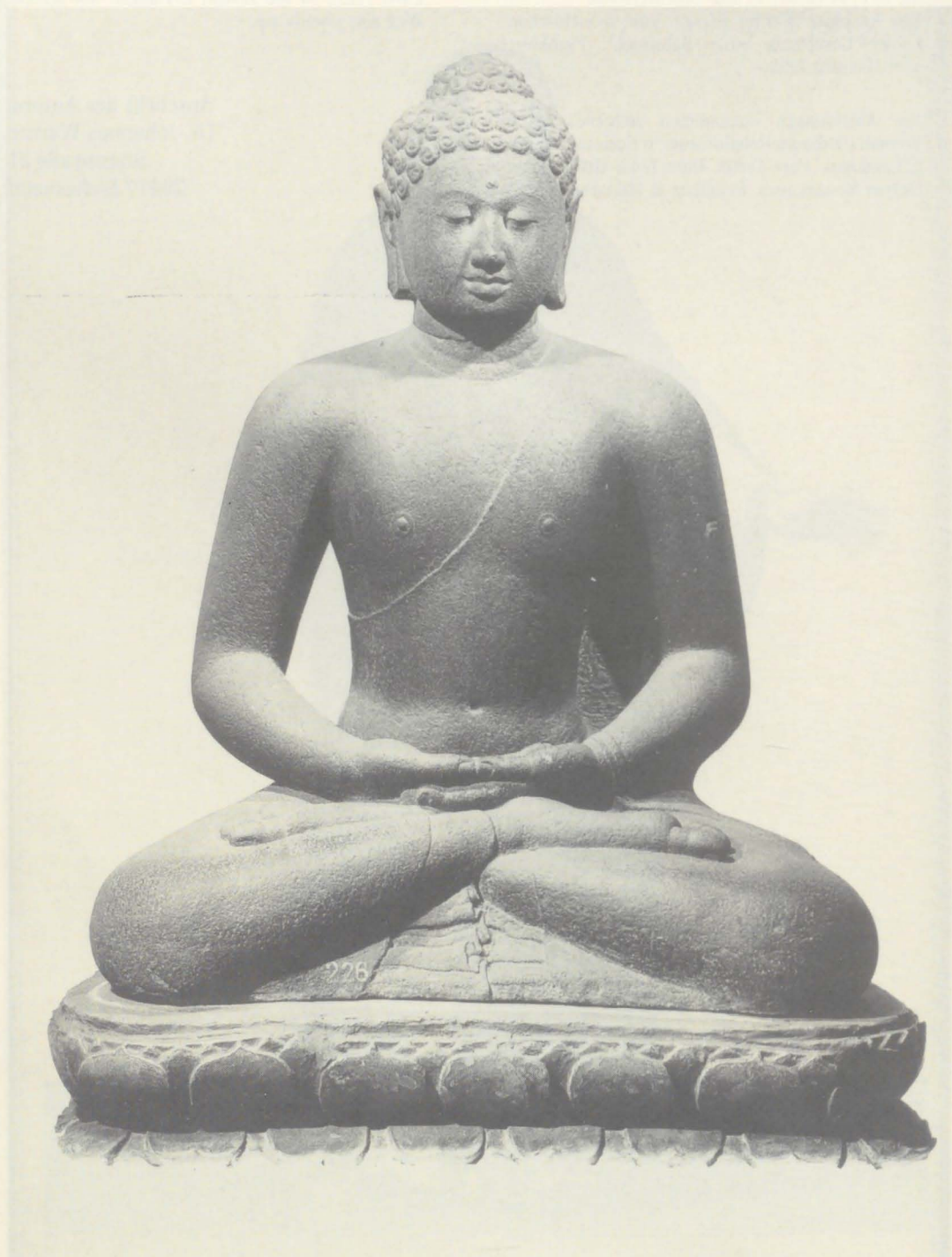
58

- 5 F. L. Baumann, Das Totenbuch von Salem. In: ZGO 53/N. F. 14 (1899), S. 351–380, 511–548.
- 6 Vgl. Johannes Werner (Hrsg.), Vom mönchischen Leben. Geschichte einer Sehnsucht. Frankfurt a. M./Leipzig 1992.

Die Abbildungen entstammen zeitgenössischen Werken (Ordinum Religiosorum in Ecclesia Militanti Catalogus, Pars Tertia. Rom 1742; Histoire des Ordres Monastiques, Religieux et Militaires, et des

Congrégations Séculières [...], Tome Cinquième, Paris 1721); so sah Joseph El-Haggiar auf seinem Weg also jeweils aus.

Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim



Reiß-Museum der Stadt Mannheim

Museum für Archäologie und Völkerkunde D 5

„Versunkene Königreiche Indonesiens“ Ausstellung vom 17. 12. 1995 bis 21. 4. 1996

STADT  MANNHEIM

Carl Benz — Mannheimer Erfinder und Unternehmer

Eine biographische Skizze zur Erinnerung an den 150. Geburtstag

Carl Benz, Ingenieur des Maschinenbaus und Pionier des Automobilwesens, zählte zu jenen großen Erfinderpersönlichkeiten des 19. Jahrhunderts, deren vorrangiges Interesse eigentlich eher der technischen Innovation galt. Natürlich maß auch er der wirtschaftlichen Auswertung seiner Neuschöpfungen einen relevanten Stellenwert bei — alleine Gewinnstreben aber existierte zu keinen Zeitpunkt als das den erfinderischen Aktivitäten zugrunde liegende Motiv.

Wer sollte sich auch schon in den Jahren nach 1886 für diesen seltsamen „Patent-Motorwagen“ interessieren, dessen Betriebsstoff man vorerst noch in Apotheken erwarb. Daß es sich bei dieser Basisinnovation um den Urahn des Automobils und gleichermaßen frühesten Wegbereiter der Motorisierung handelte, kam dem zeitgenössischen Beobachter auch nicht im entferntesten in den Sinn. Die konservativen Spitzen der wilhelminischen Gesellschaft zogen ohnehin Statussymbole wie Reitpferd und Zweispänner vor. Ein Automobilmarkt existierte also während dieser Pionierphase des Automobils nicht einmal in Konturen.

Geradlinigkeit, Konsequenz und die Treue zur ursprünglichen Idee charakterisierte die Haltung des Carl Benz dann anlässlich eines innerbetrieblichen Konfliktes, der gleich zu Anfang des neuen Jahrhunderts in puncto künftig einzuschlagender Unternehmensphilosophie zur Diskussion anstand. Mittlerweile verfügte der Welt größter Automobilproduzent „Benz & Cie.“ zwar über einen beachtlichen Kundenstamm, das Unternehmen schlitterte dennoch binnen kurzer Zeit bedrohlich in die Krise. Der große Stuttgarter Konkurrent, die Daimler-Motorengesellschaft, setzte mit ihren

Mercedes-Wagen jetzt die Zeichen und zog eine Menge Interessenten gleich aus ganz Europa an.

Uneinigkeit herrschte im Mannheimer Unternehmen in dieser Situation über die einzuschlagende Strategie. Während Carl Benz sehr entschieden die Maxime Qualität, Zuverlässigkeit und verhaltenes Tempo vertrat, präferierte sein Vorstandskollege Julius Ganss analog des Mercedes-Marketing eindeutig Motorstärke und Tempo.

Julius Ganss, von der Hausbank der gerade geschaffenen Aktiengesellschaft Benz & Cie. gestützt, behielt am Ende die Oberhand — Carl Benz schied darüber enttäuscht nach zwei Jahrzehnten Tätigkeit als technischer Vorstand aus „seinem Unternehmen“ aus. Man schrieb gerade das Jahr 1903. Allerdings kehrte der Firmengründer wenig später in der Rolle des Aufsichtsmitgliedes in das Unternehmen zurück — ganz auf seinen Rat zu verzichten schien nun auch nicht die beste Lösung gewesen zu sein.

LEHRJAHRE

Carl Benz war ein Mann von Konsequenz und festen Grundsätzen, ein keineswegs bequemer Lebensweg hatte ihn dies gelehrt. Schon Kindheit und frühe Jugend waren von ausgesprochener Genügsamkeit geprägt. In Pfaffenroth bei Karlsruhe als einziges Kind des Johann Georg Benz und dessen Ehefrau Josephine am 25. November 1844 geboren, erlebte der gerade einmal Zweijährige bereits den frühen Tod des Vaters. Dieser, von Beruf Lokomotivführer bei der Großherzoglich Badischen Staatseisenbahn, hatte seinen Dienst auf dem

offenen Führerstand der Lok über eine Lungenentzündung mit dem Leben bezahlt. Trotz dieser tiefen seelischen und materiellen Zäsur ermöglichte Josephine Benz Sohn Carl eine Kindheit und Schulzeit, die als gute Grundlagen zu seiner beachtlichen Karriere taugten.

Den Grundstein zu seiner beruflichen Laufbahn legte der Absolvent eines Lyceums in der badischen Residenzstadt Karlsruhe, indem er am dortigen Polytechnikum entlang eines gründlichen vierjährigen Studiums den Titel eines Ingenieurs erwarb. Immerhin genoß die Karlsruher Institution den Ruf einer in Deutschland an führender Stelle stehenden Höheren Schule gewerblich-technischer Ausrichtung, die insbesondere beim Maschinenbau den in der Industrialisierung einzuschlagenden Weg wies.

Für die Dauer von annähernd drei Jahren besuchte der junge Student die Vorlesungen seines Lehrers Professor Ferdinand Redtenbachers, der unbestritten als Begründer des theoretischen Maschinenbaus galt. „In seinen Vorlesungen hörte man gleichsam die Maschinen laufen“, erinnerte sich später der 76jährige Carl Benz in seiner Biographie „Lebensfahrt eines Erfinders“ dieser frühen Zeit. Auch Nachfolger Professor Franz Graßhof, Mitbegründer der „Vereins Deutscher Ingenieure“, übte durch die intensive Behandlung des 1860 von Lenoir erfundenen Gasmotors einen bleibenden Einfluß aus. Jahre später bei den Vorarbeiten zu einem Gasmotor – seiner ersten Erfindung – profitierte Carl Benz von dem bei diesen Gelehrten erworbenen Spezialwissen.

Nach Abschluß seiner schulischen Ausbildung begab sich der nun 20jährige Jungakademiker ganz den Regeln der Zunft entsprechend erst einmal auf Wanderschaft. Zunächst noch in der Stadt verblieben, nahm der Ingenieur bei der renommierten Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe die Stelle eines in den Werkhallen tätigen Facharbeiters an. Nach zwei Jahren dortiger Praxis führte der Weg erstmals nach der badischen Hauptstadt Mannheim. Mit Planungs- und Organisationsarbeiten zu einer Fabrikanlage betraut, rückte er hier bei der Kranbaufirma Johann Schweizer bereits in die Position eines Ersten Bürobeamten auf. Das Ende der Wanderjahre bildete die in Pforzheim bei den Eisenwerken Benckieser angenommene

Tätigkeit des Konstrukteurs für Eisenbrücken, bevor 1871 endgültig der Weg nach Mannheim führte.

BESCHEIDENE ANFÄNGE

Im Jahr der Reichsgründung und beginnenden Gründerzeit vollzog Carl Benz den Wechsel in die berufliche Selbständigkeit. Mannheim, als aufstrebender Handelsplatz mit regen gewerblichen Ansätzen, gab offenkundig den geeigneten Ort hierfür ab. Zusammen mit dem Mechanikus August Ritter gründete er eine Mechanische Werkstätte samt Eisengießerei, die auf dem Anwesen T6, 11 in Gestalt einer bescheidenen Werkstatt zu stehen kam. Auch nach der baldigen Trennung von August Ritter, dieser hatte sich ausbezahlen lassen, hielt Carl Benz an der Fabrikation zu jener Zeit noch gefragter Ausrüstungsgegenstände für das Bauhandwerk fest.

Mit der Gründerkrise von 1873, im wesentlichen durch wilde Spekulationen und unseriöse Geschäftspraktiken ausgelöst, geriet die Wirtschaft nach dem großen Boom in eine mehrjährige von Massenkonkurs gekennzeichnete Krise. Zwar gelang es Carl Benz vor diesem Hintergrund, die Aufgabe des noch jungen Geschäftes zu verhindern, aber frei von existentiellen Sorgen blieb sein Unternehmerdasein freilich nicht. Bedingt durch eine Schuld von 2000 Mark leitete ein ehemals mit ihm befreundeter Gläubiger 1877 ein Pfändungsverfahren ein. „Er mußte, wenn er bohren wollte, mit der Brustleier arbeiten“, erinnerte sich Jahrzehnte später Ehefrau Bertha des Einzuges fast aller seiner Maschinen. Ein Kredit der Rheinischen Hypothekenbank hatte ihn an der Herausgabe seiner Werkstatt, und damit wohl vor der Aufgabe seiner Selbständigkeit bewahrt.

Während dieser schwierigen Jahre wandte sich Carl Benz einer neuen, wenn auch theoretisch nicht unbekannteren Aufgabe zu – dem Bau von Motoren für stationäre Zwecke. Von vorneherein zielten die Aktivitäten in Richtung eines Zweitakt-Motors, um die dem Viertakt-Otto-Motor anhaftenden Lizenzgebühren zu umgehen. Zum Jahreswechsel 1879/80 konnte die gut zweijährige Versuchsphase abgeschlossen werden – der Zweitakt-Motor „System

Benz“ funktionierte nunmehr störungsfrei. Technisch verbessert fand dieses Aggregat einige Zeit später in England und Frankreich patentrechtliche Anerkennung. Im Hinblick auf die spätere Erfindung des Motorwagens kam dieser Innovation durchaus richtungsweisender Charakter zu.

Zur Markteinführung und Serienproduktion des Antriebsaggregats bedurfte es allerdings wieder einmal fremden Kapitals. Mit dem Hofphotographen Emil Bühler stellte sich am Ort ein Partner ein, der zunächst mit wöchentlichen Zahlungen die Fortentwicklung des Projektes ermöglichte. Weitere Entwicklungserfolge über die Patentierung einer Öltropfvorrichtung, der Konstruktion einer Drosselregelung und die Anbringung einer elektrischen Hochspannungszündung vervollständigten die Funktionsweise dieses zu jener Zeit vom Gewerbe gern gefragten Antriebsaggregats.

Um einen breiteren Verkauf respektive eine größere Produktpalette zu ermöglichen, entstand 1882 die Aktiengesellschaft „Gasmotorenfabrik Mannheim“. Das Aktienkapital der Gesellschaft betrug 100 000 Mark, wovon Carl Benz einen bescheidenen Anteil von gerade fünf Prozent hielt. Benz hatte hierfür seine Erfindung, die Werkstatt und Fachwissen in das Unternehmen eingebracht. Zum Direktor avancierte allerdings nicht der Konstrukteur, sondern ein Bruder des Emil Bühler, der in Sachen Käsehandel durchaus kundig war.

Als die Gebrüder Bühler einige Zeit später Einfluß auf die technische Weiterentwicklung des Gasmotors zu nehmen versuchten, zog Carl Benz mit dem Firmenaustritt und Rücknahme seiner Werkstatt eine unmißverständliche Konsequenz. Mit neun Arbeitern und in vollkommen eigener Regie lief die Produktion der patentierten Gasmotoren im Quadrat T6, 11 nachfolgend weiter, und entsprechende Absatzserfolge unterstrichen die Richtigkeit der fünf Jahre zuvor eingeschlagenen Strategie.

SCHLÜSSELEREIGNIS „VELOCIPED“

Carl Benz gründete am 1. Oktober 1883 zusammen mit dem Kaufmann Max Casper Rose und Handelsvertreter Friedrich Wilhelm Erlinger die „Offene Handelsgesellschaft Benz & Co.

Rheinische Gasmotorenfabrik“. Die Produktion der bereits bis zwölf Pferdestärken reichenden Gasmotoren nahm man in einem Nachbargebäude mit Hausnummer T6, 14–15 auf, wobei der Absatz rasch florierte. Die Präsentation der Motoren auf großen Ausstellungen in Antwerpen, Karlsruhe und München machten einer interessierten Öffentlichkeit die Vorzüge des Produkts vertraut. Bis zur Betriebsverlegung 1886 in die Waldhofstraße verließen jährlich 40 Motoren und mehr das Werk. Im Jahr 1886 registrierte man einen Absatz von 80 Motoren bei nachfolgend steigender Tendenz. Bis zu Beginn der 1890er Jahre gründete der Mannheimer Unternehmenserfolg auf dem Verkauf dieser Stationäraggregate, ehe der Automobilbau die führende Rolle übernahm.

Bereits während den Gründungsverhandlungen zur Offenen Handelsgesellschaft hatte Carl Benz in Konsequenz der mit früheren Geschäftspartnern gemachten Querelen darauf bestanden, einen eventuellen Bau von Motorwagen in ein künftiges Fabrikationsprogramm zu integrieren. Drei Jahre später, am 29. Januar 1886, erteilte das Kaiserliche Patentamt Berlin das Reichspatent Nr. 35 434 unter der Bezeichnung „Fahrzeug mit Gasmotorenprinzip“. Somit hatte das neue Verkehrsmittel zumindest amtliche Anerkennung erfahren. Auf der Mannheimer Ringstraße erfolgte dann am 3. Juli des gleichen Jahres die öffentliche Präsentation des dreirädrigen Motorwagens mit Namen „Velociped“ – bestätigt durch eine kleine Randnotiz der Neuen Badischen Landeszeitung vom darauffolgenden Tag.

Trotz amtlicher Registrierung und Patentschutzes für den Motorwagen betrachtete Carl Benz die unmittelbaren Marktchancen seiner Erfindung durchaus mit Zurückhaltung. Zu filigran und bei härterer Belastung störanfällig erschien ihm das mit dreiviertel Pferdestärken ausgestattete Fahrzeug, so daß eine technische Weiterentwicklung zwingenden Charakter annahm. In den beiden Folgejahren entstanden zwei weitere Dreiradvarianten, wobei die jüngste Version „Velociped III“ bei zwei Pferdestärken durchaus schon robuste und höhere Fahrleistungen und somit ein gewisses Maß an Straßentauglichkeit erreichte.

Die Obrigkeit allerdings, vertreten durch das Badische Bezirksamt Mannheim, legte die-

ser neuen verkehrstechnischen Unternehmung, jede erdenkliche Gefahr vermeidend, erst einmal kräftige Fesseln an. Bei der Ausstellung der ersten für das Jahr 1888 registrierten Fahrerlaubnis schrieb die Behörde bei Begegnung des Motorwagens mit einem Gespann die Geschwindigkeit auf maximal Schrittempo fest – Verkehrssicherheit genoß einen hohen Rang.

SCHWIERIGE KUNDENSUCHE

Unter der Rubrik „der Welt erster Fernfahrt“ rangiert jenes Ereignis, welches Bertha Benz im Sommer 1888 unternahm. Die Behörde hatte ja endlich eine grundlegende Legitimation zur Straßennutzung des Velociped ausgesprochen, und so brach die Erfindergattin in Begleitung der beiden Söhne von Mannheim ausgehend in Richtung Pforzheim auf. Am Abend, nach der Bewältigung diverser technischer Probleme, kam die Gesellschaft in dem mittelbadischen Zielort an. In Anbetracht von Distanz und Fahrdauer wirkte diese große Ausfahrt sicherlich kühn, alleine Publizität und Nachfrage ließen weiter auf sich warten. Wenigstens eine Verbesserung im Konstruktionsbereich gelang – Carl Benz erweiterte das Getriebe um einen dritten Gang, da das Gefährt mitunter an Steigungen ungewollt zu stehen kam.

Der erste überhaupt nennenswerte Publikumerfolg sollte im September 1888 gelingen mit dem Besuch der Münchener Arbeits- und Kraftmaschinen-Ausstellung. Täglich, vom Erfinder höchstpersönlich gelenkt, fuhr das Velociped III durch die Straßen der Landeshauptstadt. Diese Schaufahrten galten als Sensation, wie dem Neuen Münchener Tageblatt vom 17. des Monats zu entnehmen war: „Wohl selten oder nie bot sich den Passanten in den Straßen unserer Stadt ein verblüffender Anblick als im Laufe des Samstag nachmittag (. . .) in strengem Lauf ein sogenannter Einspänner – Chais’chen – ohne Pferd und ohne Deichsel, aufgespanntem Dache, unter welchem ein Herr saß, auf drei Rädern, ein Vorder- und zwei Hinterrädern – dem Innern der Stadt zueilte“.

Das Ausstellungs-Komitee prämierte den Wagen mit der Großen Goldenen Medaille, was einer weiteren, und zudem ausgesprochen offiziellen Anerkennung gleichkam. Ein eigens zur

Ausstellung entworfenen Prospekt pries die Vorteile des „Vollständigen Ersatzes für Wagen mit Pferden, das den Kutscher erspart“. Den Fahrzeugpreis nannte die Werbeschrift nicht – bei 2000 Goldmark entsprach er immerhin dem dreifachen durchschnittlichen Jahresgehalt.

Obwohl in der Folge der eine oder andere Motorwagen einen Abnehmer fand, blieb der frühe Mannheimer Motorwagenbau nach wie vor ein defizitäres Geschäft. In seiner Biographie merkte Carl Benz diesbezüglich für die Situation um 1890 an: „Überall in Stadt und Land wird der Kraftwagen zum sensationellen Ereignis, aber ein Käufer findet sich nirgends im weiten deutschen Vaterland“. Die Geschäftspartner Rose und Eßlinger verließen hierüber enttäuscht das Unternehmen. An ihre Stelle traten der Exportkaufmann von Fischer und der Handelsvertreter Ganss, die beide fest auf einen mittelfristigen Durchbruch der Idee setzten.

DER DURCHBRUCH GELINGT

Neben der weiterhin skeptischen Haltung der gesellschaftlichen Spitzen und der tendenziell reglementierenden Position der Behörden lastete eine weitere Hypothek auf dem dreirädrigen Velociped: der trotz mancher Besserungen eigentlich immer noch technisch unausgereifte Zustand des Fahrzeugs. Mit der Erfindung der Achsschenkelenkung (Reichspatent Nr. 73 515) konnte dieses Defizit behoben werden. Das 1893 präsentierte dreipferdige Nachfolgemodell „Viktoria“ markierte nun endlich im Ansatz den Durchbruch am Markt.

Noch im gleichen Jahr richtete die Firma das „Technische Büro für den Wagenbau“ ein, wobei die Leitung dieser Abteilung selbstredend an Carl Benz ging. Sieben Jahre nach der Vorstellung des ersten Motorwagens im Hause Benz & Cie. hatte die Automobilherstellung nun den Rang einer Institution erreicht.

In konstruktiver Anlehnung an den Viktoria-Wagen wurde schon 1894 die Angebotspalette mit dem „Velo“ erweitert. Der kaufmännische Berater von Carl Benz, Josef Brecht, hatte den Bau eines kostengünstigen Wagens angeregt. Das Velo führte zu dem ersten wirklich größeren Verkaufserfolg und konnte infolge einer starken Nachfrage in mehreren Serien

aufgelegt werden. Bis 1898 fanden 381 Modelle einen Käufer, das erste Produktionsjahr alleine hatte schon 150 Abschlüsse erbracht. Die schweren Zeiten schienen vergessen, als das Velociped in den Jahren bis 1893 mit einer durchschnittlichen Jahresauflage von zehn Fahrzeugen den Glauben an die Zukunft des Motorwagens nachhaltig erschütterte.

MUTTERLAND FRANKREICH

Nicht wie erhofft Deutschland, sondern der Nachbar Frankreich verhalf dem Automobil zur gesellschaftlichen Akzeptanz. Aufwendige Werbemaßnahmen, Ausstellungen und besonders zahlreich spektakuläre Rennveranstaltungen bildeten diejenigen Ereignisse, in deren Sog weite Bevölkerungskreise wachsendes Interesse an den Automobilen bekundeten.

Gründe hierfür gab es mehrere. Die Hauptstadt Paris im Herzen des zentralistischen Staates übernahm die Funktion eines innovativen Zentrums. Fortschritte in der Technik und im Design hatten hier ihren Ursprung und strahlten über das ganze Land. Schnell wurde das Automobil auch von Adligen außerhalb der Metropole registriert und am Ende begehrt – das Automobil galt schließlich als „modisches Accessoire der extravaganten Welt“. Ein hervorragendes Straßennetz, hohe Sportbegeisterung (Fahrradvereine) und eine pragmatische Verkehrsgesetzgebung jenseits des deutschen Länderpartikularismus hatten diese hohe Akzeptanz ganz wesentlich flankiert.

DEUTSCHLAND ZIEHT NACH

Erst zur Jahrhundertwende hin folgten in Deutschland die führenden Kreise dem französischen Beispiel. Dann aber konnten auch hier im Lande jene Aktivitäten im Umfeld des Automobils registriert werden, wie sie beispielhaft in Frankreich zum festen Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens avancierten. Der 1897 gegründete Mitteleuropäische Motorwagenverein inszenierte in Windeseile praktisch alle erdenklichen Gattungen an Fahrveranstaltungen, die von beschaulichen Musterfahrten bis hin zu spektakulären Rennveranstaltungen reichten. Einer nationalen Automobilausstellung des Jahres 1898 folgte bereits 1899 ein

internationales Forum – letztgenannte Ausstellung zog mehr als 100 000 Neugierige an. Die gesellschaftliche Akzeptanz des Automobils schien nun auch in Deutschland vollzogen, Ressentiments selbst bei den Behörden gehörten endgültig der Vergangenheit an.

Mit einer Belegschaft von 400 Mitarbeitern dominierte Benz & Cie. zur Jahrhundertwende auch international das Geschehen in der Branche. Ständige Verbesserungen im technischen Bereich, die Verwendung von Pneumatics (Luftreifen) und nennenswerte Fortschritte im Karosserie-Design hatten zu der prosperierenden Käuferresonanz erheblich beigetragen. Laut Firmenstatistik fabrizierte das Mannheimer Werk bis zum Geschäftsjahr 1900 insgesamt 2317 Fahrzeuge, dies seit 1895 mit hohen und kontinuierlichen Jahreszuwächsen. Jeweils ein Drittel dieser Fahrzeuge verblieb im Inland respektive ging nach Frankreich, der Rest fand Abnehmer selbst in Übersee. Unter diesen recht günstigen Vorzeichen erfolgte 1899 die Umstellung der Firma auf die Aktiengesellschaft „Benz & Cie. Rheinische Gasmotorenfabrik AG“ – das unternehmerische Lebenswerk des Carl Benz hatte nach drei Jahrzehnten Selbständigkeit in der Tat respektable Konturen. Die Mühen hatten gelohnt.

ENDE EINER ÄRA

Obwohl der imposante Unternehmensaufstieg der letzten Jahre sicherlich Genugtuung verschaffte, bestand zur Jahrhundertwende hin, die weitere Entwicklung der Firma betreffend, plötzlich eine Gefahr – mittlerweile existierte mehr als nur in Konturen eine Beziehung zwischen Sporterfolg und Verkauf, der Benz & Cie. zu folgen, tatsächlich nur halbherzig bereit war. Zwar kam entsprechend der Modeströmung auch in Mannheim das Antriebsaggregat erstmals nach vorne, die Motorleistungen harteten aber deutlich unter denen der Konkurrenz. Im Geschäftsbericht 1900/01 brachten Carl Benz und Julius Ganss die diesbezügliche Unternehmensphilosophie denn auch auf den Punkt.

„Die von uns ins Leben gerufene Automobilindustrie hat nach Bekanntwerden unserer Erfolge eine große Konkurrenz gezeitigt. Abgesehen von der dadurch zu befürchtenden Über-

produktion, bringt die Konkurrenz auch noch andere Gefahren für die Entwicklung des Automobilwesens. Dazu rechnen wir neben mangelhaften Fabrikaten, die auf den Markt kommen, ganz besonders die neuerdings hervortretende Sucht, sich bei Wettfahrten in immer größer werdenden Schnelligkeiten zu überbieten, mit Blitzzügen zu wetteifern und dazu leichtfertig das Leben der Fahrenden wie auch der auf den Straßen verkehrenden Personen zu gefährden. Wir beteiligen uns bei solchen, für die Praxis nicht allein wertlosen, sondern geradezu schädlichen Rennfahrten nicht, legen vielmehr nach wie vor den Schwerpunkt auf die Herstellung solider und dauerhafter Tourenwagen“.

Wie eingangs kurz erwähnt, tendierten in der Folge die Vorstandskollegen Benz und Ganss mehr und mehr auseinander. Zudem entwickelte Ganss beim Geschäftsgebaren gewisse Eigenmächtigkeiten. Erstmals geschah dies, als ohne jede Rücksprache der Leiter des Konstruktionsbüros, Entwicklungsingenieur Diehl den Auftrag erhielt, zügig ein modernes Fahrzeug zu entwickeln. Die zweite Eigenmächtigkeit bestand im eiligst inszenierten Engagement des französischen Spezialisten Barbarou, der ebenfalls an Neuentwicklungen arbeitete. Quasi in Konkurrenz hierzu gingen wiederum Benz und Diehl eigenen Projektstudien nach. Julius Ganss verfügte schließlich die Verschmelzung der Vorzüge der jeweiligen Typen, wodurch 1903 unter der Bezeichnung „Parsifal“ ein der Daimler-Konkurrenz gegenüber gleichwertiger Wagen zustande kam. Der Parsifal, übrigens der Welt erstes Fahrzeug mit Kardanantrieb, holte verlorenes Terrain im Bereich des Absatzes wieder zurück. Mehr denn je setzte Benz & Cie. nachfolgend auf werbewirksame Rennveranstaltungen – der Automobilproduzent expandierte in diesen Jahren unter Einschluß von Nutzfahrzeugen und Stationärmotoren wie nie zuvor.

SPÄTE LANDENBURGER JAHRE

Carl Benz hatte nach seinem Firmenaustritt von 1903, und hier im Rückblick auf sein erfülltes Arbeitsleben, eigentlich den Ruhe-

stand im Visier – Darmstadt sollte als Alterssitz dienen. Die wenig später erfolgte Annahme des Aufsichtsratsmandates bei Benz & Cie. veranlaßte ihn jedoch, nach dem nahen Ladenburg überzusiedeln.

Allerdings ließ der definitive Übergang in den Ruhestand doch noch einige Zeit auf sich warten. Der Reiz schien groß, in eigener Regie und ganz nach den eigenen Prämissen am Ende doch solche Automobile zu fabrizieren, die den konstruktiven Grundsätzen des Pioniers entsprachen. Dem Erwerb eines Firmengrundstückes folgte die Eröffnung der offenen Handelsgesellschaft „Benz & Söhne Ladenburg“, datiert auf den Handelsregistereintrag vom 9. Juni des Jahres 1906. Bereits zwei Jahre später verließen 10 und 18 PS starke Benz & Söhne-Fahrzeuge das kleine Werk, die wegen ihrer ausgesprochenen Robustheit als Taxometer insbesondere in Berlin eingesetzt, sich großer Beliebtheit erfreuten. Im Mai 1912 gab Carl Benz die Position des persönlich haftenden Gesellschafters respektive die Rolle des Unternehmers endgültig ab – er zählte nunmehr 67 Jahre.

Die Geschicke des renommierten Mannheimer Automobilproduzenten gestaltete Carl Benz in der Funktion des Aufsichtsratsmitgliedes bis zuletzt in das Jahr 1925 hinein – gut fünf Jahrzehnte reichten die unternehmerischen Anfänge nun zurück. Carl Benz hatte schließlich 1929 das hohe Alter von 84 Jahren erreicht, als er am 4. April starb. Große Auszeichnungen, wie die Ehrendoktorwürde der Technischen Hochschule Karlsruhe und die Verleihung der Großen Badischen Staatsmedaille, unterstrichen, neben der unternehmerischen Hinterlassenschaft, nachhaltig sein bedeutendes Lebenswerk. Die Stadt Mannheim errichtete ihm zu Ehren am Wasserturm, Ausgang Augusta-Anlage, 1933 ein Denkmal – es trägt die Aufschrift „Dem Pionier des Kraftwagen Baues“.

Anschrift des Autors:
Dr. Wolfram Förster
B6. 12
68159 Mannheim

Rudolph Schleiden (1815—1895)

„Wenn ich wieder im lieben Freiburg bin.“¹

Zur Erinnerung an den Wahl-Freiburger Rudolph Schleiden – einen hanseatischen Diplomaten, deutschen Politiker und Publizisten aus Schleswig-Holstein – anlässlich seines 100. Todestages.

Freiburg im Breisgau scheint schon immer eine besondere Anziehungskraft auf Fremde ausgeübt zu haben: auf Tagestouristen, auf Ausflügler in den nahen Schwarzwald, auf Menschen, die es für einige Zeit, ja als Dauerwohnsitz und somit als zweite Heimat für immer erwählen. Und solche Wahl-Freiburger stimmen dann gerne Lobeshymnen auf ihre neue Heimat an, die den Einheimischen, für die alles selbstverständlich ist, kaum kommen. – Die Stimmen von drei Wahl-Freiburgern, die sich in Freiburg persönlich kennen lernten, seien nunmehr angeführt: zwei von ihnen waren dort an der Universität tätig, und der dritte, nämlich Rudolph Schleiden, verkehrte im „Professoren-Kränzchen“ der Universität. So schrieb der preußisch-kleindeutsche Historiker Heinrich von Treitschke (1834–1896), eigentlich ein Sachse, geboren in Dresden, der von 1863 bis 1866 an der Universität lehrte, 1864 in einem Brief aus Freiburg²: „Das Land ist herrlich.“ Und er fügte hinzu: „Nicht satt sehen kann ich mich vom Schloßberge aus, ein paar Schritte von meinem Hause; drei Gebirge: Vogesen, Schwarzwald und Kaiserstuhl, und inmitten der Rhein in lachender Ebene.“ Ein Jahr später schrieb er³: „Wir haben hier einen herrlichen Frühling . . . ich begnüge mich fast täglich auf den Schloßberg zu steigen, etwas Lieblicheres findet man doch nicht so leicht.“ – Der Kirchen- und Kunsthistoriker Franz Xaver Kraus (1840–1901), ein liberaler katholischer Geistlicher, ein Mosellaner, geboren in Trier, in der damaligen Preußischen Rheinprovinz, der seit 1878 an der Universität lehrte und für immer in Freiburg blieb und auch dort starb,

trug 1887 in Graz in sein Tagebuch ein⁴: „Freiburg ist mir teurer wie je geworden.“ Und 1889 fügte er im saarländischen Mettlach daselbst hinzu⁵: „Ich glaube doch, daß ich nun nirgend mehr als am Saum dieses Schwarzwaldes gedeihen kann.“ – Und Rudolph Schleiden, der am 27. September 1870 für immer nach Freiburg gezogen war, apostrophierte in seinen Tagebüchern seine neue Heimat stets als „liebes Freiburg“⁶, besonders, wenn er es höchst ungern für längere Zeit zu verlassen hatte, bzw. wenn er in der Fremde seine Heimkehr kaum erwarten konnte. Als einmal bei einem Festessen, das der Freiburger Fabrikant Lasker für seinen berühmten Bruder, den Reichstagsabgeordneten Eduard Lasker (1829–1884)⁷, gab, zu dem Schleiden als dessen Reichstagskollege auch eingeladen war, der Sitte des 19. Jahrhunderts gemäß, viele Toaste ausgesprochen wurden, fiel es auch Schleiden zu, einen Trinkspruch auszusprechen. Schleiden überliefert dazu in seinem Tagebuch folgendes⁸: „Nun forcierte mich unser Hausherr, das Wort zu nehmen. Ich zog mich nach einer humoristischen Einleitung mit einem Toast auf Freiburg aus der Affaire, der mit Beifall aufgenommen ward.“

Es soll nun versucht werden, ein Lebensbild von Rudolph Schleiden, besonders in seinen Bezügen auf Freiburg, anlässlich seines 100. Todestages, zu zeichnen.

Rudolph Schleiden wurde am 22. Juli 1815 in Ascheberg am Plönsee/Schleswig-Holstein als fünftes und jüngstes Kind des Kaufmanns und Gutsbesitzers Christian Schleiden (1781–1833), der aus einer alten holsteinischen Fami-

lie stammte, und seiner Ehefrau Elise, geb. von Nuys, (1785–1874), geboren. Er wuchs dort zusammen mit zwei älteren Brüdern und zwei älteren Schwestern auf. Bereits 1825 mußte der Vater den erst 1811 erworbenen Besitz infolge der damaligen Wirtschaftskrise und weit unter Wert verkaufen. Und so war Schleiden, wie er noch als alter Mann sagt⁹, „erst 10 Jahre alt, als wir das kleine Paradies verließen“. Die Familie zog nach Bremen und 1828 nach Elberfeld; an beiden Orten ging Schleiden auf das Gymnasium und machte in Elberfeld 1834 das Abitur. Im Jahr zuvor war der Vater, der internationale Handelsgeschäfte tätigte, auf einer Geschäftsreise im fernen Mexiko gestorben – 1857 suchte Schleiden von den USA aus sein Grab auf. – Schleiden studierte 1834 bis 1839 Jura und Kameralwissenschaft – eine Vorläuferin der Volkswirtschaft – in Kiel, Berlin, Jena, Göttingen und wieder Kiel. Ein Pistolenduell unterbrach 1839 das Studium, führte zur Verurteilung zu zweijähriger Festungshaft, die er in Nyborg abzusitzen hatte. 1840 war in Dänemark Thronwechsel. Schleiden stellte an seinen Landesherren, den neuen König Christian VIII., als Herzog von Schleswig- und Holstein ein Begnadigungsgesuch. Dies hatte zur Folge, daß der König ihm persönlich am 14. Juli 1840 in Nyborg die Freiheit verkündete. Schleiden, der sich im Gefängnis weiter gebildet hatte, bestand dann im Oktober des gleichen Jahres das juristische Examen an der Universität Kiel. Januar 1841 trat er in den dänischen (schleswig-holsteinischen) Staatsdienst als dritter Sekretär des Amtes Reinbeck bei Bergedorf ein; 1843 kam er an die deutsche Abteilung der Generalzollkammer in Kopenhagen, zunächst als Auskultant, später als Justizrat. – 1856 legte Schleiden seine völkerrechtlichen Arbeiten der Universität Jena vor und erhielt dafür den Dr. jur. verliehen¹⁰.

Die März-Revolution 1848 erfaßte auch die deutsche Nationalbewegung in den Herzogtümern, und es kam zu der Forderung nach Auflösung der seit 1460 bestehenden staatsrechtlichen Verbindung mit Dänemark und Anschluß der Herzogtümer unter dem erbberechtigten Hause Augustenburg an das zu schaffende einheitliche Deutschland. Schleiden stand in diesem Fragenkreis einer gegensätzlichen Familientradition gegenüber: der früh verstorbe-

ne Vater war betont dänisch gesinnt, die Mutter schwärmte für die deutsche Einheit. Das hatte sich schon bei seiner Namengebung gezeigt: der Vater wollte ihn nach einem reaktionären dänischen Bischof Hans nennen, die Mutter war für Karl Leberecht nach Blücher – die Schlacht von Waterloo (18. Juni 1815) lag bei Schleidens Geburt ja nur einen Monat zurück . . . Die Eltern wichen der Entscheidung aus und schlossen einen Kompromiß: Schleiden wurde nach beiden Großvätern Rudolph Matthias getauft.

Schleiden, der schon in vormärzlicher Zeit Erinnerungsstätten deutscher Größe in Sage und Geschichte – den Kyffhäuser, Goslar, Aachen – aufgesucht und die Wiederherstellung von Kaiser und Reich ersehnt hatte, mußte sich am 24. März 1848 blitzschnell entscheiden: er stellte sein Entlassungsgesuch und verließ am gleichen Tag Kopenhagen mit dem letzten Schiff. Am 26. März traf er in Kiel ein, wo er stürmisch empfangen wurde. Dort trat er in die Provisorische Regierung der Herzogtümer ein. Sie betraute ihn mit diplomatischen Missionen in Hannover, Berlin, Paris und Brüssel, wo er bei den dortigen Regierungen für die Sache der Herzogtümer einzutreten und die Presse dementsprechend zu bearbeiten hatte, indem er Artikel in Deutsch und Französisch schrieb und sie anonym in verschiedene Zeitungen lancierte. In Brüssel lernte er noch 1850 den alten Fürsten Metternich persönlich kennen und durfte mit ihm längere Gespräche führen¹¹. Diese Prov.-Regierung, aus der sich dann die Gemeinsame Regierung der Herzogtümer bildete, delegierte Schleiden zum Vorparlament in Frankfurt als Vertreter Schleswig-Holsteins; dort gehörte er auch dem 50er Ausschuß an, der die laufenden Geschäfte führte, bis die vom Volk gewählte Deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche zusammentrat. – Die Wende in diesem zweijährigen diplomatisch-militärischen Ringen um Schleswig-Holstein¹² trat ein, als die Schleswig-Holsteiner, von Preußen militärisch unzureichend unterstützt, in der Schlacht von Idstedt am 24. Juli 1850 den Dänen unterlagen. Schleiden schrieb an diesem Tag¹³ – wohl noch vor der Schlacht – in einem Brief: „Könnten wir doch bald eine gewonnene Schlacht in die Wagschale werfen, ehe fremde Einmischung uns stört.“ Einige

Monate später schrieb er¹⁴: „Der politische Horizont verdüstert sich mehr u. mehr. Gebe Gott, daß man fest bleibt. —“ — Das Londoner Protokoll setzte 1852 die Erbfolge des Hauses Glücksburg in Schleswig-Holstein fest — auch Preußen unterschrieb. Das Erbrecht des Hauses Augustenburg, wofür die Schleswig-Holsteiner gekämpft hatten, wurde übergangen. — Nach diesem Scheitern der schleswig-holsteinischen Nationalbewegung mußte auch Schleiden als Geächteter der Dänen das Land verlassen, gleich vielen seiner Landsleute; zu ihnen gehörte Theodor Storm, ein Freund seines Veters Heinrich Schleiden (1809–1890).

Im Jahre 1853 eröffnete sich Schleiden ein neues Betätigungsfeld, als der bremische Bürgermeister Johann Smidt veranlaßte, daß der Senat der Hansestadt den 38jährigen Schleswig-Holsteiner zum Ministerresidenten in Washington ernannte. Das Amt wird einige Jahre später erweitert, indem Schleiden auch die Interessen von Hamburg und Lübeck zu übernehmen hatte, als hanseatischer Ministerresident in den USA bis 1864 akkreditiert war.¹⁵ — Schleiden gewann rasch Kontakt zu den führenden Politikern der USA, erschloß sich auch das große Land durch ausgedehnte Reisen, die ihn in alle Teile der sich damals nach Westen langsam ausdehnenden USA führten und ihn zu einem damals seltenen USA-Kenner machten (in späteren Jahren schrieb er grundlegend über seine amerikanischen Impressionen in der damals führenden „Allgemeinen Zeitung“ in Augsburg, die große Resonanz fanden). — 1856/57 war Schleiden in Mexiko und handelte mit der Regierung einen Handelsvertrag aus, den aber der mexikanische Kongreß nicht ratifizierte. — Ein besonderes Vertrauensverhältnis verband Schleiden mit Präsident Lincoln, dem berühmten Vorkämpfer der Sklavenbefreiung, das vor allem darauf zurückzuführen war¹⁶, weil Schleiden das Kgl. Reskript König Christians VIII. vom 28. Juli 1847 kontrasiert hatte, das die Sklaverei in Dänisch-Westindien aufhob (diese Inselgruppe in der Karibik erwarben die USA 1917 von Dänemark). — Den Sezessionskrieg von 1861 bis 1865 erlebte Schleiden fast ganz; er hatte übrigens im Einverständnis mit Präsident Lincoln versucht, durch eine geheime Mission im Süden, seinen Ausbruch zu verhindern. — So sehr

Schleiden dieser amerikanische Bürgerkrieg in seinen Bann ziehen mußte, verlor er auch in jener Zeit nicht sein Interesse für Europa, für Deutschland, für seine schleswig-holsteinische Heimat.

Im Jahre 1864 ließ sich Schleiden nach London versetzen, den Wunsch seiner betagten Mutter entsprechend¹⁷, ihn näher bei sich zu haben. Auch als hanseatischer Ministerresident in London bemühte er sich, die Belange Schleswig-Holsteins zu vertreten.

Durch den 1863 erfolgten Tod des kinderlosen dänischen Königs Friedrich VII. war die schleswig-holsteinische Frage wieder in Bewegung geraten. Der Glücksburger Christian erklärte sich, gemäß dem Londoner Protokoll von 1852, in Kopenhagen zum König von Dänemark und zum Herzog von Schleswig und Holstein. Der Augustenburger Friedrich erklärte sich in Kiel gleichfalls zum Herzog von Schleswig und Holstein.

Bismarck gelang es nun, Österreich als Bundesgenossen zu gewinnen. Im Dänischen Krieg von 1864 besiegten die beiden deutschen Großmächte Dänemark (Sieg bei den Düppeler Schanzen 18. April 1864). Die Frage der Einsetzung des Augustenburgers verstand Bismarck in der Schwebe zu halten. — Schleiden vermochte es am 16. August 1864 in Bad Gastein nicht, Bismarck, den er bereits seit 1848 persönlich kannte¹⁸, in einem dreieinhalbstündigen Gespräch¹⁹, von den berechtigten Erbansprüchen des Augustenburgers zu überzeugen, bzw. die durch den Deutschen Bund bereits erfolgte Anerkennung desselben anzunehmen. Bismarck vermied vielmehr, wie Schleiden klar erkannte, jegliche Festlegungen preußischerseits. Durch ein späteres Gespräch mit dem preußischen Botschafter in London, dem Grafen Goltz²⁰, gewann Schleiden die Überzeugung, daß Preußens letztes Ziel die Annexion der Herzogtümer sei. — Dieser preußische Annexionismus widersprach Schleidens Konzeption eines föderalistischen Deutschlands im Zusammenwirken mit Preußen und ohne Österreich, also durchaus im kleindeutschen Sinne, wie er einmal Lorentzen gegenüber es formuliert hatte²¹: „Auf dem bisher verfolgten Wege gelangt Deutschland m. E. nie zu größerer Einigung u. Stärke. Nur wenn es gelänge zunächst einen wirklichen Bundesstaat mit

Parlament aus den Mittel- und Kleinstaaten zu bilden, würde man den Kern zu einem wirklich einigen Deutschland gewinnen, das durch Preußens Beitritt u. dessen selbstverständliche Führerschaft seine volle Entwicklung erhalte.“ Und so rechnete Schleiden in absehbarer Zeit kaum mehr mit der deutschen Einheit²².

Nach dem preußischen Sieg von Königgrätz am 3. Juli 1866 mußte Schleiden die Sache Schleswig-Holsteins für verloren geben; denn Preußen annektierte nunmehr die Herzogtümer. Und so kam es zwischen ihm und dem preußischen Botschafter dann in London zum Eklat²³. Schleiden zog die Konsequenzen und bat um seine Entlassung aus dem hanseatischen diplomatischen Dienst, die er sofort erhielt, ohne Pensionsansprüche zu besitzen, da er die Kündigungsfrist nicht beachtet hatte.

Schleiden lebte nunmehr von seinen Ersparnissen, die der Bruder in San Francisco angelegt hatte und verwaltete, und von Honoraren. Schleiden war jahrelang Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung“ in Augsburg, schrieb Rückblicke auf den Reichstag, über völkerrechtliche und volkswirtschaftliche Fragen, Reiseberichte; später schrieb er auch in der „Deutschen Rundschau“ in Frankfurt – dort veröffentlichte er 1890²⁴ eine eindringliche Darstellung des von ihm erlebten Brandes von Hamburg im Jahre 1842, wobei er als Parallele auch jenen 1872 ebenfalls erlebten Brand Bostons einfügte. – Schleiden übersiedelte von London zunächst nach Altona, wo er 1866/67 das Amt eines Senators im Magistrat bekleidete. 1870 ließ er sich dann endgültig in Freiburg nieder, wo er sich bald heimisch fühlte. Und gerne zeigte er dort Besuchern aus Norddeutschland – es kamen viele, vor allem wegen der Nähe zur Schweiz – bei einem Zwischenhalt das „liebe Freiburg“, besonders das Münster, bestieg mit ihnen dessen Turm, um ihnen „einen richtigen Begriff von der Großartigkeit u. Schönheit der Architectur beizubringen“²⁵. Wenn die Zeit reichte, spazierte er mit ihnen noch auf den Schloßberg. Das Freiburger Münster, besonders dessen Turm, schätzte Schleiden künstlerisch sehr hoch ein, zog es sogar dem Straßburger und Basler Münster vor, die er beide gut kannte durch wiederholte Besuche im nahen Straßburg und Basel, wo er alte Freunde besaß. – Am 2. Oktober 1871 aß

Schleiden im Freiburger „Kopf“ zu Abend mit zwei befreundeten Professoren und – wie es im Tagebuch heißt²⁶ „konnte dort auch den sehr tüchtigen Professor der Geschichte u. Kunst Burckhardt aus Basel kennen lernen. Lebhaftige Unterhaltung hielt uns lange zusammen. Der Basler machte aus seiner Mißbilligung der Preußischen Politik kein Hehl.“ Das war Jacob Burckhardt (1818–1897), der Basler Kunst- und Kulturhistoriker, einer der großen Zeitkritiker des 19. Jahrhunderts.

Schleiden blieb Junggeselle, besaß in Freiburg eine eigene (Miet)Wohnung, hatte eine Köchin, einen Diener (auch nachdem seine Diensthofen bei ihm den Dienst verlassen hatten, kümmerte er sich um sie, verschaffte ihnen Mittel und Wege für ihr Weiterkommen, führte mit ihnen einen Briefwechsel, unterstützte sie durch Rat und auch materiell, wenn sie in Schwierigkeiten geraten waren). Schleiden lebte in Freiburg im engen Kontakt mit seiner seit 1870 verwitweten Schwester Angelika von Woringen (1813–1895) – Witwe des Universitätsprofessors Franz von Woringen –, die dort schon länger gelebt hatte, eine Art Pension für höhere Töchter führte und als Kunstmalerin tätig war, und mit seiner uralten Mutter, die erst 1874 89jährig starb. Schleiden unterhielt in Freiburg auch einen breit gefächerten gesellschaftlichen Kontakt, verkehrte in Adels- und Bürgerkreisen, im „Professoren-Kränzchen“ der Universität, das er für den „interessantesten“ Gesellschaftskreis Freiburgs hielt²⁷, wurde Mitglied der Historischen und der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft und sozial aufgeschlossen, wie er war, gehörte er auch dem Männerhilfsverein an. Rege nahm er auch an den Veranstaltungen dieser Vereinigungen teil.

Es könnte nun leicht der Eindruck entstehen, als wäre Schleiden völlig im Freiburger Gesellschaftsleben aufgegangen, hätte dort sein Lebenselixier gefunden. Das war keineswegs der Fall. Vielmehr sah er durchaus auch Schattenseiten des Freiburger Gesellschaftslebens seiner Zeit, so wenn er den zu großen kulinarischen Aufwand bei Einladungen kritisierte. So heißt es 1873 in seinem Tagebuch über ein Diner bei einem Universitätsprofessor, bei dem es hoch herging²⁸: „Ein solches Schmausen wäre hier noch vor wenigen Jahren u. namentlich in einem Professoren-Hause völ-

lig unmöglich gewesen. Die Freiburger Gesellschaft wird, wenn das so fort geht, bald ihren ganzen Character verlieren u. eine traurige Scheidung der Stände oder richtiger der Wohlhabenden u. der weniger Bemittelten die natürliche Folge dieses Luxus sein.“ Das soll nicht heißen, Schleiden sei geizig gewesen – seine Diners, die er gab, waren gesucht, und die Gesellschaft trennte sich meist erst nach Mitternacht davon, was er als „gutes Zeichen“²⁹ zu Recht ansah. Schleiden schätzte das Gespräch, die Diskussion, kam aber hier nicht immer bei Einladungen auf seine Kosten. So merkte er einmal von einer Einladung folgendes an³⁰: „So freundlich u. gebildet auch die Wirthe sind, war ich doch erstaunt, daß auch dort derselbe mir garnicht zusagende Ton herrschte, der leider anfängt, für einen guten Theil der hiesigen sogen. beßern Gesellschaft charakteristisch zu werden. Fade Witzeleien u. Neckereien sollen jede ernstere Unterhaltung vergessen machen. Die Eleganz ist nur der Deckmantel von Interesselosigkeit.“ Am liebsten war er eben doch in seinem „stillen home“³¹, in seiner „bachelor hall“³² – konkret gesprochen³³: „Es kommt mir wohl an, wieder in der eigenen Häuslichkeit zu sein, im eignen Bett zu schlafen, am eignen Tisch zu essen u. am gewohnten Schreibtisch zu arbeiten.“ Denn wenn er at home war, saß er am Schreibtisch und arbeitete, jeden Tag.

Schleiden reiste auch gerne und viel: 1872 und 1883 war er für längere Zeit in den USA gewesen, mehrmals später in London, in Paris und in Rom, machte Ferien in Italien, Frankreich, in der Schweiz, in Österreich – aber er reiste nicht nur gerne und viel, sondern, wo er war, wanderte er, ganz besonders im nahen Schwarzwald, auch in Begleitung seines Dieners oder zusammen mit Freunden, wobei er nach dem Wanderer-Motto handelte:³⁴ „Man muß bei dem beständig wechselnden Wetter jeden guten Tag benutzen.“ Es würde diese Arbeit sprengen, Schleidens kleinere und größere Schwarzwald-Touren detailliert zu bringen. Zwei Textstellen mögen genügen: „Gestern nachmittag machte ich einen herrlichen Spaziergang über die Karthause nach St. Ottilien u. zurück über den Schloßberg. Ich fand schon einige völlig grüne Buchen. Die Magnolien u. alle Obstbäume stehen in voller Blüthe. Mit jedem Tag entwickelt sich der Frühling

schöner. Gott sei Dank, daß ich ihn hier genießen kann, statt in Berlin zu sitzen.“³⁵ Diese kleinere Tour Karthause–St. Ottilien–Schloßberg machte er gerne, ebenso jene nach Loretto, zum Jägerhäuschen, nach Güntherstal. – „Es war übrigens heute Nachmittag auf dem Schönberg, der seinen Namen mit Recht trägt, wirklich prächtig. Ein eigenthümlicher Duft ruhte auf den Bergen u. Hügeln im ganzen Kreise u. ließ sie noch höher erscheinen. Der Schauinsland u. der Böllchen mit ihren Umgebungen waren noch weit hinab im Schnee bedeckt, während die Hügel u. Thäler im ersten Grün u. reicher Blütenpracht prangen u. die Sonne nicht nur ein warmes Licht über die Landschaft warf, sondern so warm schien, daß man sich im einfachen Rock überall des Schattens freute.“³⁶ Und so bestieg Schleiden den Schönberg, den Brombeerkopf, den Schneeberg, den Kandel, Feldberg, Belchen, Schauinsland, wanderte durch viele Täler, wie das Simonswalder Tal, das Elztal, Suggental, Kinzigtal, Glottertal, Albtal, Kappeler Tal, Bohrer Tal, Oberrieder Tal . . ., erreichte viele Orte, wie Bad Sulzberg, Wildkirch und Waldkirch, St. Mörigen, Todtnauberg, Schluchsee, St. Blasien . . . – Wenn man in eine Wanderkarte des Schwarzwaldes durch Stecknadeln Schleidens Wanderungen einsteckte, wäre das Gebirge wie bei einer Akupunktur von Nadeln überzogen und man sähe sich fast genötigt, Schwarzwald in Schleidenwald umzubenennen . . . Und so wunderte sich Schleiden über sich selbst, daß er den Kaiserstuhl, „obwohl er fast vor unserer Thüre liegt, merkwürdiger Weise noch nie besucht hatte“, was er dann 1874 zusammen mit seinem Diener nachholte³⁷. – Schleiden scheint manchmal beim Wandern des Guten zu viel getan zu haben, was er auch zugab³⁸; denn sein badischer Freund Franz Freiherr von Roggenbach aus Ehnerfarnau bei Schopfheim sah sich genötigt, ihn im August einmal zu warnen³⁹: „Ich kann überhaupt nur rathen, in dieser Zeit der größten Hitze lieber in Ihrem luftigen Freiburger Kämmerlein zu bleiben, als sich der Fährlichkeit eines Marsches durch die sonnendurchglühten Thäler des Schwarzwaldes auszusetzen.“

Im Jahre 1867 wurde Schleiden im 8. schleswig-holsteinischen Wahlkreis Altona-Stormarn-Oldesloe in den Reichstag des Norddeutschen

Bundes gewählt. Zusammen mit schleswig-holsteinischen Landsleuten, mit Vertretern aus den übrigen von Preußen annektierten Gebieten, wie dem Hannoveraner Ludwig Windthorst, dem späteren Zentrumsführer, aber auch mit Altpreußen und Sachsen gründete Schleiden den Bundesstaatlich-Konstitutionellen Verein⁴⁰. Diese neue, betont föderalistisch ausgerichtete Gruppierung, die 17 Mitglieder umfaßte und deren definitives Programm Schleiden zusammen mit zwei Fraktionskollegen verfaßt hatte⁴¹, wählte ihn zum Vorsitzenden⁴². – Bei der Verfassungsdebatte des Norddeutschen Reichstages legte Schleiden in seiner großen Rede vom 12. März 1867⁴³ einen denkwürdigen Protest gegen die preußischen Annexionen von 1866 ein. Der Kernsatz lautete⁴⁴: „Durch die Ereignisse des vorigen Jahres ist das monarchische Princip auf das Aeußerste erschüttert, und ich nehme an, daß alle Herren, die sich conservativer Gesinnung rühmen, das zugeben werden. Ich habe vergebens in der Geschichte nach einem Beispiele gesucht, wo eine Regierung von Gottes Gnaden in ähnlicher Weise durch ihr Verhalten das monarchische Princip erschüttert hätte, wie das von der Königlichen Preußischen Regierung geschehen ist.“ Als sich dagegen Widerstand erhob, unterbrach Präsident Simson⁴⁵ die Rede Schleidens und sagte: „Meine Herren! Wenn ich den Herrn Redner nicht unterbreche, so geschieht das in der Voraussetzung, daß die Redner aus Ihrer Mitte auf diese Aeußerung antworten werden, denen es zukommt.“ Des Präsidenten Parteilichkeit wurde mit einem Bravo bedacht. Schleiden äußerte sich dazu nicht, brachte vielmehr seine Rede gelassen zu Ende. Bundeskommissar v. Savigny wies sofort⁴⁶ Schleidens Wort über die Verletzung des monarchischen Prinzips zurück. – Am Tage darauf, am 13. März 1867, formulierte Schleiden seinen Rechtsstandpunkt, wobei er eine Polemik des Freiherrn von Vincke (Hagen) gegen seine Rede vom Vortage⁴⁷ mit folgenden Worten zurückwies⁴⁸: „Meine Herren, ich mache kein Hehl daraus, daß ich fest halte und fest glaube an das Recht und daß das Recht in meinen Augen göttlichen Ursprungs ist. Was ich für Gewalthätigkeit ansehe, kann meiner Ansicht nach das Recht nicht beugen, wenn ich mich auch den Thatsachen willig füge, weil ich sie

nicht ändern kann. Gewalt und Vortheil sind in meinen Augen keine Gründe, das Recht zu brechen.“

Daß diese Annexionen von 1866 das monarchische Princip im innersten Kern treffen mußten und daß Verstöße gegen die politische Ethik sich immer rächen ... – ein solches Erfülltsein von der Rechtsidee fehlte damals den meisten Zeitgenossen, begreiflich in einem Zeitalter des Rechtspositivismus. Und so waren Proteste gegen diese Annexionen damals selten: Ludwig von Gerlach, Bismarcks früherer Mentor, tat dies⁴⁹, dann der Zar⁵⁰, und im fernen deutschen Süden der Bayer Joseph Edmund Jörg⁵¹. – Der von Preußens Macht und Größe begeisterte Heinrich von Treitschke konnte naturgemäß nicht Schleidens schleswig-holsteinischen Proteststandpunkt teilen. Von Treitschke, der Schleiden von Freiburg her – wie bereits einleitend gesagt – persönlich kannte und der auch im Hause von dessen Schwester Angelika von Woringen seine Ehefrau kennengelernt hatte⁵², hielt zwar Schleiden für einen der Besten unter den schleswig-holsteinischen Politikern und nannte ihn auch „geistreich, welterfahren und liebenswürdig“. Aber zugleich sah er in ihm „einen Particularisten reinsten Wassers“. Daran fügte er noch folgende Bemerkung hinzu: „Wenn auf Preußen die Rede kommt, hört auch sein Geist auf, er wirft dann um sich mit den trivialsten Phrasen; man dürfe doch Preußens Macht nicht verstärken, so lange Bismarck regiere – und was dergleichen knabenhaften Reden mehr sind.“⁵³

Schleiden hielt in der Annexionsfrage am schleswig-holsteinischen Proteststandpunkt fest, auch verblieb er im persönlichen Kontakt mit dem legitimen Thronanwärter, dem Augustenburger Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein⁵⁴. Zum frühen Tod des Herzogs im Alter von erst 51 Jahren am 14. Januar 1880 bemerkte Schleiden in seinem Tagebuch⁵⁵: der Herzog sei als Opfer „der gewalthätigen Politik Bismarcks“ und des an ihm „begangenen Unrechts“ gestorben. – Als Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm II., die Prinzessin Auguste Viktoria, die Tochter des Herzogs Friedrich und seiner Gemahlin, Herzogin Adelheid, geb. Prinzessin zu Hohenlohe-Langeburg, Februar 1881 heiratete, wurde Schleiden zu den

Hochzeitsfeierlichkeiten nach Berlin eingeladen, schrieb darüber auch einen vielbeachteten Artikel „Zum bevorstehenden 27. Februar“ in der „Allgemeinen Zeitung“⁵⁶, worin er Person und Familie der Braut mit Sachkenntnis und Wärme würdigte.

Auch als Parlamentarier, zunächst im Reichstag des Norddeutschen Bundes und später in jenem des Deutschen Reiches, benutzte Schleiden jede sich bietende Gelegenheit, sich für schleswig-holsteinische Belange einzusetzen.

In der preußischen Annexion seines Heimatlandes sah Schleiden immer ein „Unrecht“, war aber realistisch genug, einzusehen, daß eine Rückgängigmachung der Annexion nicht zu erwarten war – auch nicht vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem späteren Kaiser Friedrich III. (Schleiden stand mit dem Kronprinzenpaare übrigens im persönlichen Kontakt⁵⁷). So stimmte Schleiden am 16. April 1867 für die Verfassung des Norddeutschen Bundes (diese wurde dann 1871 die RV, nur leicht modifiziert)⁵⁸, womit er die gegebene Lage anerkannte. 1870 fiel das Los auf ihn und er wurde Mitglied der Kaiserdeputation in Versailles. Und so begrüßte er zuletzt auch die Reichsgründung von 1871, war er doch von Jugend an vom Gedanken der deutschen Einheit erfüllt gewesen, einer Einheit, geschaffen durch die Werbekraft des nationalen und liberalen Gedankens – nicht durch „Blut und Eisen“.

Bei der ersten deutschen Reichstagswahl von 1871 wurde Schleiden – wie 1867 – im 8. schleswig-holsteinischen Wahlkreis Altona-Stormarn-Oldesloe gewählt, aber erst in der Stichwahl mit 7406 gegen 6062 Stimmen, die für einen Sozialdemokraten der Richtung Lassalle abgegeben wurden; im ersten Wahlgang hatte Schleiden nur 3872 Stimmen, der Sozialdemokrat 3875, also drei Stimmen mehr, erhalten; 830 Stimmen waren zersplittert gewesen. Nur dank höherer Wahlbeteiligung im 2. Wahlgang war Schleiden gewählt worden. Als sicher war dieser Wahlkreis für Schleiden nicht anzusehen, was sich 1874 zeigen sollte. – Schleiden schloß sich der neugegründeten Liberalen Reichspartei von 1871⁵⁹ an, einer gemäßigt liberalen, föderalistisch gesinnten Partei, in der das bayerisch-süddeutsche Element leicht überwog; denn unter ihren 31 Mitgliedern waren 15

Bayern, darunter Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der spätere Reichskanzler, ein Badener, der Freiherr von Roggenbach, und ein Hesse, der Freiherr von Nordeck zur Rabenau⁶⁰. – Nach der stärksten Reichstagsfraktion, der Nationalliberalen, mit 120, der linksliberalen Deutschen Fortschrittspartei mit 45 Sitzen, war die Liberale Reichspartei die drittstärkste liberale Reichstagsfraktion; dazu kamen noch zwei Mitglieder der liberalen Süddeutschen oder Demokratischen Volkspartei. Die Frei-Konservative Partei, die sich seit 1871 ebenfalls Reichspartei nannte und deren Reichstagsfraktion 38 Mitglieder zählte, darf auch noch zu dem damals großen liberalen Parteienspektrum gerechnet werden. Die Liberale Reichspartei hielt enge Verbindung mit den Frei-Konservativen, besonders Schleiden zum Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg (dem Schwager des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein – Fürst Hermann war auch ein Vetter des Fürsten Chlodwig). – Die Liberale Reichspartei bemühte sich, zwischen den liberalen Fraktionen ausgleichend zu wirken, sie war auch bestrebt, Bismarcks nationale Politik zu unterstützen und die Reichsverfassung im liberalen Sinne auszugestalten, was ganz Schleidens Intentionen entsprach.

Schleiden beteiligte sich im Deutschen Reichstag rege an der parlamentarischen Arbeit, gehörte verschiedenen Kommissionen an, u. a. der Marine-Kommission, ergriff wiederholt das Wort im Plenum. Da damals den meisten Parlamentariern eine Auslandserfahrung fehlte, konnte sich Schleiden, der immerhin elf Jahre in Washington und zwei Jahre in London im diplomatischen Dienst gewesen war, als außenpolitischer Sprecher der Fraktion qualifizieren. Jedoch war von außenpolitischer Mitsprache des Reichstages damals noch kaum die Rede. Denn Bismarcks außenpolitische Dominanz war zu jener Zeit ein Axiom, an das sich auch der durchaus Bismarck-kritische Schleiden hielt. Dies zeigte sich z. B. darin, als Schleiden den Antrag zu einem Handelsvertrag bekämpfte und dabei folgendermaßen argumentierte: die Annahme dieses Antrages bedeute seines Erachtens⁶¹ „ein . . . unter den gegenwärtigen Verhältnissen durchaus nicht begründetes Mißtrauen gegen die Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten“. – Schleiden sah

seine Aufgabe darin, auf Grund seines reichen Erfahrungsschatzes mitzuwirken, daß der Leiter des A.A. das Instrumentarium erhielt, das vielseitige Räderwerk der auswärtigen Tätigkeit in Gang zu halten, zu verbessern. So leistete Schleiden Wesentliches bei der Ausgestaltung und authentischen Interpretation von Handels-, Konsular- und Auslieferungsverträgen, beim Ausbau des Konsularwesens, bei der Ausstattung und Neuerrichtung von Botschaften und Auslandseinrichtungen, wie z. B. der archäologischen und historischen Institute in Rom und in Athen, bei der rechtlichen Regelung der in jener Zeit großen deutschen Auswanderung, bei der Schaffung einer Seemannsordnung.

Als Schleswig-Holsteiner, der zudem mit den Hansestädten einst dienstlich und stets persönlich eng verbunden war, verstand Schleiden naturgemäß viel von der Seefahrt, vom internationalen Handel, von der Marine, von maritimer Waffentechnik. — Mai 1848 berief der 50er Ausschuß des Frankfurter Vorparlaments einen Marinekongreß nach Hamburg — das Einladungsschreiben war von Schleiden entworfen worden, wie er später im Norddeutschen Reichstag freudig bekannte⁶². Dieser Marinekongreß beschloß die Errichtung einer deutschen Flotte, einen Beschluß, den die Paulskirche übernahm. Es entstand eine erste deutsche Flotte von zwölf Kriegsschiffen. Auf Beschluß des wiederhergestellten Bundestages vom 2. April 1852 wurde diese erste deutsche Flotte bekanntlich aufgelöst und durch Hannibal Fischer in schmähhlicher Weise versteigert. Und so begrüßte es Schleiden am 2. April 1867, am Jahrestag, im Norddeutschen Reichstag als „ein vortreffliches Omen“⁶³, daß erneut eine deutsche Flotte begründet würde. Diese Flotte müßte, so betonte Schleiden, für „den kräftigsten Küstenschutz“ und dazu ausreichen, „Front zu machen gegen die Flotte der benachbarten Staaten“. Internationaler völkerrechtlicher Schutz verringere allerdings, so fügte er hinzu, das Bedürfnis nach Marineschutz im Auslande. Mit Nachdruck hob Schleiden hervor: „Die ganze Tendenz unserer heutigen Zeit geht dahin, Rechtsgleichheit überall einzuführen. Was heute die Englische, die Französische oder irgend eine andere Marine für sich erwirbt, erwirbt sie der ganzen Welt, es wird

Gemeingut Aller binnen kurzer Zeit.“ — Schon am 12. März 1867 hatte Schleiden im Norddeutschen Reichstag deutlich ausgesprochen⁶⁴: „ich halte es für ein Glück, daß wir bisher noch keine große Flotte gehabt haben“. Der stenographische Bericht merkte als Reaktion des Hauses an: „Sensation“! Gewissermaßen als vorweggenommenes Verdikt gegen die verhängnisvolle spätere Flottenpolitik Wilhelms II. und von Großadmiral von Tirpitz sprach Schleiden dann folgende Worte aus: „aber lassen Sie uns nicht den Versuch machen, eine Großmacht zur See spielen zu wollen, lassen Sie uns vielmehr zufrieden sein damit, daß Preußen, daß der Norddeutsche Bund unter Preußens Führung die erste Großmacht zu Lande werde.“ Auf dieser gedanklichen Linie lag es, daß Schleiden wenig zuvor in derselben Rede eine deutsche Kolonisation, ja jegliche Kolonisation ablehnte: „Ich begreife nicht, wie aufgeklärte Männer unserer Zeit daran denken können, eine Colonisation einführen und vom Bunde regeln lassen wollen. Das sind Ideen vergangener Jahrhunderte, und wer sich ein bisschen in der außereuropäischen Welt umgesehen hat, wird wissen, daß es nicht unsere Aufgabe sein kann, Deutsche Colonien zu gründen.“ In seiner Rede vom 20. März 1867⁶⁵ — nur acht Tage später — sprach er sich erneut gegen eine deutsche Kolonisation aus. — Noch in seinen Lebenserinnerungen hielt er die Kolonialpolitik für „einen überwundenen Standpunkt“⁶⁶. — Schleiden war in seiner Zeit ein früher Gegner des Kolonialismus, dessen antikolonialistisches Credo erst unsere Zeit der völligen Dekolonialisierung zu würdigen vermag. Denn wenn man zeitgenössische Bezüge heranzieht, dann saß in der Liberalen Reichspartei mit Heinrich von Kusserow schon der Hauptpropagator des Kolonialgedankens *avant la lettre*⁶⁷, und Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, mit dem Schleiden persönlich gut stand und der zudem mit dem Gedanken spielte⁶⁸, aus der frei-konservativen Partei aus- und in die Liberale Reichspartei einzutreten, wurde 1882 Präsident des Deutschen Kolonialvereins, jenes Vereins, der propagandistisch für den Erwerb deutscher Kolonien wirkte. 1884/85 wurden die ersten deutschen Kolonien erworben. 1919 gingen alle deutschen Kolonien verloren. Die deutsche Kolonialpolitik währte nur

ein Menschenalter, war nur eine Episode gewesen, hätte naturgemäß die Dekolonialisierung nach 1945 nicht überdauert.

Die Flottenfrage beschäftigte auch den Deutschen Reichstag. Schleiden setzte sich mit ihr erneut auseinander in seiner Reichstagsrede vom 27. Mai 1872⁶⁹, wobei er an sein Votum von 1867 eingangs erinnerte. Entschieden wandte er sich dann gegen Pläne, eine große Panzerflotte zu schaffen. Dagegen spräche einmal waffentechnisch, daß die gegenwärtigen Panzerstärken gegenüber den neu konstruierten Kanonen nicht mehr genügend Sicherheit böten, und ferner, daß Deutschland mit den britischen und französischen Kriegsflotten nicht zu konkurrieren vermöge. Deutschlands Stärke liege vielmehr in seiner Landarmee. Mit Nachdruck betonte Schleiden: Wenn man eine große Panzerflotte wünsche, müsse man voraussetzen, „daß große Seeschlachten noch so wahrscheinlich sind wie früher. Ich glaube aber, die Zeiten sind vorüber, wo man große Seeschlachten für die Entscheidung eines Krieges in Aussicht nahm. Es steht heutzutage kein solcher Preis mehr auf dem Spiele, und ich glaube, daß die Hauptschlachten künftig auf dem Lande geschlagen werden.“ Damit sah Schleiden in nahezu prophetischer Weise die strategische Situation in den Kriegen unseres Jahrhunderts voraus. – Auch ein Jahr später griff Schleiden in seiner Rede vom 18. Juni 1873⁷⁰ erneut in die Marine-Debatte ein. Schleiden trug u. a. vor: anhand von in Frankreich, England und in den USA vorgenommenen Untersuchungen habe er, soweit ein Laie dazu im Stande sei, den Eindruck gewonnen, daß es nötig sei, deutsche Kriegsschiffe mit Vorrichtungen für Torpedos auszustatten und daß die Admiralität neue Erfindungen auf dem Gebiete des Torpedowesens erwerben und verwerten solle. Klar sah er die künftige Entwicklung voraus, wenn er sagte: „denn darüber, glaube ich, herrscht heutzutage unter den Autoritäten der Seemächte kein Zweifel mehr, daß Torpedos . . . zu den wichtigsten Waffen der Zukunft gehören.“ In der Frage der Panzerschiffe sei allerdings die Frage Panzer oder Artillerie noch nicht entschieden. Deshalb empfehle er, die begonnenen Panzerschiffe fertig zu bauen und mit dem Bau von neuen abzuwarten. So geschah es auch. – Am 23. Juni 1873 – nur fünf

Tage später – verwandte er sich erneut⁷¹ in zwei Voten für die nachdrückliche Förderung des Torpedowesens, wobei er den Beleg erbrachte, daß die völlige Sicherheit bei Offensivtorpedos bereits erreicht sei. – In diesen militärtechnischen Zusammenhang gehört auch Schleidens Eintreten für den Bau des Nordostsee-Kanals, der erst 1885 bis 92 erbaut wurde, aber dann nicht die Bedeutung für die Kriegs- und Handelsmarine gewinnen sollte, die Schleiden von ihm erhofft hatte. So sagte er am 27. Mai 1872 im Reichstag⁷²: „Wenn der Nordostsee-Kanal zur Ausführung kommt, so wird derselbe noch viel wichtiger für unsere Kriegs- als für unsere Handelsmarine sein; unsere Flotte wird damit verdoppelt werden, wir werden sie auf beiden Meeren, links und rechts der cimbrischen Halbinsel gebrauchen können.“ Die damals nicht voraussehbare neue Waffengattung der Luftwaffe entwertete die Bedeutung jenes Kanals als Möglichkeit, die deutsche Kriegsflotte zwischen Nord- und Ostsee je nach Bedarf zu verschieben, so daß der von Schleiden prognostizierte „Verdoppelungseffekt“ nicht eintrat, vielmehr die Schiffe in der Enge des Kanals gegenüber Bombenangriffen durch Flugzeuge sich als besonders verwundbar erwiesen bzw. die deutsche Kriegsflotte in beiden Weltkriegen nur selten auslief und zur See eben keine Entscheidungen mehr fielen.

Schleiden, der zwischen 1871 und 1873 insgesamt 37mal im Deutschen Reichstag das Wort ergriffen hatte, somit zu den führenden Sprechern seiner Partei gehörte, verstand es auch, im entscheidenden Augenblick einzugreifen, so wenn er etwa in einer Kommissionssitzung den unangemessenen Ton eines Regierungsvertreters coram publico rügte (der Kommissionvorsitzende sah sich nicht veranlaßt, diesen zur Ordnung zu rufen)⁷³ und damit das Verhandlungsklima verbesserte oder, als es Spitz auf Knopf stand, mit seiner Rede für Beibehaltung des Zweimarkstückes bei der 3. Beratung des Münzgesetzes am 6. Mai 1873⁷⁴ bewirkte, daß diese umstrittene Münze mit vergrößerter Mehrheit in namentlicher Abstimmung mit 130 zu 102 Stimmen definitiv angenommen wurde⁷⁵, nachdem diese Münze in 2. Beratung am 22. April 1873 nur mit der Zufallsmehrheit von 98 zu 94 Stimmen durchgegangen war⁷⁶. Damit wurde in die Mark-Währung

eine Münze eingeführt, die noch heute als Zwischenglied zwischen einem Ein-Mark- und einem Fünf-Mark-Stück unentbehrlich ist.

Es wird oft zu wenig beachtet, daß zur parlamentarischen Tätigkeit im Plenum und in den Ausschüssen auch noch die Arbeit innerhalb der Fraktion, die Parteiarbeit und noch die Betreuung des Wahlkreises gehört (letztere Arbeit spielte im Kaiserreich noch keine große Rolle) – und das mußte diätenlos geleistet werden; denn erst 1906 wurden den MdR Diäten gewährt. Auch war der Samstag in jener Zeit noch parlamentarischer Arbeitstag, galt für ihn noch nicht das *Noli-me-tangere* unserer Tage; der 1. Mai war zum ersten Mal gesetzlicher Feiertag 1890. – So hielt die Liberale Reichspartei in jeder der vier Sessionen rund 20 Fraktionssitzungen ab, oft noch vor dem Plenum oder spät am Abend, auch sonntags; diese Fraktionssitzungen kosteten viel Zeit und Kraft, verursachten auch manchmal Ärger, wenn Meinungen aufeinander prallten. So fand sich bei Schleiden, kaum daß er der Fraktion der Liberalen Reichspartei angehörte, schon zu Beginn der ersten Session bei der zweiten Fraktionssitzung die folgende Klage⁷⁷: „Den größten Theil des Abends verlor ich wieder durch die Berathungen unserer Fraction . . . So angenehm es mir ist, einer Fraction anzugehören, so bedaure ich den damit verbundenen Zeitverlust, der zu ruhigem Arbeiten u. zur Besorgung von Privatangelegenheiten keine Zeit läßt.“ – Und im Anschluß an die 14. Fraktionssitzung der ersten Session merkte er kritisch an⁷⁸: „Es ist fürwahr ein schlechtes Herkommen, daß in der Fractionssitzung alle und jede Gesetzesvorlagen, auch solche, bei denen keinerlei politische Frage in Betracht kommt, in den Fractionen genau so wie im vollen Hause durchdebattirt wird u. alle möglichen Amendements vorgeschlagen werden. Man sollte das der Regel nach dem Einzelnen überlassen, die Debatten im Reichstage würden dadurch bedeutender u. interessanter, der Einzelne nicht übermüdet werden. Die Engländer u. Amerikaner, welche nur große politische Fragen in ihren Parteiversammlungen (*caucus*) besprechen, sind uns in der Beziehung voraus.“ Auf der anderen Seite muß die Art der Fraktionssitzung der Liberalen Reichspartei auch ihre positive Seite gehabt haben, denn der

frei-konservative Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, der an einer solchen hospitiert hatte⁷⁹, „war sehr erbaut von der gründlichen Art der Behandlung, die vortheilhaft von derjenigen seiner Fraction abstehe“. – Nun ist mit dem Fraktionswesen, besonders wenn es viele Fraktionen gibt, wie im Kaiserreich und in Weimar, oft viel Leerlauf, Rivalität und kleinkariertes Wesen verbunden, wodurch die politische Arbeit oft unnötig erschwert wird. Diese Schwächen sahen viele Zeitgenossen. Schleiden liegt hier ganz in der Linie der Parlamentskritik, wenn er einmal in sein Tagebuch eintrug⁸⁰: „Mir scheint das Fraktionswesen den Ruin des Reichstags im Laufe der Zeit herbeiführen zu müssen.“ Zwar gab es durchaus Bemühungen, die Fraktionen einander näher zu bringen, so wenn die Liberale Reichspartei jeweils zu Beginn und am Ende einer Session zu ihrem Fraktionsdiner Mitglieder aus anderen Fraktionen als Gäste einlud oder wenn wohlhabendere Mitglieder der Liberalen Reichspartei die gesamte Fraktion und auch Gäste aus anderen Fraktionen einluden. Auch gab es als zwanglose Einrichtung die Parlamentarische Vereinigung, meist im „Leipziger Garten“, an der Mitglieder aus allen Fraktionen teilnehmen konnten. 1871 machte der Reichstag eine Exkursion auf die Insel Rügen und 1873 eine weitere nach Bremen, Bremerhaven und Wilhelmshaven. Schleiden nahm an solchen Veranstaltungen meistens und gerne teil. Als er z. B. einmal im „Leipziger Garten“ ein Stündchen mit den Konservativen verplaudert hatte, merkte er im Tagebuch an⁸¹: „Man muß mit allen Parteien Fühlung zu behalten suchen.“ – An den samstäglichchen Soireen bei Bismarck nahm Schleiden nur gelegentlich teil – obwohl gleicher Jahrgang wie Bismarck und er diesen seit 1848 persönlich kannte⁸², blieb es dabei meist nur bei einem stummen Händedruck.

Aus der Enge des Fraktions-Ghettos brechen eben nur solche Abgeordnete aus, die von sich aus Weite der Gesichtspunkte besitzen – Schleiden gehörte dazu, wenngleich er mit Fraktionskollegen durchaus regen Kontakt unterhielt, mit ihnen speiste oder im Tiergarten spazierte. Mitglieder des Bundesrates, der Reichsbehörden, der preußischen Ministerien waren oft seine Gesprächspartner. Gesellschaftlich verkehrte er auch mit Leopold von Ran-

ke⁸³, dem damals gefeierten großen Historiker. Sekundiert von Theodor Fontane⁸⁴, bekämpfte Schleiden einmal auf einer Einladung einen evangelischen Geistlichen, der einer Einführung der Theokratie das Wort redete... – Schleiden ging oft und gerne ins Theater, nahm an Hausmusikabenden teil, besuchte Kunstausstellungen, allein oder mit Kollegen. Noch in späteren Jahren, als er schon lange nicht mehr dem Reichstag angehörte, besuchten ihn ehemalige Fraktionskollegen, aber auch Kollegen aus anderen Parteien in Freiburg. – Schleiden war einer der wenigen, der einen damaligen parlamentarischen Außenseiter mit Verständnis und fast mit Wärme beobachtete, nämlich August Bebel, den einzigen Vertreter der Sozialdemokratie im Reichstag von 1871⁸⁵.

Nach vier anstrengenden Sessionen war der Reichstag Ende Juni 1873 irgendwie ausgebrannt. Schleiden notierte in seinem Tagebuch⁸⁶: „Jeder sehnt sich nach Haus; von einer gründlichen Berathung kann kaum noch die Rede sein.“ Und am Tage vor der Reichstagsauflösung schrieb er in sein Tagebuch⁸⁷: „Es ist gut, daß der Reichstag, so Gott will, morgen geschlossen wird. Wir sind alle abgspannt u. müde, denn die Sitzungen sind endlos u. die freie Zeit reicht kaum zu gründlicher Vorbereitung aus. Gestern hielten wir Vormittags von 10 bis 3 Uhr, Abends von 8 bis 10 Uhr Sitzung. Heute erledigten wir unser Pensum von 10 bis 4 Uhr u. entgingen der Abendsitzung.“ – Die Abgeordneten fuhren nach Hause und, so weit sie wieder kandidierten, begannen mit dem Wahlkampf, der aber damals fern dem heutigen Propagandaaufwand stand. Schleiden kandidierte erneut, hielt aber nur eine Wahlversammlung am Dienstag, dem 1. Juli 1873, in Altona ab, welche aber die Sozialdemokraten sprengten⁸⁸, ohne daß Schleiden seine Wahlrede halten konnte. – Bei der Reichstagswahl vom 10. Januar 1874 besiegte der Sozialdemokrat Hasenclever, ein Lassalleaner, Schleiden mit 11 658 gegen 8300 Stimmen bereits im ersten Wahlgang. Schleiden nahm das Ergebnis mit Ruhe und Gelassenheit hin. Als die ersten Ergebnisse einliefen, die seine Niederlage bereits abzeichneten, bemerkte er im Tagebuch⁸⁹: er werde nunmehr Zeit finden, seine Erinnerungen an den amerikanischen Bürgerkrieg auszuarbeiten; den Gang der Reichstags-

verhandlungen werde er weiterhin verfolgen. Und mit berechtigtem Selbstgefühl durfte er von sich sagen: „Unentbehrlich ist Niemand, aber ich halte es doch nicht für unmöglich, daß Viele u. vielleicht selbst die Regierung es bei manchen Fragen, namentlich bei allen Erörterungen über Verträge u. völkerrechtliche Fragen, bedauern werden, daß ich dem Reichstage nicht mehr angehöre.“ – Freund Lorentzen schrieb aus Berlin am 26. Januar 1874⁹⁰ „Lieber Schleiden da wir nun nicht das Vergnügen haben werden, Sie zum kommenden Reichstag hier zu sehen, so will ich Ihnen wenigstens sagen, wie sehr ich es bedaure, sowohl persönlich als auch der Sache willen. Auch meine Frau, die sich schon sehr darauf gefreut hatte, daß Sie uns zuweilen einen Abend schenken würden, läßt Ihnen ihr herzliches Bedauern aussprechen, daß wir nun das entbehren sollen. Ich muß gestehen, daß ich bis zuletzt doch von den Altonaern eine bessere Vorstellung gehabt hatte. Ich hatte gehofft, daß, da alle antisozialistischen Parteien einig seien, die Sozialisten nicht würden siegen können. Es scheint ja auch, daß wenigstens ein Theil der Schuld an der unüberwindlichen Lethargie der Philister liegt. Jedenfalls werden die Altonaer nun drei Jahre Gelegenheit haben, sich von den Armseligkeiten eines sozialistischen Abgeordneten praktisch zu überzeugen.“ Und am Schluß des Briefes fügte Lorentzen noch den Satz hinzu: „Wenn ich mich über Ihre Niederlage bei der Reichstagswahl trösten soll, so ist es nur mit der Aussicht, daß Sie nun Ihr in Aussicht gestelltes größeres Buch über Amerika beginnen und hoffentlich mit rüstiger Kraft zu Ende führen werden.“

Die Liberale Reichspartei erlitt bei dieser Reichstagswahl eine katastrophale Niederlage, zweifellos als eine Folge des Kulturkampfes, in dem sie sich stark im anti-römischen Sinne engagiert hatte, nicht dagegen Schleiden, der sich zurückhielt, allerdings auch für den Kanzelparagraphen und das Jesuitengesetz gestimmt hatte. So wurden von den 31 Mitgliedern nur acht wiedergewählt, im überwiegend katholischen Bayern von 15 nur noch zwei. Als neu gewählter Abgeordneter kam nur der bekannte Staatsrechtslehrer Robert von Mohl hinzu, mit dem Schleiden schon lange befreundet war. – Schleiden traf sofort die Sachlage⁹¹:

„Von einer Fortsetzung der liberalen Reichspartei . . . kann nicht die Rede sein.“ Die Liberale Reichspartei löste sich auf. Von den acht wiedergewählten Mitgliedern schlossen sich vier den Frei-Konservativen an, zwei blieben fraktionslos und zwei traten den Nationalliberalen bei; auch Robert von Mohl tat letzteren Schritt, allerdings höchst ungern.⁹²

Schleiden, der auf Grund seiner knappen Einkünfte nur dank finanzieller Unterstützung der amerikanischen Freunde den Berlin-Aufenthalt finanzieren konnte, war in mancher Beziehung auch froh, daß er nunmehr nicht in das damals ferne und auch kalte Berlin zum Reichstag fahren mußte und im warmen Freiburg, in der Nähe der alten Mutter, der Schwester bleiben konnte. Als er vernahm, daß der Reichstag mittels Kaiserl. Verordnung vom 20. Januar zum 5. Februar 1874 einberufen würde, notierte er am 23. Januar in sein Tagebuch⁹³: „Ich freue mich von Neuem, daß ich nicht daran Theil zu nehmen brauche.“ Und am 4. Februar trug er in sein Tagebuch folgendes ein⁹⁴: „Morgen tritt der neue Reichstag zusammen. Ich danke Gott, daß ich nicht daran Theil zu nehmen brauche.“ – Diese Versicherungen, froh zu sein, nicht mehr dem Reichstag angehören zu müssen, wiederholen sich im Jahre 1874 immer wieder⁹⁵, so daß die Annahme nicht von der Hand zu weisen ist, Schleiden wäre doch ganz gerne Mitglied des Reichstages geblieben . . . – Bemühungen seiner Freunde in späteren Jahren, ihn in Altona in den preußischen Landtag zu wählen, erneut für den Reichstag zu kandidieren, in den diplomatischen Dienst zurückzukehren, ihn zum preußischen Handelsminister zu machen, die Stelle eines Privatsekretärs bei Kaiserin Augusta anzunehmen, ihn zum Honorarprofessor für Völkerrecht an der Universität Freiburg zu ernennen, ließ Schleiden auf sich beruhen. *Procul negotiis* verfolgte Schleiden nach wie vor mit „großem Interesse“ die „brennenden Fragen der Gegenwart“.⁹⁶ Freund Roggenbach attestierte ihm „eine unermüdlich thätige Arbeitslust“⁹⁷ – damit traf er Schleidens Wesen im Kern. Schleiden erwies sich als „ebenso unabhängiger und freisinniger (wie) fleißiger und genau unterrichteter

Beobachter“⁹⁸. Das Bleibende an seiner Lebensarbeit sah Schleiden, wie er 1885 an seinen Vetter Heinrich Schleiden schrieb, darin⁹⁹: „Wenn irgend etwas in meinen Denkwürdigkeiten jemals Anspruch auf dauernden Werth erlangen kann, so werden das jedenfalls nur die Aufklärungen sein, die ich über die Schlesw. Holsteinische Bewegung und manche Punkte der Modernen Amerikanischen Geschichte zu geben vermag. Ob ich lange genug leben und die Kraft behalten werde, auch diesen wichtigen Theil meiner Arbeit zu vollenden, steht in Gottes Hand. Jedenfalls werden Jahre vergehen, ehe das möglich sein wird. Denn dafür habe ich noch gar keine Vorarbeiten gemacht . . .“ – Seine „Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners“ vermochte Schleiden noch in vier Bänden zu veröffentlichen: 1886 erschien der erste, 1890 der zweite, 1891 der dritte und 1894 der vierte und letzte Band. An diesem letzten Band arbeitete er mit nachlassender Kraft fast bis an sein Lebensende. Am 3. Oktober 1894 trug er in sein Tagebuch ein¹⁰⁰: er würde die Sache ruhen lassen, da es ihm an Arbeitsfreudigkeit fehle, „wenn ich es nicht für eine Ehrenpflicht für mein Heimathland hielte, alle Kräfte anzustrengen, um das begonnene Werk noch zu einem guten Ende zu führen. Dazu möge Gott mir helfen!“ – Die amerikanischen Erlebnisse – vor allem die Darstellung des Sezessionskrieges – vermochte Schleiden nicht mehr in Buchform zu gestalten¹⁰¹. Schleiden hinterließ 37 Bände Tagebücher; seine letzte Tagebucheintragung datiert vom 21. Februar 1895. Darin setzte er sich kritisch¹⁰² mit dem agrarischen Antrag des konservativen Abgeordneten Graf Kanitz auseinander, der ein staatliches Monopol für den Handel mit dem vom Ausland eingeführten Getreide forderte. Vier Tage später, am 25. Februar 1895, starb Schleiden nach kurzer Krankheit in Freiburg im Breisgau: dort liegt er begraben (die Grabstätte besteht nicht mehr auf dem Hauptfriedhof). – Seine Ersparnisse aus relativ geringen Bezügen – aus Zinsen seines in den USA angelegten Vermögens, aus Honoraren – vermachte Schleiden¹⁰³ der Universität Freiburg zur Förderung völkerrechtlicher Arbeiten.

Anmerkungen

- 1 Tagebücher Rudolph Schleidens (im folgenden Schleiden TB abgekürzt) Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel Bd. 24, S. 253 [15. Juni 1872] (ungedruckt)
- 2 Heinrich von Treitschke an Gustava von Haselberg 10. Juli 1864 Treitschkes Briefe hrsgg. von Max Cornicelius 2 (1918) 330
- 3 v. Treitschke an seinen Vater 22. Mai 1865 ibidem 2: 400
- 4 Franz Xaver Kraus, Tagebücher hrsgg. von Hubert Schiel (1957) 519
- 5 ibidem 558
- 6 Schleiden TB Bd. 24, S. 253 [15. Juni 1872]; S. 256 [18. Juni 1872]; S. 267 [26. Juli 1872]; ähnlich S. 307 [16. April 1873]; Bd. 25, S. 26 [13. Juli 1873] (ungedruckt)
- 7 Vgl. Helmut Steinsdorfer, Eduard Lasker ... in: „liberal“ 26. Jahrg. Heft 1 (1984) 93–98
- 8 Schleiden TB Bd. 25, S. 33 [1. August 1873] (ungedruckt)
- 9 Schleiden an Vetter Heinrich Schleiden 28. Oktober 1883 Familie Schleiden Staatsarchiv Hamburg 622–1 [97] Nr. 85 (ungedruckt)
- 10 Vgl. Briefe Schleidens an A. L. J. Michelsen 9. u. 15. November 1856 Nachlaß Michelsen Schleswig-Holsteinisches Landesarchiv Schleswig Abt. 399. 36 Nr. 45 u. an J. G. Kohl Exposé v. 22. Juni zum Brief v. 30. Juni 1887 Universitätsbibliothek Bremen Aut. XIX, 14 (ungedruckt)
- 11 5. März u. 14. Mai 1850 abgedruckt in Schleiden, Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners 4 (1894) 327–332
- 12 Vgl. Briefwechsel Schleidens mit Carl Lorentzen Dieser enthält 54 Briefe Schleidens v. 22. März 1849 bis 1. November 1875, teilweise abgedruckt in: Vor fünfzig Jahren. Briefwechsel zwischen Dr. Karl Lorentzen und den Führern der Augustenburgischen Partei 1863–1866. Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins hrsgg. von Archivrat Dr. Kupke in Schleswig 2 (1914) 192f. 204ff. 211ff. 223–228. 236–239. 333 Anm. 2 367 Anm. 2 367f. 376f.
- 13 an Carl Lorentzen Nachlaß Lorentzen ... (ungedruckt)
- 14 1. November 1850 an Carl Lorentzen Nachlaß Lorentzen ... (ungedruckt)
- 15 Vgl. Artikel über Schleiden in: Allgemeine Deutsche Biographie (im folgenden ADB abgekürzt) 54 (1908) 33–41 [Johannes Rösing] u. Hermann Wätjen, Dr. Rudolf Schleiden als Diplomat in bremischen Diensten 1853–1866 in: Bremisches Jahrbuch 34 (1933) 262–276 (Es handelt sich hier um die wörtliche Wiedergabe eines am 16. Dezember 1932 in der Historischen Gesellschaft zu Bremen gehaltenen Vortrages)
- 16 Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners 2 (1890) 230
- 17 Schleiden an Franz Freiherr von Roggenbach 22. Januar 1866 Nachlaß August Lamey Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe Abt. 52 fasc. 23 Nr. 37 (ungedruckt)
- 18 Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners 3 (1891) 187 wie Anm. 82
- 19 Detaillierter Bericht Schleidens über sein Gespräch mit Bismarck am 16. August 1864 in Bad Gastein im Brief an Carl Lorentzen v. 17. August 1864 abgedruckt in dem in Anm. 12 genannten Quellenwerk 2: 223–228 Nr. 90 vgl. auch Jansen-Samwer, Schleswig-Holsteins Befreiung (1897) 388
- 20 Schleiden an Carl Lorentzen 25. Januar 1865 Nachlaß Lorentzen ... (ungedruckt)
- 21 8. November 1864 Nachlaß Lorentzen ... (ungedruckt)
- 22 Wie Anm. 17
- 23 Aus dem Leben Theodor von Bernhardtis hrsgg. v. Friedrich von Bernhardt 7 (1897) 267; ADB 54 (1908) 40; H. Wätjen, Dr. Rudolf Schleiden ... (wie Anm. 15) 275; Adolf Krieger, Bremische Politik im Jahrzehnt vor der Reichsgründung in: Veröffentlichungen der Hansestadt Bremen Heft 15 (1939) 56 Anm. 3. 82; Die geheimen Papiere Friedrich von Holsteins [deutsche Ausgabe] hrsgg. v. Werner Frauendienst 1 (1956) 32f.; Botschafter Paul Graf von Hatzfeldt. Nachgelassene Papiere 1838–1901 hrsgg. von Gerhard Ebel (1976) 222
- 24 „Der Brand Hamburgs vom 5. bis 8. Mai 1842“ in: „Deutsche Rundschau“ Heft 1 Jahrg. 1890, S. 112–120
- 25 Schleiden TB Bd. 25, S. 149 [14. August 1874] (ungedruckt)
- 26 Schleiden TB Bd. 24, S. 111 [2. Oktober 1871] (ungedruckt)
- 27 Schleiden TB Bd. 25, S. 190 [27. November 1874] (ungedruckt)
- 28 Schleiden TB Bd. 24, S. 292 [8. März 1873] (ungedruckt)
- 29 Schleiden TB Bd. 24, S. 284 [4. Februar 1873] (ungedruckt)
- 30 Schleiden TB Bd. 25, S. 84 [21. Dezember 1873] (ungedruckt)
- 31 Schleiden TB Bd. 25, S. 171 [27. September 1874] (ungedruckt)
- 32 Schleiden an Vetter Heinrich Schleiden 21. Juni 1884 Familie Schleiden ... (ungedruckt)
- 33 Schleiden TB Bd. 24, S. 258 [23. Juni 1872] (ungedruckt)
- 34 Schleiden TB Bd. 24, S. 90 [1. August 1871] (ungedruckt)
- 35 Schleiden TB Bd. 24, S. 302 [2. April 1873] (ungedruckt)
- 36 Schleiden TB Bd. 24, S. 306 [14. April 1873] (ungedruckt)
- 37 Schleiden TB Bd. 25, S. 118ff. [25. April 1874] (ungedruckt)
- 38 Schleiden TB Bd. 25, S. 131 [11. Juni 1874]; S. 137 [6. Juli 1874] (ungedruckt)
- 39 4. August 1873 Nachlaß Schleiden Universitätsbibliothek Kiel (Korrespondenz) Mappe 29 (ungedruckt)

- 40 Karl Bachem, Vorgeschichte, Geschichte und Politik der deutschen Zentrumspartei . . . (im folgenden Bachem abgekürzt) 3 (1927) 16f.
- 41 Bachem a.a.O. 17
- 42 Bachem a.a.O. 14; Herbert Gottwald, Ludwig Windthorst . . . in: Gestalten der Bismarckzeit hrsgg. von Gustav Seeber (1978) 199f.; Margaret Lavinia Anderson, Windthorst . . . (1988) 109f. [engl. Ausgabe ex 1981]
- 43 Reichstag des Norddeutschen Bundes (im folgenden Nddt. RT abgekürzt) 1 (1867) 159ff.; vgl. Jansen-Samwer, Schleswig-Holsteins Befreiung (1897) 655 u. Schleiden TB Bd. 21, S. 307f. [12. März 1867] (ungedruckt)
- 44 Zit. bei Jansen-Samwer a.a.O. 655
- 45 Nddt. RT 1: 160
- 46 Nddt. RT 1: 161
- 47 Nddt. RT 1: 181 vgl. Schleiden TB Bd. 21, S. 309 [13. März 1867] (ungedruckt)
- 48 Nddt. RT 1: 189
- 49 Erich Eyck, Bismarck 2 (1943) 306
- 50 Eyck a.a.O. 2: 307
- 51 Helmut Steinsdorfer, Joseph Edmund Jörg . . . in: „Allgäuer Geschichtsfreund“ NF 70 (1970) 22
- 52 von Treitschke an Gustav Freytag 9. Januar 1870 Treitschkes Briefe a.a.O. 3 (1920) 259f.
- 53 von Treitschke an Alfred von Gutschmid 16. November 1864 ibidem 2 (1918) 350; ähnliche äußerte sich von Treitschke gegenüber Friedrich von Weech 3. Dezember 1864 ibidem 2: 368 vgl. auch Deutsche Kämpfe . . . (1874) 155. 190f. [ex 1866 u. 1867]
- 54 Besuch Schleidens bei Herzog Friedrich im schlesischen Primkenau Pfingsten 1872 vgl. Schleiden TB Bd. 24, S. 230f. [Pfingstmontag, 20. Mai 1872]; S. 232f. [22. Mai 1872] u. TB Hermann Fürst zu Hohenlohe-Langenburg [17. bis 21. Mai 1872] Bü. 8 Hohenlohe Zentralarchiv Schloß Neuenstein (ungedruckt) Über weitere Kontakte Schleidens mit Herzog Friedrich vgl. Schleiden TB Bd. 24, S. 249 [12. Juni 1872]; S. 341 [31. Mai 1873]; Bd. 25, S. 93 [23. Januar 1874]; S. 114 [13. April 1874] (ungedruckt)
- 55 Schleiden TB Bd. 28, S. 114 [15. Januar 1880] (ungedruckt)
- 56 Nr. 50 der Beilage v. 19. Februar 1881, S. 729f. vgl. Schleiden TB Bd. 28, S. 139 [25. Januar 1880]; Bd. 29, S. 93 [7. Februar 1881]; S. 101ff. [26. u. 27. Februar 1881] (ungedruckt)
- 57 Helmut Steinsdorfer, Die Tragödie der 99 Tage: Friedrich III. . . . in: „Innsbrucker Historische Studien“ 12/13 (1990) 207. 215. 219. 225
- 58 Nddt. RT 1: 729
- 59 Programm der Liberalen Reichspartei abgedruckt im Wortlaut bei F. Salomon, Die deutschen Parteiprogramme Heft 2 (4. Aufl. 1932) 10
- 60 Vgl. Helmut Steinsdorfer, Adalbert Freiherr von Nordeck zur Rabenau . . . in: „Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde“ NF 50/1992, S. 329–339
- 61 Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Deutschen Reichstages (im folgenden RT abgekürzt) I. Leg. per., 2. Sess. 1871, 1: 275 Rede v. 15. November 1871
- 62 Nddt. RT 1: 523 Rede v. 2. April 1867
- 63 Nddt. RT 1: 522–525
- 64 Nddt. RT 1: 161 ähnlich 27. Mai 1872 RT I. Leg. per., 3. Sess. 1872, 1: 561
- 65 Nddt. RT 1: 271
- 66 Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners 2 (1890) 232
- 67 Neue Deutsche Biographie 13 (1982) 343f. [Klaus Hildebrand]
- 68 Schleiden TB Bd. 24, S. 227 [15. Mai 1872]; S. 232 [20. Mai 1872] (ungedruckt)
- 69 RT I. Leg. per., 3. Sess. 1872, 1: 561ff.; vgl. Annalen des Deutschen Reiches . . . (im folgenden Annalen abgekürzt) hrsgg. v. Georg Hirth (1873) 212 (Es handelt sich hier um den Wiederabdruck von Schleidens Rückblicken auf die I. Leg. per. des RT's, die in der „Allgemeinen Zeitung“ (Augsburg) erschienen sind) Vgl. auch Schleiden TB Bd. 24, S. 238 [27. Mai 1872] (ungedruckt)
- 70 RT I. Leg. per., 4. Sess. 1873, 2: 1220ff. vgl. Annalen 273f. u. Schleiden TB Bd. 25, S. 4 [18. Juni 1873] (ungedruckt)
- 71 RT I. Leg. per., 4. Sess. 1873, 2: 1375. 1376 vgl. Schleiden TB Bd. 25, S. 11 [24. Juni 1873] (ungedruckt)
- 72 RT I. Leg. per., 3. Sess. 1872, 1: 561 vgl. Annalen 212 ähnlich 18. Juni 1873 RT I. Leg. per., 4. Sess. 1873, 2: 1222 u. 23. Juni 1873 RT I. Leg. per., 4. Sess. 1873, 2: 1375; vgl. Annalen 273 u. Schleiden TB Bd. 25, S. 11 [24. Juni 1873] (ungedruckt)
- 73 Schleiden TB Bd. 24, S. 238f. [30. Mai 1872] (ungedruckt)
- 74 RT I. Leg. per., 4. Sess. 1873, 1: 533f. vgl. Annalen 298 u. Schleiden TB Bd. 24, S. 321 [6. Mai 1873] (ungedruckt)
- 75 RT I. Leg. pers., 4. Sess. 1873, 1: 535
- 76 RT I. Leg. per., 4. Sess. 1873, 1: 261f. vgl. Schleiden TB Bd. 24, S. 310 [23. April 1873] (ungedruckt)
- 77 Schleiden TB Bd. 24, S. 27 [30. März 1871] (ungedruckt)
- 78 Schleiden TB Bd. 24, S. 53 [14. April 1871] (ungedruckt)
- 79 Schleiden TB Bd. 24, S. 211f. [28. April 1872] u. TB Hermann Fürst zu Hohenlohe-Langenburg [28. April 1872] Bü. 8 . . . (ungedruckt)
- 80 Schleiden TB Bd. 24, S. 139 [15. November 1871] (ungedruckt)
- 81 Schleiden TB Bd. 24, S. 311 [23. April 1873] (ungedruckt)
- 82 Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners 3 (1891) 187 wie Anm. 18
- 83 Schleiden TB Bd. 24, S. 332f. [20. Mai 1873]; Bd. 25, S. 9 [21. Juni 1873] (ungedruckt)
- 84 Schleiden TB Bd. 24, S. 325f. [11. Mai 1873] (ungedruckt)
- 85 Schleiden TB Bd. 24, S. 133 [8. November 1871]; S. 141f. [19. November 1871]; S. 143 [20. November 1871]; S. 146 [23. November 1871]; S. 254 [17. Juni 1872] (ungedruckt)

- 86 Schleiden TB Bd. 25, S. 7 [21. Juni 1873] (unge-
druckt)
- 87 Schleiden TB Bd. 25, S. 10f. [24. Juni 1873] (unge-
druckt)
- 88 Schleiden TB Bd. 25, S. 19f. [1. Juli 1873] (unge-
druckt)
- 89 Schleiden TB Bd. 25, S. 90 [11. Januar 1874] (unge-
druckt)
- 90 Nachlaß Schleiden Universitätsbibliothek Kiel Map-
pe 28 (Korrespondenz) (ungedruckt)
- 91 Schleiden TB Bd. 25, S. 92 [19. Januar 1874]
(ungedruckt) In einem Brief v. 7. April 1875 an
Lorentzen meinte Schleiden im Hinblick einen
eventuellen nochmaligen Eintritt in den RT betreffs
Fraktionszugehörigkeit: „Müßte ich die Hoffnung,
eine neue Vereinigung nach Art der liberalen
Reichspartei gebildet zu sehen, aufgeben, so würde
ich mich, glaube ich, doch mehr zu den Frei-
Conservativen, so unsympathisch mir dieselben
auch der Mehrzahl nach scheinen, hingezogen füh-
len, als zu den Nationalliberalen.“ Nachlaß Lorent-
zen . . . (ungedruckt)
- 92 Robert von Mohl, Lebenserinnerungen . . . 2 (1902)
167 u. Briefe an seinen Bruder Moritz Mohl 14.
Januar u. 13. Februar 1874 u. an seine Ehefrau
Pauline von Mohl 12. Februar 1874 cod. hist. 4^o 506
III Kapsel 24 Nr. 191 u. 192 Kapsel 28d Nr. 233
Württembergische Landesbibliothek Stuttgart (un-
gedruckt)
- 93 Schleiden TB Bd. 25, S. 93 [23. Januar 1874]
(ungedruckt)
- 94 Schleiden TB Bd. 25, S. 96 [4. Februar 1874]
(ungedruckt)
- 95 Schleiden TB S. 25, S. 100 [26. Februar 1874]; S.
117 [16. April 1874]; S. 118 [25. April 1874]; S. 180
[23. Oktober 1874]; S. 182 [29. Oktober 1874]; S.
194 [9. Dezember 1884]; S. 197 [22. Dezember
1874]; ebenso in einem Brief an Lorentzen v.
1. November 1875 Nachlaß Lorentzen . . . (unge-
druckt)
- 96 Schleiden TB Bd. 29, S. 106 [29. März 1881] (unge-
druckt)
- 97 Franz von Roggenbach an Schleiden 29. August
1868 Nachlaß Schleiden Universitätsbibliothek Kiel
Mappe 29 (Korrespondenz) (ungedruckt)
- 98 So Georg Hirth, Herausgeber der „Annalen des
Deutschen Reichens . . .“, in: Vorspruch zu Schlei-
dens Rückblicken . . . (1873) 141 vgl. Anm. 69
- 99 12. Februar 1885 Familie Schleiden . . . (unge-
druckt)
- 100 Schleiden TB Bd. 36, S. 305 [3. Oktober 1894]
(ungedruckt)
- 101 Zu den diesbezüglichen Plänen Schleidens meinte
sein Bremer Freund, Bürgermeister Arnold Duck-
witz in einem Brief an Schleiden 20. Januar 1878
„Verehrter Freund!
. . . (er würde nicht zu einem Werke über den
amerikanischen Krieg raten), „für den in Europa
und vermuthlich in Deutschland jetzt nur noch ein
geringes Interesse herrscht. Die Vereinigten Staa-
ten von NA liegen zu entfernt. Man interessirt sich
wohl für die dort im Großen vorgehenden Dinge,
aber ich glaube, daß die Details wenig Interesse
erregen. Es passirt gar zu viel auf dem weiten
Erdenrund, und außerdem sind die Menschen jetzt
so leichtlebig, daß sie alles gleichsam im Fluge
aufnehmen wollen.“
Staatsarchiv Bremen 7, 116 Nr. 9 (ungedruckt)
- 102 Schleiden TB Bd. 37, S. 71 [21. Februar 1895]
(ungedruckt)
- 103 ADB 54 (1908) 40; Schleidens Formulierung seines
Letzten Willens: Schleiden TB Bd. 29, S. 97f. [19. u.
21. Februar 1881] (ungedruckt)

Anschrift des Autors:
Dr. Helmut Steinsdorfer,
Johann-Schütz-Str. 15,
87435 Kempten

HINWEIS FÜR DIE AUTOREN UNSERER HEFTE

Schriftleitung und Druckerei bitten die Autoren, in Zukunft dem Manuskript eine Diskette beizulegen. Auf Disketten abgespeicherte Texte helfen Fehler auszuschalten und senken damit die Kosten für die Korrektur.

Daten geliefert auf/über:

Diskette 3,5/5,25 Zoll

Programm:

Word/Winword

Word Perfect

Euroscript

ASCII-Text

Betriebssystem

MS-Dos

Datenzustand

offen (nicht komprimiert)

Bitte beachten Sie folgendes:

Datenträger sollte beschriftet sein (Name und Anschrift des Kunden, enthaltene Verzeichnisse und Dateien sowie Datum, Programm und Programmversion).

Bei Bildvorlagen bitten wir, im Manuskript zu vermerken, an welcher Stelle im Text das Bild plaziert werden soll. Bildunterschriften bitte auf einem gesonderten Blatt aufführen.

Freiburg feierte Geburtstag

Buntes Veranstaltungsprogramm: 1120–1995

Die Gründungsurkunde Freiburgs stammt aus dem Jahr 1120. Daß die Stadt aber vielleicht doch älter ist (1091?) und daß auch 875 Jahre nicht gerade ein „rundes“ Jubiläum ausmachen und rechtfertigen, hielten Gemeinderat und Stadtverwaltung nicht davon ab, 1995 zum Jubiläumsjahr zu proklamieren und zu feiern und dazu ein Programm anzubieten, das in der Tat Anerkennung und Auseinandersetzung mit vielen Aspekten der Stadtgeschichte und mit aktuellen Problemen erzwingen mußte. Den Auftakt bildete am 18. Februar 1995 der 20. Jahrestag der Bauplatzbesetzung von Wyhl, die Erinnerung an den Widerstand gegen das geplante Atomkraftwerk am Kaiserstuhl – ein deutliches Zeichen, daß das Jahresprogramm nicht gerade von Nostalgie und purer Volksfeststimmung dominiert werden sollte. Aber natürlich kamen auch diese Elemente nicht zu kurz. OB Rolf Böhme betrieb das ganze Unternehmen mit großem persönlichem Engagement: „Ich freue mich sehr, weil es eine Gelegenheit ist, die eigene Geschichte bewußt zu machen, die Treue zur Stadtgeschichte her-

auszustellen und aus der Geschichte zu lernen für Gegenwart und die Zukunft“. Aber alles sollte natürlich „haushaltsneutral“ gestaltet werden und gelingen (was freilich in der Praxis bedeuten mußte, daß die Rathausbürokratie über Wochen hinweg in vielen Sparten fast nichts als dieses Jubiläum „verwaltete“); und dennoch umfaßte der offizielle Festkalender letztlich weit über 50 offizielle Programmpunkte und rund 100 weitere gewichtige Veranstaltungen.

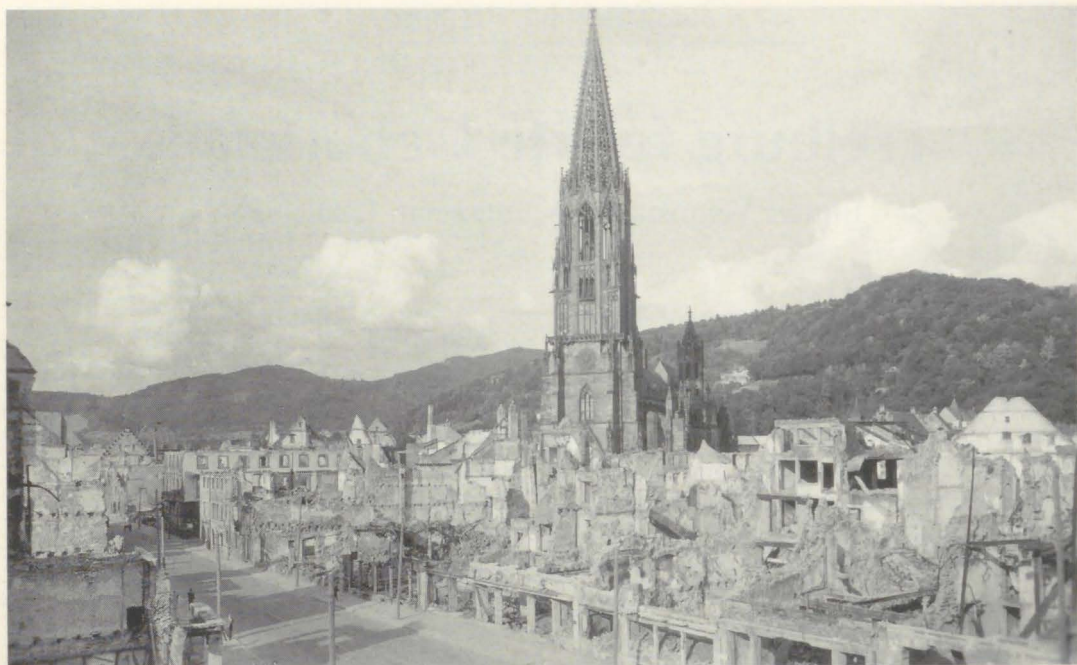
DIE LIEBLINGSSTADT DER ZÄHRINGER IM WANDEL DER GESCHICHTE

Die Historiker scheinen die Diskussion beendet zu haben, was nun 1120 wirklich passierte: Hier war eine städtische Entwicklung schon längere Zeit lebendig und kräftig im Gange, als Konrad von Zähringen der erfolgreich weiter wachsenden Siedlung das Marktrecht verlieh mit großzügigen Freiheiten für die „Freie Burg“, und dies in der Regierungszeit seines Bruders, des Herzogs Berthold III. Die Nähe ihrer Stammburg und auch ihrer Grablege in St. Peter begründete u. a. auch das ganz besondere Verhältnis mit ihrer neuen Stadt im Breisgau, Freiburg war die Lieblingsstadt der Zähringer bis zum Aussterben der Gründerfamilie mit dem letzten Zähringer Herzog, Bertold V., der im Freiburger Münster beigesetzt wurde.

Aus fast 900 Jahren wurde in den Jubiläumsveranstaltungen der Gang durch die Stadtgeschichte auch unter den folgenden Herrschaften lebendig, besonders eindrucksvoll in einer Ausstellung des Stadtarchivs, die in der Öffentlichkeit große Resonanz fand: „Freiburg 1120–1995. Geschichte der Stadt in Bildern“.



Das – eigentlich mehrfarbige – Signet stammt von Joseph Pölzelbauer.



Einsam ragt das Münster über der Trümmerlandschaft nach dem 27. 11. 1945.

Daß dabei auch die Zeit von 1933 bis 1945, die Auseinandersetzung mit der Entwicklung des Nationalsozialismus nicht ausgespart wurde, war selbstverständlich, obwohl schon 1994 – in Erinnerung an die Bombardierung Freiburgs am 27. November 1944 – die historische Besinnung einen großen Raum eingenommen hatte. Daß Freiburgs „Altstadt“ gar nicht so alt ist, sondern erst 30, 40–45 Jahre jung, wurde sehr geschickt und demonstrativ jedem Interessierten bewußt gemacht. Und daß auf dem Grundriß der mittelalterlichen Stadt mit ihren Gassen und Plätzen Freiburg wiedererstanden ist, daß „das Gesicht des historischen Stadtbildes“ durch die städtischen „Traditionalisten“ des Wiederaufbaus nach dem Krieg (Schlippe, Geiges) erhalten wurde – in Konkurrenz und gegen den Widerstand der „Modernisten“, die sich vor allem bei den staatlichen Neubauten durchsetzten –, wurde nun sicher überwiegend positiv verstanden und akzeptiert. Einheimische und Gäste können in Freiburg noch die „Seele einer menschengerechten Stadt“ erspüren, ohne daß ihnen dabei der Gedanke an einen „Etikettenschwindel mit historischen

Fassaden“ (H. Lübbe) kommen dürfte. Gleichzeitig müssen sie sich aber inzwischen auseinandersetzen bzw. damit abfinden, daß derzeit und bis zur Jahrtausendwende eine neue Architektur vor allem in der Bahnhofsachse eine ungeheure Strukturveränderung in diese Stadt bringen wird, die mit der Geschichte und dem Charakter dieser alten Stadt rein gar nichts mehr zu tun haben wird.

Es wurde 1995 auch nicht vergessen zu erinnern an die brisanten Auseinandersetzungen der letzten Jahre um Probleme, die in jüngster Zeit gelöst wurden (wie z. B. beim „Dreisameck“) oder die nach wie vor ungelöst sind (wie z. B. der Neubau der B 31, für den inzwischen freilich der erste Spatenstich am 17. März 1994 unter sehr turbulenten Umständen vollzogen wurde). Mit großer allgemeiner Anteilnahme verfolgt werden Planung und Ausbau des neuen Stadtteils „Rieselfeld“, wo 4500 neue Wohnungen entstehen für 12 000 Menschen – auf einer Fläche, die mit 78 Hektar deutlich größer ist als die gesamte historische Altstadt Freiburgs. Freiburg wird nach 2000 eine wirkliche Großstadt sein.

FREIBURG ALS STADT DER MUSEEN

Beim Namen „Freiburg“ wird man sich wohl weltweit immer zuerst erinnern an das Münster, an dieses einzigartige Kulturdenkmal des Oberrheins. Daß dieses Gotteshaus – „Unser liben Frauw Bauw“ – (der einzige Sakralbau in der Oberrheinregion, der noch in der gotischen Epoche, 1513, vollendet wurde) auch im Jubiläumsjahr 1995 vielfach im Zentrum des Gedenkens und Feierns stand, entspricht ganz dem Gesetz dieser Stadt. Beim Jubiläum boten aber z. B. auch die städtischen Museen (100 Jahre alt!) den Blick auf seltene Kostbarkeiten; freie Künstler und Gruppen wetteiferten mit den Theaterbühnen und dies mit hervorragenden Programmen; die „Lust auf Kunst“ wurde auf vielen Plätzen und Straßen, überall „im öffentlichen Raum“ angeregt und als wesentliches Element einer lebendigen Stadt als Erfahrung vermittelt und vollzogen. Vielleicht mit am besten gelungen war es, was als sommerliche Streifzüge bei den „Hofkonzerten“ angeboten wurde, wo sich Abertausende von Freiburgern und viel auswärtige Besucher animieren ließen, von Konzert zu Konzert zu gehen – in wunderschönen, sonst nie zugänglichen Innenhöfen; denn Freiburg hat eben nicht nur seine berühmten „Bächle“ (erstmal 1246 urkundlich erwähnt!), sondern auch eine Vielfalt prächtiger Innenhöfe; sie zu entdecken war bei dieser Gelegenheit für viele eine erstmalige Chance, ein Fest für Augen und Ohren.

DIE ALBERT-LUDWIGS-UNIVERSITÄT VON 1457

Viele stark beachtete Beiträge im Jubiläumsprogramm stammten von der Freiburger Albert-Ludwigs-Universität. Gegründet wurde die „Albertina“ am 21. September 1457 durch den Stiftungsbrief Albrechts VI. von Österreich; als nach 1815 – Freiburg war badisch geworden – die Auflösung der alten Hochschule drohte, weil eine zweite Universität neben Heidelberg dem jungen Großherzogtum offenbar zu teuer wurde, gab es im Breisgau eine breite Bürgerinitiative, angeführt von Karl von Rotteck – und sie hatte Erfolg: Im Februar 1818



Der Jubiläumstaler, Replik des „Protektorentalers von 1739“, letzte in Freiburg geprägte Münze.

sicherte Großherzog Ludwig den Fortbestand der Freiburger Universität zu, und sie nahm ihn dafür dankbar – neben Albert/Albrecht – in ihren Namen auf. Das Gedenken an berühmte Gelehrte der Universität war im Jubiläumsjahr Ehrensache – an Professoren wie Ulrich Zasius (1461–1535), den ersten Rechtslehrer Deutschlands, an Johann Georg Jacobi (1740–1814), den Professor der „schönen Wissenschaften“, an Karl von Rotteck (1775–1840), den Historiker und Staatsrechtler und liberalen Politiker, an die Philosophen Edmund Hus-



Universitäts-Siegel: In der Mitte der im Tempel lehrende Christus, darüber und darunter: Schriftgelehrte, links das altösterreichische Wappen (5 Adler), rechts das Stammwappen des Hauses Habsburg (roter Schild mit weißer Querbinde)

serl (1859–1938) und Martin Heidegger (1889–1976), an die drei Nobelpreisträger Hermann Staudinger, Friedrich August von Hayek und Georges Köhler, an den Religionsphilosophen Bernhard Welte (1906–1983), den Anatomen Karl A. Aschoff (1866–1942), an den Romani- sten Hugo Friedrich (1904–1978), den Politolo- gen Arnold Bergstraesser (1896–1964), den Zoologen August Weismann (1834–1914) und viele andere. Besonderes Interesse fand auch Edith Stein; nach ihr benannte sich eine 1995 neu gegründete studentische Korporation.

Gewürdigt wurde aber auch die Universität als entscheidender Wirtschaftsfaktor für Freiburg und die Region: 9000 Beschäftigte, davon allein 5000 in den Kliniken, und über 23 000 Studenten; 20% des gesamten Einkommens verdanken Stadt und Umland dem universitären Bereich, gute 1,7 Milliarden Mark pro Jahr!

REINHOLD-SCHNEIDER-PREIS FÜR SWETLANA GEIER

Es ist nicht möglich, die vielen Facetten der Kultur einer Stadt zu erfassen, zu illustrieren, zu würdigen. An eine besonders geglückte Veranstaltung werden sich viele sicher immer

gerne erinnern: Swetlana Geier wurde ausgezeichnet mit dem „Reinhold-Schneider-Preis 1995“. OB Dr. Böhme nannte bei dieser Gelegenheit mit Stolz Freiburg „die heimliche Hauptstadt der literarischen Übersetzer“ für alle Weltsprachen, gab für diese Behauptung auch einige treffende Belege. Aber vor allem galt sein Glückwunsch Frau Swetlana Geier, die 1923 in Kiew als Kind russischer Eltern geboren ist, nun aber seit 1942 in Freiburg lebt und arbeitet – als Übersetzerin aus ihrer Muttersprache ins Deutsche. Schon im März 1995 wurde sie bei der Leipziger Buchmesse ausgezeichnet mit dem „Preis für europäische Verständigung“, die sie in der Tat durch ihre meisterhaften Übertragungen russischer Klassiker, vor allem Dostojewskijs, in beispielhafter Form leistet und die sie inzwischen mit großer Resonanz belohnt sieht. Swetlana Geier ist die erste Frau, die den seit 1960 vergebenen Preis – benannt nach dem 1958 in Freiburg verstorbenen Dichter – erhalten hat, auch ein Signal!

Swetlana Geier dürfte sich auch besonders gefreut haben über den Theaterabend mit ausgewählten Werken von Marina Zwetajewa (1892–1941), die ein besonders wichtiges Jahr ihre Kindheit (1904/05) in Freiburg und im Schwarzwald verbracht hat: „Wie der Diebstahl einer glücklichen Stunde“.

WELTWEITE PARTNERSCHAFTEN

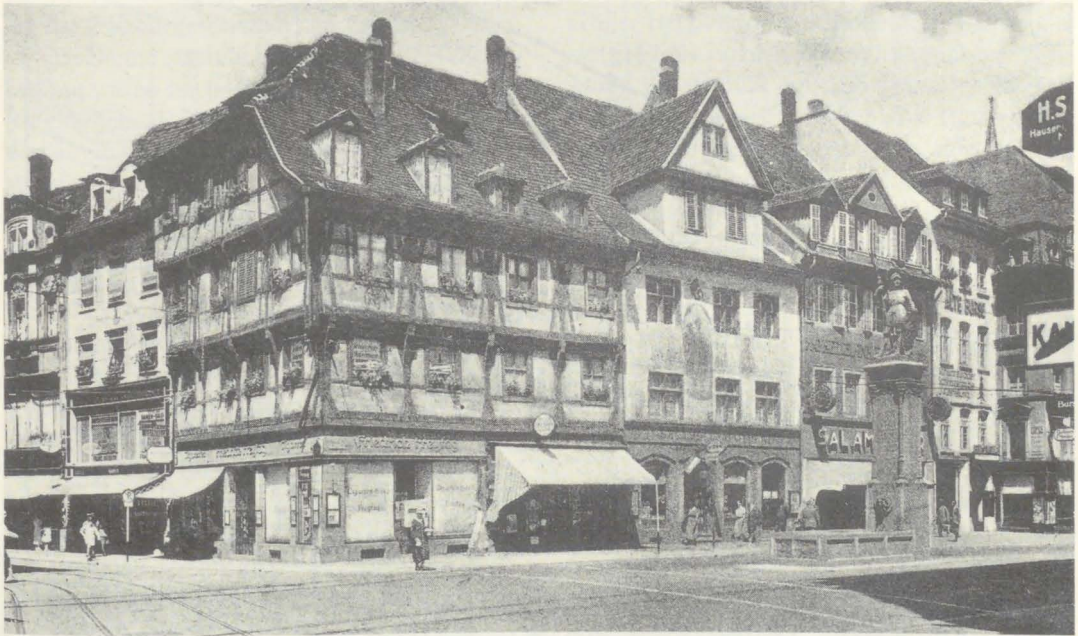
Es gehört sicher zum Charakter der Freiburger, Heimatverbundenheit und Liebe zur Dreisamstadt zu verbinden mit großer Weltoffenheit. Diese weltweite Orientierung und partnerschaftliche Mentalität zeigten sich auch eindrucksvoll in den Delegationen, die zur Jubelfeier in den Breisgau kamen: Die französische Universitätsstadt Besançon war 1959 die erste Partnerstadt, dazu kam 1963 die Tiroler Landeshauptstadt Innsbruck, 1967 folgte Padua, 1979 Guilford in Südengland, Madison/Wisconsin in den USA und das japanische Matsuyama erweiterten den Kreis 1988, Lviv-Lemberg bereicherte die Kontakte im Osten/Ukraine, Granada in Andalusien unterzeichnete 1991 als vorläufig letzte Stadt einen Freundschaftsvertrag. Daß Freiburg aber auch mit den Mitbürgern gute Kontakte zu pflegen versteht, die als Ausländer in dieser Stadt leben, wurde gerade

auch 1995 gezeigt; über 20 000 „Freiburger“ haben keinen deutschen Paß! Sehr überzeugend wurde bei vielen Gelegenheiten auch ins Bewußtsein gebracht, daß Freiburg immer in seiner Geschichte Zuwanderer aufnahm und integrierte, sie auch oftmals brauchte – aus Tirol und anderen habsburgischen Ländern, aus Savoyen, Italien, Flüchtlinge aus dem Frankreich der großen Revolution; im 19. Jahrhundert zogen viele sehr gerne in die „Pensionopolis“ an der Dreisam mit ihrer Gemütlichkeit und Behaglichkeit. Heute ist die multikulturelle Vielfalt in Freiburg Realität, „sie“ kommen aus aller Welt: Universitätsleute, „Gastarbeiter“, Flüchtlingen, Asylanten, Touristen für wenige Tage und auch viel länger . . .

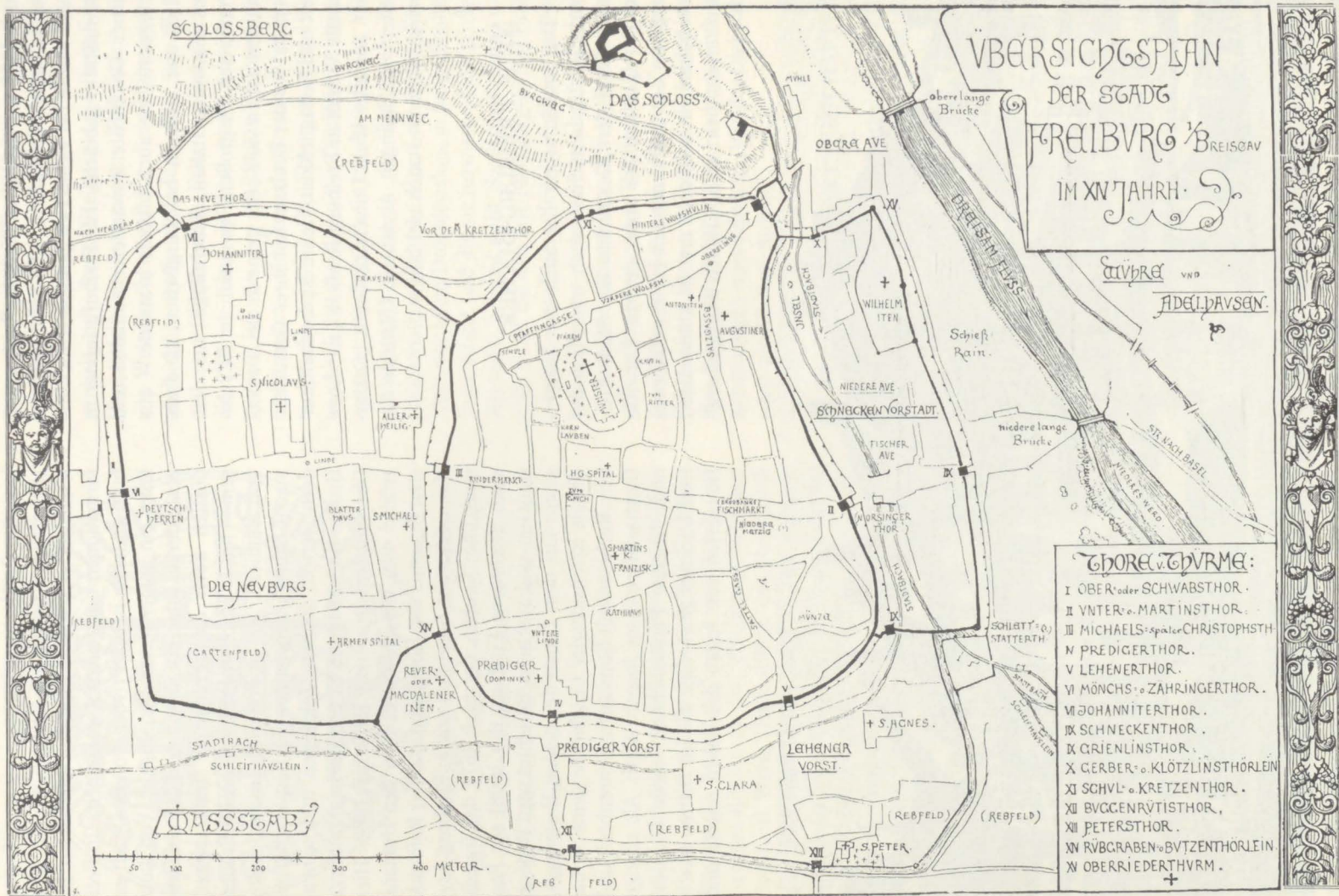
NEUE FREIBURG-BÜCHER

Das Jubiläumsjahr hat auch den Büchermarkt kräftig bereichert, auch wenn nun der letzte Band der „Geschichte der Stadt Freiburg“ (eigentlich der erste, der die Entwicklung von der Gründungszeit bis zur Reformation behandeln soll) doch erst im kommenden Jahr erscheinen wird. „Baden-Württemberg“

bot eine Sonderbroschüre an mit exzellenten „Streifzügen durch ein Biotop“ – eine sehr lesenswerte Stadtbeschreibung mit vielen Informationen und feinen Anregungen: „In Freiburg zu leben ist ein Privileg, von der Stadt zu lesen ein immer neues Vergnügen“. Von ganz besonderem Interesse für ein großes Publikum dürften auch die „Freiburger Biographien“ sein – mit kraftvollen Porträts von 60 Frauen und Männern, „die in Freiburg Geschichte gemacht haben“, angefangen bei den Stadtgründern Bertold III. von Zähringen und seinem Bruder Konrad bis zu Eugen Keidel, Freiburgs Oberbürgermeister von 1962 bis 1982. Hier erfährt man Wissenswertes über den Humanisten Erasmus von Rotterdam, der der Reformation wegen aus Basel floh und in Freiburg Asyl fand; über Vauban, der nach 1677 das französisch gewordene Freiburg (bis 1698) zur Festung um- und ausbaute. Berichtet wird Bedeutendes aus dem Leben der beiden Freiburger, die als Reichskanzler Geschichte gemacht haben: Rechtsanwalt Konstantin Fehrenbach und Gymnasialprofessor Joseph Wirth. Als einzige noch lebende Persönlichkeit wurde Dr. Gertrud Luckner gewürdigt, die im Dritten Reich Hunderten von Juden das Leben rettete und



„Zigarrenhaus Freytag“ – dominierend in der Stadtmitte am Bertoldsbrunnen (rechts) – bis zur Bombardierung von 1944.



Plan der Stadt Freiburg im 14. Jahrhundert — nach den Forschungen und Vorstellungen von Prof. F. Geiges (1853—1935).

dafür selbst ins KZ kam (die Freiburger Ehrenbürgerin ist am 31. August 1995 gestorben).

Hans Schneider hat mit seinen „Freiburger G'schichten. Bericht aus einer kleinen Großstadt“ eine sehr persönlich gefärbte Dokumentation vorgelegt zur Geschichte der letzten 50 Jahre – seit der Besetzung Freiburgs durch französische Truppen am 21. April 1945 bis zum Abzug der Militärs 1992! Er ist auch der Herausgeber eines neuen farbenprächtigen Bildbandes: „Freiburg im Breisgau an der Jahrtausendwende“, mit Photos von Hans W. Karger und Texten von Wolfgang Fiek, Uli Hermann und Peter Kalchthaler.

FESTWOCHE VOM 29. JUNI BIS 9. JULI 1995

Zur Feststimmung der Freiburger trug im Sommer auch ganz wesentlich der sportliche Höhenflug des „SC“ bei: Dritter Platz am Ende der Saison in der ersten Liga, Teilnahme an den internationalen Wettbewerben! Und der Ausbau des Stadions auf 23 000 Plätze und dazu noch ein Dach auf der neuen Südtribüne, das so natürlich zum „Image“ paßt: Eine integrierte 100-Kilowatt-Photovoltaik-Solkraftanlage! (Nach drei Spieltagen in der neuen Saison 95/96 scheint es „harte Bewährungsproben für das Freiburger Modell“ zu geben).

Die Sonne strahlte wie bestellt, die Temperaturen waren hochsommerlich, als die zentrale Festwoche des Jubiläumsjahres eröffnet wurde mit einer Großveranstaltung auf dem Münsterplatz, mit einem Bürgerempfang in der Stadthalle, als ein ganzer Tag der Zähringer-Tradition und den andern Zähringer Gründungen und den acht Partnerstädten gewidmet wurde. Es kam schließlich der Sonntag, 2. Juli, mit einem Pontifikalamt im Münster mit Erzbischof Dr. Saier (Freiburg ist erst seit 1821 Bischofssitz – in der Nachfolge von Konstanz –, erster Erzbischof wurde 1827 der Freiburger Münsterpfarrer Boll) und dem großen Festumzug durch die Innenstadt, in Anwesenheit des Landesvaters Erwin Teufel. Rund 3500 Personen nahmen in historischen Kostümen und Trachten daran teil, viele reizvolle, bedeutsame

und beachtenswerte Ereignisse der Stadtgeschichte wurden kurzweilig und spannungsreich präsentiert; die Zahl der Besucher wurde auf rund 70 000 geschätzt, Ungezählte verfolgten den bunten Bilderbogen der langen Stadtgeschichte am Fernsehen.

Es folgte noch eine Vielzahl von Festen, überall gab es „offene Türen“, Konzerte, Vorträge, viele viele Hocks. Der Einsatz der Freiburger Vereine war in dieser Intensität und Spontaneität nicht erwartet worden. Es war auch ein Fest, wo sich die einzelnen Stadtteile ihrer besonderen Geschichte erinnern haben; St. Georgen z. B. und Haslach feierten schon 1986 ihr 1200jähriges Bestehen! Es wurde so zu einem rundum gelungenen Fest in großer Harmonie – das Fest einer modernen Stadt, die sich aber den Zauber und die Lebensfreude ihrer jahrhundertealten vorderösterreichischen Geschichte – trotz dramatischer Schicksalsschläge – erhalten hat.

Manche Kritik an Planung und Durchführung ist geblieben, aber doch nur sehr zurückhaltend, obwohl sich die Realitäten der städtischen Wirtschaftspolitik und der städtischen Finanzdefizite doch als recht unbequem erweisen. OB Rolf Böhme war besonders zufrieden: „Die 875-Jahr-Feier war nicht nur ein Stadtfest, sondern auch ein regionales Ereignis mit großartiger Beteiligung des Umlandes“. Das schönste Erlebnis für den Oberbürgermeister: „Das waren die Abende auf dem Münsterplatz. Die Sonne war am Untergehen, im Hintergrund erklang die Musik. Als ich dann aufs Münster und auf das Kaufhaus blickte, ging es mir wie vielen Menschen: Das war Freiburg von seiner besten Seite, mehr haben wir nicht zu bieten, und ich fühlte mich in Übereinstimmung mit dieser Stadt“. – So ähnlich erleben Freiburg wohl viele, und so läßt's sich leben in Freiburg – auch jenseits von denkwürdigen (oder fragwürdigen) Jahreszahlen.

Anschrift des Autors:
Adolf Schmid
Steinhalde 74
79117 Freiburg

Friburgum Freiburg

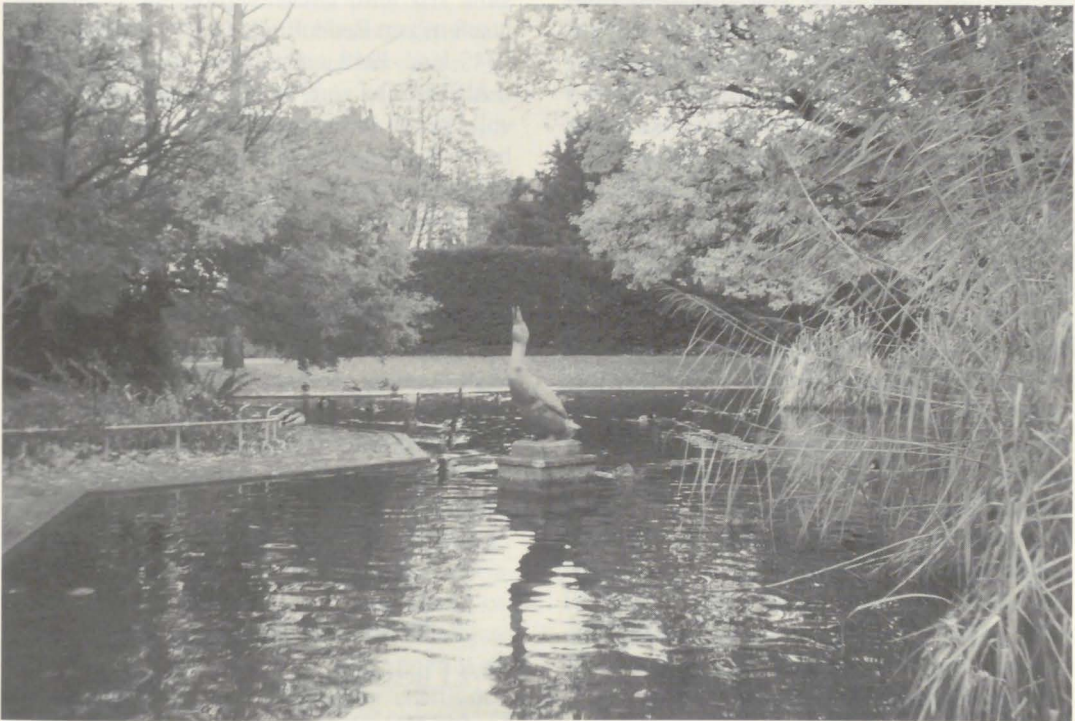


Ansichten einer Stadt

Friburgum – Freiburg, Ansichten einer Stadt

herausgegeben vom Augustinermuseum Freiburg, mit Beiträgen von Nurià Barceló, Sybille Bock, Peter Kalchthaler, Johannes Korthaus, Johannes Mangei. 142 Seiten, Klappenbroschur, 30 Farbabbildungen, sowie ca. 60 schwarz/weiß Bilder DM 29,80.

Das Erpeldenkmal im Freiburger Stadtgarten



Erpeldenkmal im Freiburger Stadtgarten

(Foto: P. Steinkamp)

1. EINLEITUNG

„Wenn heute ein Freiburger seinen auswärtigen Besuch in den Stadtgarten führt, dann stellt er ihm den Erpel vor. Das Verhältnis vom Menschen zum steinernen Abbild des Tieres ist hier ganz persönlich, weil man sich nicht nur sieht, sondern weil man voneinander weiß. (. . .) Die Geschichte des Erpels im Stadtgarten – seinen „Namen“ – kennen wir.¹

So oder ähnlich klingt es, wenn das Erpeldenkmal hin und wieder in der Literatur über Freiburg und seine Sehenswürdigkeiten erwähnt wird. Auch die Frage:

„Welcher Freiburger kennt sie nicht, die Geschichte jenes Erpels (. . .)?“²

dürfte wohl auch heute noch, dreißig Jahre nachdem sie hier erstmals gestellt wurde, eher rhetorischer Natur sein.

Die vorliegende Arbeit aber soll das Erpeldenkmal etwas näher beleuchten, in anderem

als dem oben anklingenden üblichen Licht erscheinen lassen. Zu diesem Zweck sollen nach einer äußeren Beschreibung des Denkmals, seiner verschiedenen Standorte und Materialien die „Geschichte jenes Erpels“, die eng mit dem verheerenden Luftangriff auf Freiburg im November 1944 verbunden ist, beschrieben werden. Ein zweiter Teil der Arbeit soll dann auf Basis des zugänglichen Quellenmaterials die allerdings kurze Entstehungsgeschichte des Denkmals vom Entwurf bis zur Enthüllung nachzeichnen. Ein dritter Teil wird sodann die historische Rezeption des Denkmals behandeln, die, wiederum auf das zugängliche Quellenmaterial gestützt, in drei zeitliche Blöcke aufgeteilt wird. Einmal unmittelbar nach der Denkmalsenthüllung Ende 1953, dann zu Ende der fünfziger Jahre, sowie schließlich Mitte der sechziger Jahre. Nach einem Schlaglicht auf die heutige Rezeption soll die Arbeit durch einige abschließende Überlegungen zur Wirkungsgeschichte und künftigen Nutzbarmachung des Denkmals abgerundet werden.

Eine geschlossene Darstellung über das Erpeldenkmal, die über die Erwähnung desselben aus eher touristisch orientiertem Blickwinkel oder der Nacherzählung der „Geschichte jenes Erpels“ in mehr oder weniger ausgeschmückter Form hinausgeht, liegt bisher nicht vor. Hingegen konnte hinsichtlich der „Geschichte jenes Erpels“ auf zahlreiche Darstellungen und Berichte zurückgegriffen werden, die allerdings verstreut in Sammelbänden, Zeitschriften und anderen Periodika aufgefunden werden mußten.³ Jedoch liegt mittlerweile eine umfangreiche, quellengesättigte Studie zum Thema der Luftangriffe auf Freiburg vor, die ebenfalls für diese Arbeit herangezogen wurde.⁴

Die Quellenlage zum Denkmal ist insgesamt recht gut. Im Stadtarchiv Freiburg befindet sich hierüber ein geschlossener Aktenbestand, der bis ins Jahr 1965 reicht.⁵ Einzelne, erkennbare kleinere Lücken in diesem Bestand betreffen vor allem die Entstehungsgeschichte des Denkmals, lassen sich aber insgesamt verschmerzen. Auf den Versuch, neuere Akten (nach 1965) über das Denkmal einzusehen, die sich noch nicht im Stadtarchiv befinden, wurde verzichtet, hätten sie doch wohl allenfalls nur noch in eher nebensächlichen Einzelfragen zur Klärung beitragen können, wie z. B. nach der

in den siebziger oder achtziger Jahren erfolgten Verlegung des Denkmals. Zusätzlich zu diesem Aktenbestand steht ein Ordner „Standards“ im Stadtarchiv zur Verfügung, der im wesentlichen einige Presseberichte über das Denkmal enthält und einen schnellen Überblick bietet.⁶ Auch zur „Geschichte jenes Erpels“ konnte ein geschlossener Bestand eingesehen werden, bei dem insbesondere die Augenzeugenberichte des Luftangriffs vom November 1944 von Interesse waren.⁷ Obwohl zum Teil mittlerweile veröffentlicht, sind sie insofern von Bedeutung, da sie zwischen Mitte 1945 und 1948 entstanden und durch diese zeitliche Nähe zum Geschehen besonders wertvoll sind. Sicherlich ließen sich solche Berichte bei entsprechender Sammeltätigkeit – durch Befragen noch lebender Augenzeugen als auch durch Sichtung von Privatbesitz – noch vermehren, doch brächten sie außer einem zahlenmäßigen Zuwachs in der Sache wohl wenig Neues, wie die mittlerweile neu hinzugekommenen, verstreut veröffentlichten Berichte belegen.⁸

Mein Dank gilt neben dem Personal des Stadtarchivs Freiburg auch allen, die die Entstehung dieser Arbeit mit ihrem motivierenden Interesse begleitet haben.

2. DARSTELLUNG

2.1 Beschreibung des Denkmals

Das Erpeldenkmal im Freiburger Stadtgarten, zur Zeit seiner Aufstellung auch Denkmal oder „Plastik des schreienden Enterichs“⁹ genannt, wurde am 27. November 1953 nachmittags im Rahmen einer Veranstaltung anlässlich des neunten Jahrestages des verheerenden Luftangriffs auf Freiburg enthüllt. Gestiftet und in Auftrag gegeben hatte es der damalige Freiburger Oberbürgermeister Dr. Wolfgang Hoffmann. Für den Preis von 950 DM hatte es er Plastiker Richard Bampi aus Kandern geschaffen.¹⁰

Im Laufe der vergangenen vierzig Jahre wurden indes an und mit dem Denkmal mehrere Veränderungen vorgenommen.

Bei der etwa einen Meter hohen Figur handelt es „sich nach der angedeuteten Gefiederzeichnung um einen Stockerpel.“¹¹

Dieser steht auf einem zur Figur gehörenden flachen Fundament und sodann auf einem quaderförmigen, etwa halbmeterhohen Sockel, welcher oben und unten je eine umlaufende, vorstehende Leiste aufweist. Hals, Kopf und Schnabel des Erpels sind fast senkrecht erhoben.

„Gewisse Unrichtigkeiten nach anatomischen Befund (!) in der Schwanzgegend (...)“¹²

liegen in der Tatsache begründet, daß

„die hochgereckte Haltung (bedingt), dass ich (Bampi; P. S.) die Schwanzgegend mit als Träger der ganzen Figur verwende.“¹³

Das Fundament der Figur wies bei der Enthüllung die Inschrift „27. Nov. 1944“ auf. Auf dem Sockel stand zu lesen: „27. Nov. 1944/ Die Kreatur Gottes/ klagt an/ und/ mahnt“. Während die Figur noch 1993 das gleiche Aussehen wie vor vierzig Jahren hat, ist nun die Inschrift auf dem Fundament durch eine stilisierte Wasseroberfläche in Form mehrerer übereinandergeordneter Wellenlinien ersetzt worden. Auch die Inschrift auf dem Sockel ist verändert worden. Sie lautet nun: „Die Kreatur Gottes/ klagt: klagt an und mahnt“. – Ebenso wurde der Standort des Denkmals geändert. Stand es erst in der äußersten Südwestecke des Stadtgartens, Ecke Burckstraße/ Leopoldring, „Blickrichtung Lehen, von wo ja auch der grosse Angriff kam“¹⁴, so befindet es sich heute in der Nordostecke des Stadtgartens, etwa eineinhalb Meter vom dortigen Weg und Steg entfernt in der östlichen Hälfte des Ententeiches, mit Blickrichtung auf den von Süden her kommenden Betrachter. – Das erste, aus gebrannter Keramik gefertigte Exemplar der Figur wurde bereits im Herbst 1954 durch ein zweites, aus dem gleichen Material hergestelltes Exemplar ersetzt.¹⁵ Anzunehmen ist, daß das erste Exemplar den qualitativen Ansprüchen des Auftraggebers Hoffmann nicht genügte, zumal Bampi es offenbar unter Zeitdruck angefertigt hatte:

„Der Enterich ist im Ofen und brennt seit heute Samstag früh (14. November 1953; P. S.). Ende der kommenden Woche (Freitag) kann ich ihn aus dem Ofen holen. Ich habe alle guten Geister angerufen, dass es klappt. Dann könnte er zum 27. 11. an Ort und Stelle stehen.“¹⁶

Bereits drei Tage nach der Denkmalsenthöhung versicherte Bampi, „(w)ie ich Ihnen (Hoffmann; P. S.) bereits schon mündlich mitteilte“¹⁷, den „zweite(n) ‚Erpel‘ bereits in Arbeit (zu haben)“¹⁸ und ihn „diesesmal etwas langsamer trocknen (zu lassen)“¹⁹. Gemeinsam mit dem zweiten Exemplar wurde dann im Herbst 1954 „der entgeltige (!) Sockel“²⁰ des Bildhauers Storr aus Karlsruhe aufgestellt. Dieser steinerne Sockel löste das bisherige Provisorium ab, das, auf den verschiedenen Photos von der Denkmalsenthöhung nicht eindeutig erkennbar²¹, möglicherweise aus schwarz lackiertem Holz bestanden hatte. Zuvor war auf Vorschlag Bampis die neue Inschrift („Die Kreatur Gottes klagt: klagt an und mahnt“) in den Sockel eingemeißelt worden.²² Ob bei dieser Gelegenheit auch das heute nicht mehr an der Figur vorhandene Datum „27. Nov. 1944“ verschwand, läßt sich anhand der vorliegenden Quellen nicht zweifelsfrei klären.

Allerdings ist heute auch der „Zweite Erpel“ nicht mehr im Stadtgarten zu besichtigen. Eine wohl aus den späten siebziger Jahren stammende Photographie²³ belegt, die das Denkmal unterhalb des Karlsstegs zeigt, daß der Erpel – wie noch heute – mittlerweile aus Sandstein bestand. Möglicherweise war dieser Materialwechsel hin zu soliderem Stein (und vielleicht sogar die Verlegung des gesamten Denkmals an einen weniger leicht zugänglichen Standort) dadurch nötig geworden, daß

„diese Plastik gewissen Rowdys ein Dorn im Auge zu sein (scheint), denn sie wurde schon häufig beschädigt oder ganz vom Sockel gerissen.“²⁴

Welches aber ist die „Geschichte jenes Erpels“, die in mehreren, teilweise stark ausgeschmückten Fassungen nachweisbar ist? – Eine Kernfassung könnte lauten: Ein Erpel aus der im Stadtgarten angesiedelten Entenpopulation habe am Abend des 27. Novembers 1944 durch starke Lautgebung kurz vor Beginn des Angriffs Aufmerksamkeit erregt. Die Anwohner in den angrenzenden Straßen seien durch dieses Geschrei gewarnt worden und hätten deshalb noch rechtzeitig schützende Keller und Bunker erreichen können. Besonderes Gewicht bekommt diese an sich schlichte Erzählung durch einige Besonderheiten jenes Angriffs, auf die sie indirekt anzuspielen scheint. Es sind

dies insbesondere die Wechselwirkungen zwischen der Schwere dieses etwa zwanzigminütigen Angriffs, der mangelhaften, weil nur wenige Minuten zuvor erfolgten Warnung und Alarmerung der Bevölkerung, aber auch deren Zuversicht, wie bisher von einem größeren Angriff verschont zu bleiben, die vereinzelt gar in Sorglosigkeit umschlug.²⁵ Hinzu kam die Wirkungslosigkeit der Verteidigungsmaßnahmen, die den angreifenden britischen Flugzeugen nichts entgegenzusetzen hatten. All dies bedingte die verheerenden Folgen dieses Angriffs, der den „Untergang des alten Freiburg“²⁶ bedeutete. Die neuere Forschung nennt die Zahl von 2193 Toten, etwa 6000 total zerstörten, 3500 schwer und 12 000 leicht beschädigten Wohnungen.²⁷ – Eine der Ausschmückungen der „Geschichte jenes Erpels“, in der ausdrücklich erwähnt wird, daß der Erpel

„dann eines der ersten Opfer des Bombenangriffs geworden ist“²⁸,

enthält weitere Anspielungen. Bedingt durch die Tatsache, daß in unmittelbarer Nähe des Stadtgartens durch Sichtmarkierungsbomben der Zielpunkt für die Bombenabwürfe gesetzt worden war²⁹, waren die Zerstörungen in diesem Bereich besonders schwer. Der Stadtgarten und die angrenzenden Straßenzüge wurden fast vollständig zerstört, die dortige Festhalle, in deren unmittelbarer Nachbarschaft die Entenpopulation angesiedelt war, erhielt mehrere Bombentreffer und brannte nach dem Angriff ab.³⁰

2.2 Entstehungsgeschichte: vom Entwurf zur Enthüllung

Die Entstehungsgeschichte des Erpeldenkmals ist – verglichen mit der anderer Denkmäler – sehr kurz. Daß sie tatsächlich nur etwa ein halbes Jahr dauerte, dürfte im wesentlichen auf den Charakter des Denkmals als Stiftung einer Einzelperson, in diesem Falle sogar als Stiftung eines Oberbürgermeisters an die von ihm regierte Stadt, zurückzuführen sein. Erstmals erwähnt wird das geplante Denkmal am 16. Juni 1953:

„Es ist beabsichtigt, zur Erinnerung an diesen Enterich evtl. eine überlebensgroße Entenfigur im Stadtgarten aufzustellen.“³¹

Die in diesem Beschluß erwähnten, bereits abgeschlossenen Vorarbeiten (Befragung eines

ehemaligen Stadtgartengärtners über den Erpel und Anforderung von Entwürfen und Kostenvoranschlägen zweier Firmen durch das Gartenamt) weisen darauf hin, daß erste Überlegungen zu diesem Denkmal bereits spätestens Ende Mai/Anfang Juni 1953 stattgefunden haben müssen. Bereits am 23. Juni gingen dem Gartenamt eine – leider nicht bei den Akten befindliche – Entwurfzeichnung und ein Kostenvoranschlag „für die Ente in Ia Keramikausführung, wetterfest gebrannt“³² über 950 DM des Kanderer Kunsttöpfers und Baukeramikers Richard Bampi zu. Insbesondere diese Zeichnung scheint im Bürgermeisteramt aufmerksame Beachtung gefunden zu haben. So bemühte man sich erfolgreich um ein Gutachten über diese Zeichnung im örtlichen Naturkundemuseum,

„aus dem sich ergibt, dass die von Ihnen (Bampi; P. S.) vorgelegte Zeichnung des schreienden Enterichs bis auf eine Kleinigkeit in der Schwanzgegend richtig ist.“³³

Dieses leider ebenfalls nicht bei den Akten befindliche Gutachten wurde gemeinsam mit einem Schreiben, in dem die „Geschichte jenes Erpels“ erwähnt wurde, Bampi mit der Auftragsvergabe und Bitte um Ermäßigung übersandt:

„Wenn sich mit Rücksicht auf den Zweck der Aufstellung der Preis noch etwas erniedrigen liesse, wäre ich (Hoffmann; P. S.) Ihnen dankbar.“³⁴

Das knapp vier Wochen später datierende Antwortschreiben Bampis rechtfertigte jedoch nur die anatomischen Ungenauigkeiten des Erpels und kündigte den baldigen Arbeitsbeginn am Denkmal an.³⁵ Die erbetene Ermäßigung fand auch fürderhin keine Erwähnung mehr.

In einer öffentlichen Stadtratssitzung am 14. September 1953 nutzte Hoffmann die Gelegenheit, um Stadträte und Öffentlichkeit über das geplante Erpeldenkmal zu unterrichten.³⁶ Der zuvor „von Stadträten und Publikum mit stürmischer Heiterkeit aufgenommene Bericht“³⁷ Hoffmanns über eine beim Amtsgericht anhängige Unterlassungsklage gegen die Stadt hatte ihm offenbar Anlaß für die Wahl dieses Termins gegeben. Anfang September nämlich hatte die Betreiberin einer Pension am Stadtgarten gegen die vermeintliche Ruhestörung

durch die dortige Entenpopulation eine einstweilige Verfügung zu erwirken versucht und schließlich auf Unterlassung geklagt. „Der Freiburger Entenkrieg“³⁸ so die scherzhafte Benennung dieser Episode durch die örtliche Tagespresse, endete zwar bereits Anfang Oktober durch einen gerichtlichen Vergleich, doch die in diesem Zusammenhang bekanntgewordenen spitzen Bemerkungen des zuständigen Richters über das geplante Denkmal sollten noch für einige Aufregungen sorgen. Weil nämlich der Richter, so die Berichterstattung über den Prozeß,

„beweisen konnte, daß ein Enterich gar nicht schnattern kann, wird die Historie vom warnenden Enterich des 27. November noch einmal einer Prüfung unterzogen werden müssen. Man könne dann auch der Ente, die vom Oberbürgermeister anlässlich des Entenkriegs über den schnatternden Erpel in die Welt gesetzt worden sei, ein Denkmal setzen.“³⁹

Diese Berichterstattung nahm auch der oben erwähnte Gutachter der Entwurfzeichnung zur Kenntnis und zum Anlaß, um mit einem längeren Schreiben Hoffmanns Position in dieser Frage durch ausführliches Zitieren der ornithologischen Fachliteratur zu stärken.⁴⁰ Gereizt reagierte Hoffmann, als noch Mitte Dezember im Rahmen der Berichterstattung über die Denkmalsenthüllung ein Presseartikel erschien, der Anspielungen auf den „Freiburger Entenkrieg“ enthielt. Persönlich schrieb er an die betreffende Redaktion einen knappen Brief:

„(. . .) Ist es wirklich erforderlich, daß auch alles lächerlich gemacht wird? (. . .) Unter der Plastik steht: ‚Gottes Kreatur klagt, klagt an und mahnt!‘

Ich möchte nichts hinzufügen!

Mit Gruß!

gez. Dr. Hoffmann Oberbürgermeister“⁴²

Dennoch wirke die thematische Nähe von Denkmal und „Entenkrieg“, die durch die gleichzeitige Behandlung in der Stadtratssitzung von Hoffmann selbst noch verstärkt worden war, lange in der Vermutung nach, daß

„(v)ielleicht (. . .) dieser Prozeß dazu beigetragen (hat), daß (. . .) Hoffmann (. . .) Bampi (. . .) beauftragte, ein Keramikportrait des Enterichs anzufertigen.“⁴³

Dies aber ist auszuschließen, begann der „Entenkrieg“ doch erst Anfang September, während Vorüberlegungen zum Denkmal bereits im Juni stattgefunden hatten.

Eine weitere, eine zeitliche Nähe war jedoch ebenfalls vorhanden. Sie scheint, obwohl weder in den vorhandenen unveröffentlichten Quellen noch in der zeitgenössischen Berichterstattung so Erwähnung findend, so evident, daß sie hier angeführt werden soll. In unmittelbarer Nähe zum Termin der Denkmalsenthüllung fanden am 15. November in Freiburg, wie überall in Baden-Württemberg, Stadtratswahlen statt. Es waren dies die zweiten Nachkriegswahlen zu den Stadtparlamenten. Insbesondere der Oberbürgermeister Freiburgs mußte sich in der heißen Phase des Wahlkampfes ab Mitte Oktober heftige Kritik von Seiten der erstmals auftretenden Freiburger Wählergemeinschaft (FWG) gefallen lassen. Hauptkritikpunkt an Hoffmann, dessen Amt bei diesen Wahlen allerdings gar nicht zur Disposition stand, waren neben der hohen Verschuldung der Stadt besonders seine Informationspolitik in Haushaltsfragen. Hoffmann habe, so die Kritik der FWG zu diesem Zeitpunkt, bereits seit vier Wochen die Bedenken des Regierungspräsidiums am städtischen Haushalt der Öffentlichkeit vorenthalten.⁴⁴ Diese Vorwürfe trafen Hoffmann wohl nicht unvorbereitet, und so nahm er in den folgenden Tagen und Wochen auch mehrmals öffentlich Stellung dazu. Möglicherweise – anhand der vorliegenden Quellen aber weder zu verifizieren noch zu falsifizieren – hatte Hoffmann sogar in Erwartung von Kritik bewußt einen Termin Ende September gewählt, um die Öffentlichkeit über das Erpeldenkmal zu unterrichten. – Vollends in den Bereich der Spekulation aber würden mögliche Vermutungen gehören, der ungerade, nämlich neunte Jahrestag des Angriffs sei zum Anlaß der Denkmalsenthüllung auch deshalb ausgewählt worden, weil in diesem Jahr sowohl baden-württembergische Stadtratswahlen als auch die Bundestagswahlen stattfanden. – Am Rande erwähnt sei jedoch noch, daß mit der Gedenkveranstaltung zum 27. November schon einmal, 1950, von anderer Seite Parteipolitik zu betreiben versucht worden war. Damals hatte die noch im Stadtrat vertretene KPD aus diesem Anlaß heftige Angriffe gegen Hoffmann gerichtet.⁴⁶

Am 27. November 1953 kam es dann wie vorgesehen zur Enthüllung des zuletzt offensichtlich unter Zeitdruck fertiggestellten (vergl. hierzu Kap. 2.1.) Erpeldenkmals. Zuvor hatten auf dem Hauptfriedhof und dem Gelände des beim Angriff zerstörten Post- und Telegrafenamtes Trauerfeiern stattgefunden, ehe um 15.30 Uhr das Denkmal der Öffentlichkeit übergeben wurde:

„Viele Freiburger hatten sich aus diesem Anlaß im Stadtgarten eingefunden, wo der Oberbürgermeister in Begleitung mehrerer Bürgermeister und Stadträte und des Gestalters der Plastik eine Grußbotschaft an die Freiburger verlaß (. . .).“⁴⁷

In dieser Grußbotschaft führte Hoffmann nach ausdrücklicher Erwähnung des Denkmals als „persönliches Geschenk“⁴⁸ aus,

„(. . .) daß es vor allem drei Gedanken sind, die das Denkmal zum Ausdruck bringen soll:

‘Die Klage’ über die Not, in die uns die verwirrte Meinung und das rücksichtslose Tun durch Krieg und Kriegsausgang gebracht haben.

‘Die Anklage’ gegen alles, was Widersinn, Unsinn und mangelnde Nächstenliebe gefördert haben; und

‘Die Mahnung’, aus dem erlebten Leid zu lernen und die Toten zu Zeugen zu machen, dass Gottes Kreatur zukünftig höhere Achtung genießen soll.

(. . .)

Möge die Enterich-Plastik zur Betrachtung und zur Besinnung führen, um wieviel besser es stünde, wenn sich die Menschen gegenseitig achteten und förderten, statt sich Schaden und Leid zuzufügen, und den Menschheitstraum verwirklichen hülfen, der in den Verheißungsworten wiederkling:

In terra pax hominibus, qui sunt bonae voluntatis: Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!“⁴⁹

Mit diesen eher allgemein gehaltenen Worten, bei denen insbesondere der Verzicht auf Schuldzuweisungen auffällt, endete die Denkmalsenthüllung. Ein ursprünglich in der Ansprache vorgesehener Passus über Hoffmanns persönliche Verluste durch den Angriff war offensichtlich kurzfristig handschriftlich im

Manuskript gestrichen worden (möglicherweise von Hoffmann selbst) und wurde wohl auch nicht zum Vortrag gebracht.⁵⁰

Die Rezeption des Denkmals, unmittelbar an die Enthüllung anknüpfend, bei der es „herzlichen Beifall unter den Zuschauern“⁵¹ gab, soll im folgenden Abschnitt behandelt werden.

2.3. Historische Rezeption

2.3.1. 1953/’54

Den „herzlichen Beifall“⁵², den „(v)iele Freiburger“⁵³ bei der Denkmalsübergabe spendeten, kann man durchaus als stellvertretend für die überwiegend freundliche Aufnahme sehen, die das Erpeldenkmal in den ersten Wochen und Monaten erfuhr. Bereits im Vorfeld zeichnete sich ein reges Medieninteresse ab. Schon nach den ersten Berichten über das geplante Denkmal in der örtlichen Presse erreichten zahlreiche Anfragen von Reportern und Privatpersonen die Stadtverwaltung. Ein ebenfalls bei den Akten befindlicher Schriftwechsel der Verwaltung mit Vertretern der Wochenschau belegt zudem die Anwesenheit eines Kamerteams bei der Denkmalsenthüllung. Deren Filmbericht soll bundesweit im Rahmen der Wochenschauinspielung in den Lichtspielhäusern gezeigt worden sein.⁵⁴ Dank der regen Sammeltätigkeit der Stadtverwaltung und interessierter Bürger lassen sich bei den Akten über sechzig Presseartikel nachweisen, die über das Denkmal berichteten. Darunter befinden sich neben Artikeln aus beinahe dem gesamten Bundesgebiet auch solche aus dem europäischen Ausland und sogar aus den USA und Südafrika.⁵⁵ Doch auch durch Radiobeiträge, Postkarten und Tierschutzkalender erreichte der Stadtgartenerpel damals einen hohen Bekanntheitsgrad. Wie bekannt das Denkmal in kurzer Zeit in der BRD geworden war, zeigt exemplarisch die folgende Episode. So kam es im Mai 1954 im Dortmunder „Hansa-Pavillon“ zu „einem kleinen Stammtisch-Disput“⁵⁶ über die Frage der Identität des verewigten Geflügels: Gans oder Ente?

„Unsere abgeschlossene Wette soll nicht eher eingelöst werden, bis eine Bestätigung aus Ihrer Stadt eingegangen ist.“⁵⁷

Tatsächlich bestätigte schon am folgenden Tag die städtische Pressestelle die wahre Identität des Erpels.⁵⁸

Doch obwohl das Denkmal „bei durchweg der gesamten Öffentlichkeit ein sehr warmes Echo“⁵⁹ fand, folgte eine inhaltliche Rezeption des Denkmals und der Intention seines Stifters Hoffmann nur am Rande. Eines der wenigen Beispiele hierfür, das Eingang in die Akten gefunden hat, ist das an Hoffmann gesandte Gedicht eines Verseschmiedes aus Wien:

„Der Erpel von Freiburg
(. . .)

Aller Wahnsinn hat ein Ende, / Auch der tollste Amoklauf. / Nimmermüde Menschenhände / Bauen Freiburg wieder auf / Und errichten ihrem kleinen / Enterich ein Monument. / Senkrecht reckt der Erpel seinen / Langen Hals zum Firmament. / Gleichsam, wie um anzuklagen, / Startt zum Himmel er hinauf, / Einmal noch Alarm zu schlagen / Vor der Menschheit Amoklauf.“⁶⁰

Doch auch gewisse Fehl- oder Überinterpretationen, die auch in der weiteren Rezeptionsgeschichte festzustellen sind (vergl. Kap. 2.3.2.), lassen sich bereits unmittelbar nach der Denkmalsenthüllung nachweisen; so in einem Dankschreiben des örtlichen Tierschutzvereines an Hoffmann:

„(. . .) Wir beglückwünschen Sie zu Ihrer Idee und freuen uns, dass es gerade unsere Stadt Freiburg ist, die – soweit ersichtlich – als erste unter den deutschen Großstädten der stummen Kreatur, die dem Menschen treu dient und sich für ihn opfert, den Dank abstattet, der ihr gebührt. (. . .)“⁶¹

Daß derartige Mißverständnisse möglicherweise ihren Keim schon in der Besonderheit des Denkmals als eines Tierdenkmals fanden, als auch in der eher allgemein gehaltenen Inschrift (wobei dieser Eindruck durch die spätere Entfernung des Datums „27. Nov. 1944“ noch verstärkt wurde), focht den Stifter indes nicht weiter an. Mit großer Zuversicht schrieb er an eine ehemalige Freiburgerin nach Kapstadt, die ihn zuvor auf einen südafrikanischen Pressebericht über das Denkmal aufmerksam gemacht hatte:

„(. . .) Sie dürfen aus diesen Worten (der Sockelinschrift; P. S.) den tieferen Sinn des

Enterich-Denkmal entnehmen, ging es mir doch hauptsächlich darum, eine deutsche Meinung über Krieg und Kriegsfolgen welt-öffentlich zu machen, die sonst in der politischen Weltmeinung nicht gerade an erster Stelle steht. Dass in vielen Ländern der Sinn richtig aufgenommen und wiedergegeben wurde, war mir persönlich eine grosse Freude. Ich hoffe, damit dem Ansehen des deutschen Volkes in der Welt einen grossen Dienst erwiesen zu haben.“⁶²

2.3.2 Ende der fünfziger Jahre

Die Rezeptionsgeschichte soll für die ausgehenden fünfziger Jahre ebenso wie in Kapitel 2.3.3. für die Mitte der sechziger Jahre an nur einem durch Quellen belegten Diskussionsprozeß verdeutlicht werden. – Im Jahre 1958, der Stifter des Denkmals war in der Zwischenzeit verstorben, nutzte ein ehemaliger Freiburger einen Besuch in seiner Geburtsstadt auch zur Besichtigung des Erpeldenkmals. Dabei stellte er fest, daß

„(v)ielen Fremden (. . .) aber die Geschichte des Enterichs nicht bekannt (ist) und auch aus den Worten auf dem Sockel nicht entnommen werden (kann).“⁶³

Aus diesem Grund regte er an,

„eine erklärende Tafel anzubringen, auch in Fremdsprachen (Franzö. u. englisch).“⁶⁴

Im Verkehrsamt, an das dieser Vorschlag gerichtet wurde, schloß man sich dieser Idee an und bat das Bürgermeisteramt „um Anbringung einer entsprechenden Schrifttafel“.⁶⁵ Der damalige Oberbürgermeister Dr. Brandel legte daraufhin dem städtischen Gartenamt diesen Vorschlag mit der Bitte um Prüfung, Stellungnahme „und evtl. Vorlage eines Entwurfs für eine Schrifttafel“⁶⁶ vor. Zusätzlich regte er im gleichen Beschluß jedoch an:

„U.U. wäre auch zu überlegen, ob man so lange Zeit nach dem Angriff vielleicht durch eine Änderung der Sockelinschrift dem Erpeldenkmal einen neutralen Symbolgehalt (Tierliebe- (!) und Schutz (!)) geben könnte.“⁶⁷

Auch in der Abteilung IV des Bürgermeistereamtes, über die dieser Beschluß an das Gartenamt geleitet wurde, schien man dem Erpeldenkmal gegenüber skeptisch eingestellt,

wie eine dort hinzugefügte, knappe handschriftliche Randbemerkung belegt:

„Die dem Enterich zugedachte Rolle gehört wohl in das Reich der Fabel. Paraphe (unleserlich)“⁶⁸

Entsprechend war man daher auch im Gartenamt, nach Rücksprache mit dem Planungsamt und Informierung der Kunstkommission

„(. . .) der Auffassung, dass man die ganze Angelegenheit einschlafen und die Inschrift bei Gelegenheit verschwinden lassen sollte.“⁶⁹

Nachdem somit immerhin zwei Abteilungen des Bürgermeisteramtes, drei weitere städtische Ämter und eine Kommission an diesem Meinungsfindungsprozeß über die mögliche Anbringung einer Schrifttafel beteiligt waren, wurde der Vorschlag des ehemaligen Freiburgers abgelehnt. In einem von Bürgermeister Schlierer unterzeichneten Antwortschreiben auf diesen Vorschlag wurde zu bedenken gegeben:

„(. . .) Denken sie nur an die Idee des Tier-schutzes und der Tierliebe, die den Besuchern des Stadtgartens damit unauffällig nahegebracht wird. In diesem Sinn steht das Enterich-Denkmal tatsächlich, wie die Inschrift sagt, für die ganze 'Kreatur Gottes', der wir unseren Schutz und unsere hegende Sorgfalt angedeihen lassen sollen.“⁷⁰

Der selbe Beschluß, der diesen Wortlaut des Antwortschreibens festlegte, vermerkte jedoch unter

„3. (. . .) Für den Augenblick soll es noch bei der Inschrift bleiben, jedoch kann bei passender Gelegenheit an eine Änderung gedacht werden.“⁷¹

Ein weiteres Schreiben des ehemaligen Freiburgers, in dem dieser seiner Enttäuschung über die Haltung der Stadtverwaltung Ausdruck verlieh und deren „(. . .) bequeme (. . .) (und) geflissentliche Vergesslichkeit (. . .)“⁷² beklagte, blieb unbeantwortet. Eine Schreibmaschinennotiz auf der Rückseite des immerhin zu den Akten genommenen Schreibens gibt Auskunft über das Motiv für diese Unhöflichkeit:

„In eine Diskussion darüber, was man sich beim Anblick des Erpels zu denken hat und was nicht, kann man sich beim besten Willen nicht einlassen.“⁷³

Diese von allen beteiligten Verwaltungsstellen mit Ausnahme wohl des Verkehrsamtes getragene vorgesehene Umwidmung des Denkmals „so lange Zeit nach dem Angriff“ (!)^{73a} mutet um so erstaunlicher an, als im selben Jahr, 1958, die Gedenkstätte am Massengrab der Bombenopfer auf dem Hauptfriedhof eingeweiht wurde.⁷⁴ – Warum nun letztlich zu dieser Zeit die Haltung zum Erpeldenkmal in der Stadtverwaltung überwiegend ablehnend war, ließ sich anhand der Quellen nicht schlüssig klären. Vorstellbar ist, daß dieser Haltung ein ganzes Motivbündel zugrundelag. Sicher war es nicht nur die unterstellte „geflossentliche Vergeßlichkeit“⁷⁵, doch dürfte der durch den enormen wirtschaftlichen Aufschwung der fünfziger Jahre, des Wirtschaftswunders, bedingte Blick nach vorne insbesondere im schwer zerstörten, nun aber bereits wieder weitgehend aufgebauten Freiburg ein Erinnern und Mahnen im Sinne des Erpeldenkmals als überholt angesehen haben. Auch die Zweifel am Wahrheitsgehalt der „Geschichte jenes Erpels“ hat möglicherweise zur ablehnenden Haltung zum Denkmal beigetragen. Vielleicht hielt man mittlerweile ein Mahnmal an einem Ort der Muße und Entspannung wie dem Stadtgarten für unangebracht. Natürlich aber konnte man nun keinesfalls daran denken, das vom erst kürzlich verstorbenen ehemaligen Oberbürgermeister persönlich gestiftete Denkmal, „zu treuen Händen des Stadtrats und des städt. Gartenamtes zur Aufstellung im Stadtgarten übergeben“⁷⁶, wie es bei der Enthüllung ausdrücklich erwähnt wurde, zu entfernen. Vielmehr sollte eben „bei passender Gelegenheit an eine Änderung gedacht werden“.⁷⁷

2.3.3. Mitte der sechziger Jahre

Doch bereits Mitte der sechziger Jahre wurde der bisher einer von gelegentlichen Aufregungen begleitete Umgang mit dem Denkmal gelassener. So schrieb etwa der neu gewählte Oberbürgermeister Dr. Keidel an eine Karlsruherin, die zuvor wegen der Geschichte des Erpeldenkmals an die Stadtverwaltung herangetreten war, nach einer Erwähnung der bisherigen Kritik am Denkmal abschließend:

„(. . .) Nun – wie dem auch sei – das Denkmal, das ja auch, losgelöst von den Ereignissen jener Nacht, einen schönen Symbolge-

halt besitzt, findet stets die Sympathie aller Besucher des Stadtgartens, die – man möchte beinahe sagen – andächtig davor stehen bleiben und nachdenklich weitergehen.“⁷⁸

Eine derartige, eher pragmatische Rezeption des Denkmals war sicher Ausdruck einer Haltung insbesondere der jüngeren Freiburger gegenüber den Kriegsfolgen, die in eine Entwicklung mündete, für deren vorläufiges Ende die Feststellung der neueren Forschung steht: „Mit Bedauern registrierte man zum 24. und 25. Jahrestag (des Angriffs; P. S.) ferner, daß die alljährliche Ehrung auf dem Hauptfriedhof von der jüngeren Generation 'mit einer offenbar zunehmenden Unlust' und nur aus notgedrungener Pflicht vollzogen wurde. Immer weniger Gäste kamen aus der Bevölkerung zu den Gedenkfeiern.“⁷⁹

Die gerade beginnende Eroberung des Mondes und begeistert aufgenommene Beatmusik interessierten da offenbar mehr als die Ansprachen und Trauermärsche auf den Gedenkfeiern.

Diese verbreitete, nüchtern-differenzierte Haltung zu den Kriegsfolgen war es wohl auch, die die Recherchen eines Corpsbruders des Oberbürgermeisters für einen Artikel „Zu den Warnrufen von Tieren!“⁸⁰ unterstützte. Für diesen befaßte sich auf Vermittlung Keidels der damalige Kreisdenkmalpfleger mit dem Erpeldenkmal und dessen Geschichte. Indes nutzte dieser die Gelegenheit für einen heftigen Rundumschlag gegen ihm mißliebige Skulpturen im Stadtgarten, darunter auch die des Erpels. Sein an den Artikelschreiber gerichtetes Antwortschreiben reichte er in Abschrift an das Bürgermeisteramt weiter,

„mit dem Wunsch, die zu erkennenden Kritiken möchten (...) zu den nötigen Entfernungen der unbedeutenden Denkmale führen.“⁸¹

Ebenso hart, wie seine Kritik insbesondere am Erpeldenkmal ausfiel, waren auch seine Vorstellungen wenig von versöhnlichen Gedanken getragen:

„Mir fehlt das nüchterne harte Mal, auf dem steht, welcher englische Luftgeneral die Staffel geführt hat, (...) und auf wessen Befehl er im englischen Luftgeneralstab

gehandelt hat. (...) Es würde diesen Herren ohne Zweifel die ihnen gebührende Ehre erweisen, lese (!) man ihre Namen auf der gewünschten Tafel. Der Bezug auf den Leichtsinn und die Verantwortungslosigkeit unserer Vabanquere kann von mir aus ruhig dazu. Das wäre der richtige Entschluß.“⁸²

Gleichwohl war diese Meinung nicht mehrheitsfähig, und der Oberbürgermeister bemühte sich in einem Schreiben an seinen Corpsbruder auch rasch um eine Verteidigung des Erpeldenkmals, um „keinen einseitigen Eindruck aufkommen zu lassen“.⁸³ Zugleich hob er auch den touristischen Wert des Denkmals hervor:

„(...) so ist er (der Erpel; P. S.) doch im Laufe der Zeit zu einem Stück Freiburg geworden, das die Menschen in aller Welt beinahe so beschäftigt und in Bann zieht, wie unsere Münsterturm, die Altstadt, den Freiburger Wein, um einige Dinge zu nennen, mit denen wir hier aufwarten können.“⁸⁴

Im gleichen Tenor begrüßte Keidel auch den als Entwurf von seinem Corpsbruder vorgelegten Artikel:

„(...) natürlich (ist) immer als Nebeneffekt eine kleine Werbung verbunden, über die wir uns als Fremdenverkehrsstadt aufrichtig freuen.“⁸⁶

Die Metamorphose des Erpeldenkmals von der persönlichen Stiftung eines Oberbürgermeisters über ein als unpassend empfundenen Mahnmal hin zur fremdenverkehrsfördernden Attraktion war somit vollzogen. Wie sehr diese Entwicklung noch heute nachwirkt, soll im folgenden Kapitel schlaglichtartig beleuchtet werden.

2.4. Ein Schlaglicht auf die heutige Rezeption

Wie der Autor Ende Juni 1993 vor Ort beobachten konnte, erfreut sich das Erpeldenkmal besonders an sonnigen Tagen eines regen Interesses bei den Besuchern des Stadtgartens. Insbesondere Besuchergruppen mit Kindern – wohl bedingt durch deren Freude an den lebenden Enten im Teich – verweilten beim Denkmal. Auch nutzten hin und wieder mit Photoapparaten oder Videokameras ausgerüstete Besucher das Erpeldenkmal als Motiv, sich mitunter

zusätzlich vor dem Denkmal aufstellend. Vor allem diese am Denkmal besonders interessierten Personen verwickelte ich dann in ein Gespräch über den Erpel. Auf diese Weise befragte ich an einem Nachmittag rund ein Dutzend Gruppen und Einzelpersonen, indem ich mich zum Einstieg meist lobend über die Skulptur äußerte, ohne allerdings schon von einem Denkmal zu sprechen oder erläuternde Ausführungen zu machen. Von den – natürlich nicht repräsentativen, da zufällig ausgewählten – deutsch- und englischsprachigen Touristen war keinem die „Geschichte jenes Erpels“ bekannt. Im allgemeinen hielt man die Figur für eine Sonderauf fertigung der in Gartengeschäften erhältlichen Tonenten, die meist als Wasserspeier in heimischen Vorgärten aufgestellt werden, oder dergleichen. Die Wahl des Standortes wurde zumeist mit einer Anspielung auf die Nähe lebender Enten erklärt. Verwies ich sodann auf die allerdings verwitterte, schlecht lesbare Sockelinschrift, so wurde diese größtenteils als Aufforderung zum Tier- oder Umweltschutz interpretiert.

Obgleich das Ergebnis dieser keineswegs repräsentativen Stichprobe durch zusätzliche Befragung von in Freiburg lebenden Stadtgartenbesuchern sicher eine gewisse Änderung erfahren hätte, bleibt festzuhalten, daß der touristische Gebrauchswert des Denkmals recht hoch, der Bekanntheitsgrad seiner Geschichte und Intention hingegen sehr niedrig ist.

3. SCHLUSSBETRACHTUNG

Das Freiburger Erpeldenkmal war bereits wenige Jahre nach seiner Aufstellung fast vollends seiner ursprünglichen Intention entledigt und – wohl durch die Macht des Faktischen – zur Touristenattraktion umgewidmet worden.

Beim Niederschreiben dieser Feststellung stand die fünfzigste Wiederkehr jenes Datums, zu dessen Erinnerung das Denkmal vor vierzig Jahren aufgestellt worden war, unmittelbar bevor. Schon wurden, von der Freiburger Öffentlichkeit wenig beachtet, Überlegungen angestellt, wie diese Wiederkehr würdig begangen werden könnte.^{86a} Doch bereits im Juni 1993 scheiterte – vorerst – das Projekt für ein Mahnmal, „(e)ine künstlerische Arbeit im öffentlichen Raum“⁸⁷, zu diesem Anlaß. Finanzi-

elle Gründe waren es, die hierfür verantwortlich gemacht wurden. Dennoch sei „eine Art von ‚kleiner Lösung‘ für das Mahnmalprojekt“⁸⁸ möglich, für die immerhin noch 300 000 DM zur Verfügung stünden.

Inzwischen jedoch sind auch schon die Gedenkveranstaltungen anlässlich des fünfzigsten Jahrestages des Angriffs Vergangenheit. Die eigens noch einmal neu gesammelten Augenzeugenberichte liegen als Buch vor, ebenso die Ansprachen und Reden, die bei den Veranstaltungen gehalten wurden.⁸⁹ Selbst des Erpels wurde noch einmal gedacht; sein Abbild und die Sockelinschrift des Denkmals zieren die Rückseite der offiziellen Gedenkmedaille.⁹⁰ Doch das neue Mahnmal sucht man vergebens. So müssen die stille Trauer und das Gedenken die Toten weiterhin in Rückbesinnung auf das frühere Gedenken an den 27. November anknüpfen.

Verwiesen sei in diesem Zusammenhang insbesondere auf das Ehrenmal⁹¹ und die Gedenk- und Ruhestätte der Bombenopfer auf dem Freiburger Hauptfriedhof⁹². Neben der Gedenktafel für die beim Angriff umgekommenen Postbediensteten in der Freiburger Hauptpost gehört zu diesem Gedenken aber auch nicht zuletzt das Erpeldenkmal im Stadtgarten; wenn möglich ergänzt um einen Hinweis auf seine ursprüngliche Bedeutung.

Anmerkungen

- 1 Klaus Poppen, Tierplastiken in Freiburg, in: Freiburger Almanach 12 (1961), S. 150–156; hier: S. 150.
- 2 Ebd., S. 150.
- 3 Vergl. hierzu: Astrid Fritz/Bernhard Thill, Unbekanntes Freiburg: Spaziergänge in die Geschichte und die Welt der Sagen und Legenden, Frankfurt 1992, S. 154; – Kriegsoffer der Stadt Freiburg i. Br. 1939–1945: Gedenkbuch für die gefallenen, gestorbenen und vermißten Soldaten und für die Opfer der Fliegerangriffe, Freiburg 1954, S. 396; – Poppen, a. a. O.; – Hans Schneider, Freiburger G'schichten: Bericht aus einer kleinen Großstadt, Band I, Freiburg 1985, S. 59f; – Walter Vetter, Freiburg – seine Sehenswürdigkeiten: Ein Führer durch Geschichte, Kunst und Kultur, Freiburg 1978, S. 23; – Ders. (Hg.), Freiburg in Trümmern 1944–1952: Bild- und Textdokumentation: Teil II, Freiburg 1984, S. 159.
- 4 Gerd R. Ueberschär, Freiburg im Luftkrieg 1939–1945: Mit einer Photodokumentation zur Zerstörung der Altstadt am 27. November 1944 von Hans Schadek, Freiburg/Würzburg 1990.

- 5 Stadtarchiv Freiburg (StA.Frbg.) C5/4419 (Plastiken im Stadtgarten: Städt. Hauptverwaltung, Bau- und Wohnungsverwaltung, Gartenbauverwaltung (1951–1965).
- 6 StA.Frbg. Ordner „Standards“.
- 7 StA.Frbg. B1/328. – Daß kein einziger dieser Berichte einen Hinweis auf den angeblich vor dem Angriff warnenden Erpel enthält, sei hier nur am Rande erwähnt.
- 8 Veröffentlichte Augenzeugenberichte bieten: Franz Götz (Hg.), Das Freiburger Münster und der 27. November 1944: Augenzeugenberichte, Freiburg 1984; – Werner Kreuzburg, 1944 – 27. November – 1969: Freiburgs Katastrophennacht vor fünfundzwanzig Jahren, in: Freiburger Almanach 20 (1969), S. 12–14; – Kriegsofopfer der Stadt Freiburg, a. a. O.; – Norbert Krüger, Zum Untergang Alt-Freiburgs und Breisachs: Eine Ergänzung, in: Schau-ins-Land 91 (1973), S. 105–111; – Hans Lasotta, Heimkehr in meine tote Stadt, in: Freiburger Almanach 20 (1969), S. 15–18; – Franz Schneller, Die Schicksalsnacht der Stadt Freiburg, in: Freiburger Almanach 5 (1954), S. 7–10; – Ueberschär, Freiburg im Luftkrieg, a. a. O.; – Vetter, Freiburg in Trümmern, a. a. O.; – Johannes Vincke, Zum Untergang Alt-Freiburgs und Breisachs 1944/45: Aus dem Tagebuch Joseph Sauers, in: Schau-ins-Land 82 (1964), S. 3–11; – Badische Zeitung (BZ), 27. 11. 1964, Der Untergang des alten Freiburg, S. 8f.
- 9 BZ, 26. 11. 1953, Das Denkmal des Enterichs, S. 7.
- 10 Vergl. hierzu: BZ, 28./29. 11. 1953, Zum Gedenken des 27. Novembers 1944, S. 18.
- 11 StA.Frbg. C5/4419, Koether 5. 10. 1953.
- 12 Ebd., Bampi 28. 7. 1953.
- 13 Ebd.
- 14 Ebd., Bampi 14. 11. 1953.
- 15 Vergl. hierzu: ebd., Gartenamt 23. 9. 1954.
- 16 Ebd., Bampi 14. 11. 1953.
- 17 Ebd., Bampi 30. 11. 1953.
- 18 Ebd.
- 19 Ebd.
- 20 Ebd.
- 21 Vergl. hierzu die Photographien in: BZ, 1. 12. 1953, S. 7; – Neue Illustrierte, 12. 12. 1953.
- 22 Vergl. hierzu: StA.Frbg. C5/4419, Gartenamt 23. 9. 1953.
- 23 Erschienen im Bildverlag J. Gass, March-Neuershausen o. J. – Im Sommer 1993 als Postkarte am Kiosk der Talstation der Schloßbergbahn käuflich zu erwerben gewesen.
- 24 StA.Frbg. Ordner „Standards“, Götze 18. 5. 1972.
- 25 Vergl. hierzu: BZ, 27. 11. 1964, Der Untergang des alten Freiburg, Bericht Pius Enderle. – Der Augenzeuge Enderle berichtet, daß er zu Beginn des Angriffs ins Freie ging, um das Geschehen zu beobachten, da er nicht mit einem schweren Angriff rechnete.
- 26 BZ, 27. 11. 1964, Der Untergang des alten Freiburg.
- 27 S. hierzu: Gerd R. Ueberschär, Nur aus Zufall blieb das Münster verschont: Der Angriff der Alliierten galt der Zivilbevölkerung, in: BZ, 27. 11. 1984, S. 3. – Vergl. hierzu ausführlich: Ueberschär, Freiburg im Luftkrieg, a. a. O., S. 259–270.
- 28 StA.Frbg. C5/4419, Hoffmann 2. 7. 1953.
- 29 Vergl. hierzu: Ueberschär, Freiburg im Luftkrieg, a. a. O., S. 399, Abb. 123.
- 30 Vergl. hierzu: ebd., S. 442–444 (Bericht Hilde Thümen): „Die scheußliche Festhalle ist jedenfalls abgebrannt.“ (S. 444).
- 31 StA.Frbg. C5/4419, Hoffmann 16. 6. 1953.
- 32 Ebd., Bampi 23. 6. 1953.
- 33 Ebd., Hoffmann 2. 7. 1953.
- 34 Ebd.
- 35 Vergl. hierzu: ebd., Bampi 28. 7. 1953.
- 36 Vergl. hierzu: ebd., Protokollauszug 21. 9. 1953.
- 37 BZ, 15. 9. 1953, Der OB und die schnatternden Enten, S. 7.
- 38 BZ, 3./4. 10. 1953, Elf Stadtgartenenten stören nicht mehr, S. 15.
- 39 Ebd.
- 40 StA.Frbg. C5/4419, Koether 5. 10. 1953.
- 41 S. hierzu: Schwarzwälder Bote, 12./13. 12. 1953, Der Erpel wird berühmt.
- 42 StA.Frbg. C5/4419, Hoffmann 14. 12. 1953.
- 43 StA.Frbg. C5/4419, Ordner „Standards“, Götze 18. 5. 1972.
- 44 Vergl. hierzu: BZ, 17./18. 10. 1953, Ein Versagen an der Spitze, S. 14/16.
- 45 Vergl. hierzu: BZ, 20. 10. 1953, Der Oberbürgermeister antwortet dem „Forum“, S. 7; – BZ, 11. 11. 1953, Mitten im kommunalen Wahlkampf, S. 5f.
- 46 Vergl. hierzu: BZ, 30. 11. 1950, Die Vorgänge um den 27. November; – Ueberschär, Freiburg im Luftkrieg, a. a. O., S. 17.
- 47 BZ, 28./29. 11. 1953, Zum Gedenken des 27. Novembers 1944, S. 18.
- 48 StA.Frbg. C5/4419, Hoffmann 27. 11. 1953.
- 49 Ebd.
- 50 Vergl. hierzu: ebd.
- 51 BZ, 28./29. 11. 1953, Zum Gedenken des 27. Novembers 1944, S. 18.
- 52 Ebd.
- 53 Ebd.
- 54 Vergl. hierzu insg.: StA.Frbg. C5/4419.
- 55 S. Anm. 54.
- 56 Ebd., Bach 10. 5. 1954.
- 57 Ebd.
- 58 Vergl. hierzu: ebd., Kollofrath 11. 5. 1954.
- 59 Ebd., Kroenert, 30. 11. 1953.
- 60 Ebd., Fohler, Ende 1953.
- 61 Ebd., Kroenert, 30. 11. 1953.
- 62 Ebd., Hoffmann, 6. 1. 1954.
- 63 Ebd., Jissig 8. 4. 1958.
- 64 Ebd.
- 65 Ebd., Verkehrsamt 14. 4. 1958.
- 66 Ebd., Brandel 17. 4. 1958.
- 67 Ebd.
- 68 Ebd.
- 69 Ebd., Gartenamt 19. 5. 1958.
- 70 Ebd., Schlierer 28. 5. 1958.
- 71 Ebd.

- 72 Ebd., Jissig 27. 11. 1958.
 73 Ebd., Brandel 5. 12. 1958.
 73a Ebd., Jissig 27. 11. 1958.
 74 Vergl. hierzu: Ueberschär, Freiburg im Luftkrieg, a. a. O., S. 20–23.
 75 StA.Frbg. C5/4419, Jissig 27. 11. 1958.
 76 Ebd., Hoffmann 27. 11. 1953.
 77 Ebd., Schlierer 28. 5. 1958.
 78 Ebd., Keidel 27. 9. 1964.
 79 Ueberschär, Freiburg im Luftkrieg, a. a. O., S. 16–18; hier: S. 24 u. Anm. 33.
 80 StA.Frbg. C5/4419, Wollenberg 24. 11. 1965.
 81 Ebd., Keller 20. 10. 1965.
 82 Ebd.
 83 Ebd., Keidel 5. 11. 1965.
 84 Ebd.
 85 Vergl. hierzu: ebd., Wollenberg 24. 11. 1965.
 86 Ebd., Keidel 14. 11. 1965.
 86a Kurz vor Beendigung vorliegender Arbeit erschienen in der Freiburger Lokalpresse Artikel, die die Vorbereitungen der Stadtverwaltung zum fünfzigsten Jahrestag des Angriffs am 27. 11. 1994 darstellen. Demnach soll eine breite Beteiligung der Freiburger an diesem Gedenktag angestrebt werden, u. a. durch Sammeln von Zeitzeugenberichte. – Vergl. hierzu: Wolfgang Fiek, Ein Gedenktag soll zur Mahnung werden, in: BZ, 18. 9. 1993; – Freiburger Wochenbericht, 22. 9. 1993, Offene Wunden, S. 1.
 87 Volker Bauermeister, Schönheitspflasterchen oder mehr, in: BZ, 23. 6. 1993.
 88 Ebd.
 89 Stadt Freiburg i. Br. (Hg.), Die Zerstörung Freiburgs am 27. November 1944: Augenzeugen berichten, Freiburg 1994. – Stadt Freiburg i. Br. (Hg.), Memento Freiburg 27. 11. 1944; Chronik eines Gedenkens, Freiburg 1995.
 90 Die Vorderseite der Silbermünze zeigt einen der Posaunenengel am Münsterturm; im Hintergrund die zerstörte Altstadt.
 91 Vergl. hierzu: Alfred Riedel, Das neugeschaffene Ehrenmal für die Freiburger Fliegeropfer des 27. November 1944 auf dem Freiburger Hauptfriedhof, in: Freiburger Almanach 11 (1960), S. 17–22.
 92 Vergl. hierzu: Alfred Riedel, Und Gott wird abwachen alle Tränen: Die Ruhestätte für die Fliegeropfer in Freiburg, in: Gestern und heute, Beilage der Badischen Zeitung, Nr. 47, 23. 11. 1958, S. 1.

Literatur

I. Unveröffentlichte Quellen

- * Stadtarchiv Freiburg (StA.Frbg.) B1/328
- * StA.Frbg. C5/4419 (Plastiken im Stadtgarten, Städt. Hauptverwaltung, Bau- und Wohnungsverwaltung, Gartenbauverwaltung.)
- * StA.Frbg. Ordner „Standards“

II. Veröffentlichte Quellen

- * Badische Zeitung (BZ):
 - Die Vorgänge um den 27. November. Die Fliegergeschädigten und die Kommunisten. Heftige Angriffe aus den Reihen der CDU gegen Stadtrat Schäfer. In: BZ, 30. 11. 1950.
 - Der OB und die schnatternden Enten. Ein Prozeß gegen die Stadt und die Geschichte um ein Denkmal für einen aufmerksamen Enterich. In: BZ, 15. 9. 1953, S. 7.
 - Elf Stadtgartenenten stören nicht mehr. „Der Freiburger Entenkrieg in der Hauptsache erledigt“. Heiterer Schlußakt vor Gericht. Ein Erpel schnattert nicht. In: BZ, 3./4. 10. 1953, S. 15.
 - Ein Versagen an der Spitze. Das zweite Forum „unabhängiger Persönlichkeiten der Stadt Freiburg“ propagiert die Freie Wählergemeinschaft ohne parteipolitische Bindung. Kritik an der bedenklichen Verschuldung der Stadt. Freiburg hat den zweifelhaften Ruhm, die am meisten verschuldete Stadt der Bundesrepublik zu sein. In: BZ, 17./18. 10. 1953.
 - Der Oberbürgermeister antwortet dem „Forum“. Dr. Hoffmann äußert (!) sich zu den Vorwürfen, die gegen ihn am Freitag gemacht worden sind. Eine ausführliche Darstellung der Verschuldung Freiburgs. In: BZ, 20. 10. 1953, S. 7f.
 - Aussprache über Finanzen. Eine Mitteilung der „Wählergemeinschaft“. In: BZ, 23. 10. 1953, S. 7.
 - Mitten im kommunalen Wahlkampf. Parteien und Wählergruppen beziehen ihre Stellung. Drei öffentliche Veranstaltungen am Montag. In: BZ, 11. 11. 1953, S. 5f.
 - Das Denkmal des Enterichs. Am Freitag Übergabe durch den Oberbürgermeister. In: BZ, 26. 11. 1953, S. 7.
 - Zum Gedenken des 27. Novembers 1944. Kränze am Denkmal der Fliegeropfer. Eine Feierstunde der Post. Die Übergabe der Plastik im Stadtgarten. In: BZ, 28./29. 11. 1953, S. 18.
 - Sachverständige Gäste. In: BZ, 1. 12. 1953, S. 7.
 - Der Untergang des alten Freiburg. Aus Berichten unserer Leser. Mit dem tragischen Irrtum vom 10. Mai 1940 wurde der hemmungslose Bombenkrieg entfesselt. In: BZ, 27. 11. 1964, S. 8f.
- * Neue Illustrierte:
 - Ist der Bürgermeister ein Schelm? In: Neue Illustrierte, 12. 12. 1953.
- * Postkarte:
 - Freiburg im Breisgau. Münster, Karlssteg und Karlsbau. Bildverlag J. Gass, March-Neuershausen o. J. (ca. 1978–1980).
- * Schwarzwälder Bote:
 - Der Erpel wird berühmt. In: Schwarzwälder Bote, 12./13. 12. 1953.

III. Darstellungen

- * Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg (Hg.): Alltagsnot und politischer Wiederaufbau. Zur Geschichte Freiburgs und Südbadens in den ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg. Freiburg (Stadt und

- Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br.; Heft 9) 1986.
- * Bauermeister, Volker: Schönheitsplästerchen oder mehr? Das ungebaute Mahnmal oder Wie Freiburg mit der Kunst am Bau umgeht. In: BZ, 23. 6. 1993.
 - * Fiek, Wolfgang: Ein Gedenktag soll zur Mahnung werden. Erinnerungen an die Bombennacht werden dokumentiert. In: BZ, 18. 9. 1993.
 - * Freiburger Wochenbericht, 22. 9. 1993: Offene Wunden. Planungen für 50. Jahrestag der Bombennacht. S. 1.
 - * Fritz, Astrid/Bernhard Thill: Unbekanntes Freiburg. Spaziergänge in die Geschichte und die Welt der Sagen und Legenden. Frankfurt 1992.
 - * Götz, Franz (Hg.): Das Freiburger Münster und der 27. November 1944. Augenzeugenberichte. Freiburg (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br.; Heft 6) 1984.
 - * Haumann, Heiko/Hans Schadek (Hgg.): Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau. Band 3. Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart. Stuttgart 1993.
 - * Kreuzburg, Werner: 1944 – 27. November – 1969. Freiburgs Katastrophennacht vor fünfundzwanzig Jahren. In: Freiburger Almanach 20 (1969), S. 12–14.
 - * Kriegsoffer der Stadt Freiburg i. Br. 1939–1945. Gedenkbuch für die gefallenen, gestorbenen und vermißten Soldaten und für die Opfer der Fliegerangriffe. Freiburg 1954.
 - * Krüger, Norbert: Zum Untergang Alt-Freiburgs und Breisachs. Eine Ergänzung. In: Schau-ins-Land 91 (1973), S. 105–111.
 - * Lasotta, Hans: Heimkehr in meine tote Stadt. In: Freiburger Almanach 20 (1969), S. 15–18.
 - * Muhl, Helmut: Freiburg und seine Gärten. In: Freiburger Almanach 5 (1954), S. 11–18.
 - * Poppen, Klaus: Tierplastiken in Freiburg. In: Freiburger Almanach 12 (1961), S. 150–156.
 - * Riedel, Alfred: Und Gott wird abwaschen alle Tränen. Die Ruhestätte für die Fliegeropfer in Freiburg. In: Gestern und heute, Beilage der Badischen Zeitung, Nr. 47, 23. 11. 1958, S. 1.
 - * Ders.: Das neugeschaffene Ehrenmal für die Freiburger Fliegeropfer des 27. November 1944 auf dem Freiburger Hauptfriedhof. In: Freiburger Almanach 11 (1960), S. 17–20.
 - * Schaar, Joachim Dietrich: Aspekte der Geschichte des Freiburger Stadtgartens. In: Schau-ins-Land 105 (1986), S. 99–134.
 - * Schlippe, Joseph: Freiburgs Baudenkmäler und ihre Wiederherstellung. Teil II: Die profanen Baudenkmäler. In: Einwohnerbuch der Stadt Freiburg i. Br. 1960, S. 14–30.
 - * Schneider, Hans: Freiburger G'schichten. Bericht aus einer kleinen Großstadt. (Teil I). Freiburg 1985.
 - * Schneller, Franz: Die Schicksalsnacht der Stadt Freiburg. In: Freiburger Almanach 5 (1954), S. 7–10.
 - * Uberschär, Gerd R.: Nur aus Zufall blieb das Münster verschont. Der Angriff der Alliierten galt der Zivilbevölkerung. In: BZ, 27. 11. 1984, S. 3.
 - * Ders.: Freiburg im Luftkrieg 1939–1945. Mit einer Photodokumentation zur Zerstörung der Altstadt am 27. November 1944 von Hans Schadek. Freiburg/Würzburg 1990.
 - * Vedral, Bernhard: Altstadtsanierung und Wiederaufbauplanung in Freiburg i. Br. 1925–1951. Zum 100. Geburtstag von Oberbaudirektor Prof. Dr. Ing. Joseph Schlippe. Begleitheft zur Ausstellung des Stadtarchivs vom 9. 9.–3. 10. 1985 in der Universitätsbibliothek. Freiburg (Stadt und Geschichte; Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br.; Heft 8) 1985.
 - * Vetter, Walter: Freiburg – seine Sehenswürdigkeiten. Ein Führer durch Geschichte, Kunst und Kultur. Freiburg 1978.
 - * Ders.: Freiburg in Trümmern. Eine Bild- und Textdokumentation. Freiburg 1982.
 - * Ders.: Freiburg in Trümmern 1944–1952. Bild- und Textdokumentation. Teil II. Freiburg 1984.
 - * Vincke, Johannes: Zum Untergang Alt-Freiburgs und Breisachs 1944/45. Aus den Tagebüchern Joseph Sauers. In: Schau-ins-Land 82 (1964), S. 3–11.
 - * Zoll, Anton: Aus der Geschichte des Freiburger Gartenamtes. In: Freiburger Almanach 13 (1962), S. 109–114.

Anschrift des Autors:
 Peter Steinkamp,
 Norsinger Weg 18,
 79114 Freiburg



Gustav Kampmann, Winternorgen bei Grötzingen, 1902

Der Mensch als Gestalter und Nutzer der Landschaft

Dargestellt am bewaldeten „Mosbacher Henschelberg“

EINLEITUNG

Schon immer hat der Mensch versucht, seine Umwelt nach seinen Bedürfnissen zu gestalten. Dabei hat er auch in früheren Jahrhunderten die Landschaft entscheidend verändert. Erinnerung sei an die Waldrodungen im Mittelalter oder an die Ausbeutung ganzer Waldgebiete, wie dem Nordschwarzwald im 17. Jahrhundert durch den „Holländer Holzhandel“ für den Schiffsbau. Diese Landschaftsveränderungen gingen typischerweise langsam und allmählich vonstatten. Pflanzen und Tiere einer Landschaft hatten genügend Zeit, auf die veränderten Umweltbedingungen zu reagieren. Dadurch kam es zu einem langsamen, aber stetigen Wandel der Landschaft. Die Wirkungen des Menschen haben schließlich zu einer vielfältigen „Kulturlandschaft“ geführt. In jüngster Zeit werden dagegen Aktivitäten des Menschen in der Landschaft kritisch beurteilt und es ist eine verstärkte Abneigung gegenüber jeglicher Art von Landnutzungen zu verspüren. Angesichts des rasanten Landschaftsverbrauchs für Wohnsiedlungen und Industrie oder von Auswüchsen der Freizeitindustrie ist diese Ablehnung verständlich. Immer öfter kommt es zu abwehrendem Verhalten gegenüber Nutzungen in der Landschaft und werden strenge Schutzstrategien, die den Menschen von der Landschaft fernhalten, befürwortet. Es ist zu fragen, ob Leitbilder, die den Menschen und damit die Nutzung der Landschaft ausschließen, für eine so dicht besiedelte Region wie Mitteleuropa richtig und konsenzfähig sind. Müssen nicht vielmehr Leitbilder und Nutzungsstrategien entwickelt werden, die das heutige Wollen des Menschen bei den heutigen

(technischen) Möglichkeiten mit einschließen und den Menschen als integralen Bestandteil der Landschaft akzeptieren?

Am Beispiel des „Mosbacher Henschelbergs“ soll das historische und aktuelle Wirken des Menschen in der Landschaft dargestellt und Lösungsansätze, die den Menschen als Landschaftsnutzer respektieren, diskutiert werden.

DER LANDSCHAFTSAUSSCHNITT „MOSBACHER HENSCHELBERG“

Naturraum, Klima, Geologie und Böden

Der Henschelberg befindet sich an der südwestlichen Grenze der naturräumlichen Haupteinheit Bauland im Übergangsbereich zum Naturraum Odenwald und liegt im Neckarelzer Tal (Schmithüsen 1952). Der Henschelberg begrenzt mit dem benachbarten Hamberg und dem gegenüberliegenden Hardberg den unteren Elzmündungsraum. Dieser Elzmündungsbereich bildet einen nördlichen Vorhof des Neckarbeckens mit gleichen Klimaverhältnissen (Weinbauklima).

Regionalklimatisch ist die Landschaft um den Henschelberg in das West-Ostgefälle der Niederschlags- und Temperaturverhältnisse des Odenwaldes eingefügt (z. B.: um 800 mm im Kleinen Odenwald im Westen bis über 900 mm im östlich liegenden Winterhauch). Als lokale Besonderheit unterbricht das Neckartal und das Mosbacher Elzbecken diesen Trend. Hier sinken die Niederschläge im langjährigen Mittel auf unter 800 mm und erreichen in besonders trockenen Jahren die Summe von 600 mm nicht. Die Durchschnittstem-

peraturen liegen im Elzmündungsbereich bei 10,4 Grad C (Erläuterungen zur Standortskarte 1986).

Muschelkalk ist das anstehende Gestein auf dem Tafelberg. Die gesamte Abfolge des Unteren Muschelkalkes vom Wellenkalk, Wellendolomit und Wellenmergel ist an den Hängen ausgebildet. Die flacheren Übergangsbereiche zum Plateau werden vom Mittleren Muschelkalk gebildet. Auf der Hochfläche stehen Trochiten-Schichten des Oberen Muschelkalkes an. Eine Besonderheit stellen die Schaumkalkbänke als Abschluß des Wellendolomits dar. Es handelt sich bei den Schaumkalkbänken um bioklastische Bänke, die nur sehr langsam verwittern und zu den charakteristischen Wandbildungen am Henschelberg führen. In diesen Bereichen finden sich nur Initialstadien der Bodenbildung mit einem spärlichen Pflanzenbewuchs. Die Schaumkalkbänke gelten als extrem „vegetationsfeindlich“.

An den steilen Hängen des Henschelbergs wird das durch Verwitterung gelockerte Gestein ständig hangabwärts transportiert. Es können sich somit am Oberhang nur flachgründige, extrem trockene Böden ausbilden. Am Hangfuß sammelt sich das Material als Hangschutt an. Hier entstanden tiefgründige, gut durchwurzelbare Böden. Auf den Hochflächen kann das verwitterte Gestein nicht abgetragen werden und es unterliegt an Ort und Stelle der chemischen Verwitterung. Dabei sammeln sich die Lösungsrückstände an und es haben sich tiefgründige, tonig-lehmige Böden entwickelt.

Vegetation von einst

Wald war vor den landschaftsverändernden Eingriffen des Menschen die Vegetationsform am Henschelberg. Auf den tiefgründigen Kalkverwitterungsböden des Oberen Muschelkalkes war die Buche, damals wie heute, die dominierende Baumart. Die ökologischen Eigenschaften der Buche (große Standortsamplitude, Schattentoleranz in der Jugend, Fähigkeit zur Kronenregeneration bis ins hohe Alter) sicherten ihr einen Konkurrenzvorteil auf diesen Standorten. Im Übergangsbereich vom Plateau zu den Hangpartien werden die Standorte flachgründiger und die Wasserversorgung ungünstiger. Trockenheitsertragende Baumarten wie Eiche, Sommerlinde, Feld- und Spitzahorn

und Elsbeere gewinnen an Konkurrenzkraft und drängten die Buche zurück. Nur in den ost- bzw. nordostexponierten Lagen mag sich die Buche bestandesbildend auch im Hangbereich gehalten haben. Je ungünstiger die Standortverhältnisse werden, desto lichter wurde die Baumschicht und es entwickelte sich unter den Bäumen eine Strauchschicht aus Hartriegel, Weiß- und Schwarzdorn, Heckenkirsche, Wolligem Schneeball, Berberitze, Liguster und diversen Rosenarten. Auf kleineren Teilflächen mag auf Grund der Standortungunst die Konkurrenz der Gehölzpflanzen ausgeschlossen gewesen sein. Hier hatten sich schließlich Saumgesellschaften aus Ästiger Graslinie, Blutstorchschnabel, Kalkaster oder Hirsch-Haarsrang etablieren können. Die vegetationsfeindlichen Schaumkalkbänke waren schließlich nur noch in Spalten und kleinen Vertiefungen mit Spezialisten wie Weißer Fetthenne und Wildem Mauerpfeffer bewachsen. Unterhalb der Schaumkalkbänke sammelte sich das vom Oberhang abgelöste Schutt- und Bodenmaterial wieder an. Mit zunehmender Mächtigkeit der Ablagerungen steigt die Konkurrenzfähigkeit der Bäume. Die am Rande der Schuttflächen noch anzutreffenden trockenheitsertragenden Strauch- und Baumarten wurden hangabwärts von Buche, Bergahorn und Esche abgelöst.

Am Henschelberg war auf Grund der naturräumlichen Gegebenheiten auf kleinem Raum ein vielfältiges Standorts- und Vegetationsmosaik vorhanden. Wald- und strauchfrei waren nur die Schaumkalkbänke.

DER MENSCH AM HENSCHELBERG

Kurze Siedlungsgeschichte

Der Mensch hat in diesem klimatisch begünstigten Raum schon sehr früh seine Spuren hinterlassen. Reste von prähistorischen Grabhügeln auf dem Plateau des Henschelbergs bestätigen dies. Größere Eingriffe in die Landschaft wurden von den Römern vorgenommen. Unweit des Henschelbergs verläuft der westliche Limes, der in der Zeit vom Ende des 1. Jahrhunderts bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Ch. unterhalten und dann auf eine strategisch günstigere Linie im Osten verlegt

wurde. Die Römer brachten eine hochentwickelte Landwirtschaft mit Obst, Gemüse und Weinbau in den hiesigen Raum und erschlossen das Land durch befestigte Straßen. Mosbach wird als weltliches Gemeinwesen zum ersten Mal 1241 und als eine mit Mauern umgebene Stadt 1291 erwähnt. Keimzelle für die Ansiedlung war ein 826 urkundlich erwähntes Benediktinerkloster: das Monasterium Mosbach. Mosbach entwickelte sich am linken Elzufer auf einer leichten Erhebung am Fuße des dem Henschelberg gegenüberliegenden Hardbergs. Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein ist Mosbach kaum über die Stadtmauer hinaus gewachsen. Erst im Laufe der Industrialisierung wurde die Elzaue besiedelt (vgl. Grassl und Gensheimer 1993).

Historische und aktuelle Nutzungen der Hänge am Henschelberg

Wein- und Ackerbau

Die steilen südexponierten Kalksteinhänge des Henschelbergs wurden schon sehr früh für den Weinbau genutzt. Im Stadtarchiv Mosbach wird seit dem 17. Jahrhundert immer wieder auf den Weinbau Bezug genommen. Für das Jahr 1622 wurde eine Rebfläche von 369 Morgen (110 ha) angegeben. Die kartographische Erfassung der Weinberge im 19. Jahrhundert weist für die Jahre 1838 und 1839 noch 78 ha für Mosbach aus. Am Henschelberg war eine Fläche von 35,5 ha mit Reben bestockt. Viele der heute noch sichtbaren Trockenmauern gehen auf den Weinbau zurück und wurden vermutlich in der Barockzeit (17. Jahrhundert) angelegt. Auffällig ist der nicht immer hangparallele, sondern zum Teil trichterförmig zulaufende Verlauf der Mauern zur besseren Entwässerung des Hanges (vgl. Abb. 1 u. 3). Zum Bau der Mauern wurde nicht nur gesteinbürtiger Kalkstein, sondern auch Buntsandstein aus nahe gelegenen Steinbrüchen verwendet. Der Weinbau ging seit der Jahrhundertwende in Mosbach stark zurück. Wurden 1880 noch 53 ha angebaut, so waren es 1913 lediglich 15 ha. Im Jahr 1930 wurde noch 1 ha bewirtschaftet. Gründe dafür sind der Reblausbefall ab 1860, ein geringer Ertrag bei hohem Arbeitsaufwand und der Import „besseren“ Weines aus ertragsreicheren Weinbaugebieten (Eisen-

bahn) (vgl. Meszmer 1992). Zwischen den Rebparzellen waren am Henschelberg immer Flächen mit Hackfruchtanbau gelegen. Der Ackerbau am Henschelberg erlebte nach dem Rückgang des Weinbaus um die Jahrhundertwende bis nach dem 2. Weltkrieg eine Blüte (vgl. Simon 1987).

Schafweide

Die heutigen Reste von Wacholderheiden in den Gewannen Haftel, Muckensturm und Liebelsberg am Henschelberg gehen auf ehemalige Schafbeweidung zurück. Die Gräser wurden auf den mageren Standorten von den Schafen sehr kurz gehalten. Nur dornbewehrte Sträucher oder bitter schmeckende Pflanzen wurden von den Schafen verschmäht. Diese stach jedoch der Schäfer aus, um eine Verbuschung der Weide zu verhindern. Durch die Schafbeweidung fand zum einen ein ständiger Biomassen- und damit Nährstoffentzug statt und zum anderen war auf Grund von Oberbodenverwundungen durch Schaftritte ein verstärkter Bodenabtrag gegeben. Die Standorte verarmten mit anhaltender Beweidung und die Vegetation der Halbtrockenrasen breitete sich anthropogen induziert aus. Unterbleibt eine Beweidung, findet eine langsame Bodenbildung statt, die zusätzlich durch Nährstoffeinträge aus der Luft unterstützt wird. Die Halbtrockenrasengesellschaften werden sich auf die reliefbedingt extrem flachgründigen Standorte zurückziehen. Das heutige strauchreiche Vegetationsbild dieser Gewanne ist auf die jahrzehntelange Nicht-Nutzung der Flächen zurückzuführen.

Streuobstwiesen

Streuobstwiesen hatten früher eine doppelte Nutzfunktion. Das unter den Obstbäumen wachsende Gras wurde je nach Leistungsfähigkeit der Wiese mehrmals im Jahr gemäht und an das Vieh verfüttert. Die Bäume lieferten Obst, das zu Getränken (Most, Saft) oder zu Dörrobst verarbeitet wurde. Am Henschelberg finden sich noch heute im Gewann Zwerrenberg und Solberg sowie vereinzelt im gesamten unteren Hangbereich Streuobstwiesen.

Einen weiteren Hinweis auf die ehemals intensive Nutzung der Hänge am Henschelberg gibt eine frühe Forstbetriebskarte von Mos-



Abb. 1: Der Südosthang des Henschelbergs in einer Ansicht kurz nach der Jahrhundertwende (Bildquelle: Stadtarchiv Mosbach)



Abb. 2: Der Südosthang des Henschelbergs 1995 von einer ähnlichen Ansicht

(Aufnahme Münch)



Abb. 3: Der Südosthang des Henschelbergs in einer Ansicht kurz nach der Jahrhundertwende (Bildquelle: Stadtarchiv Mosbach)

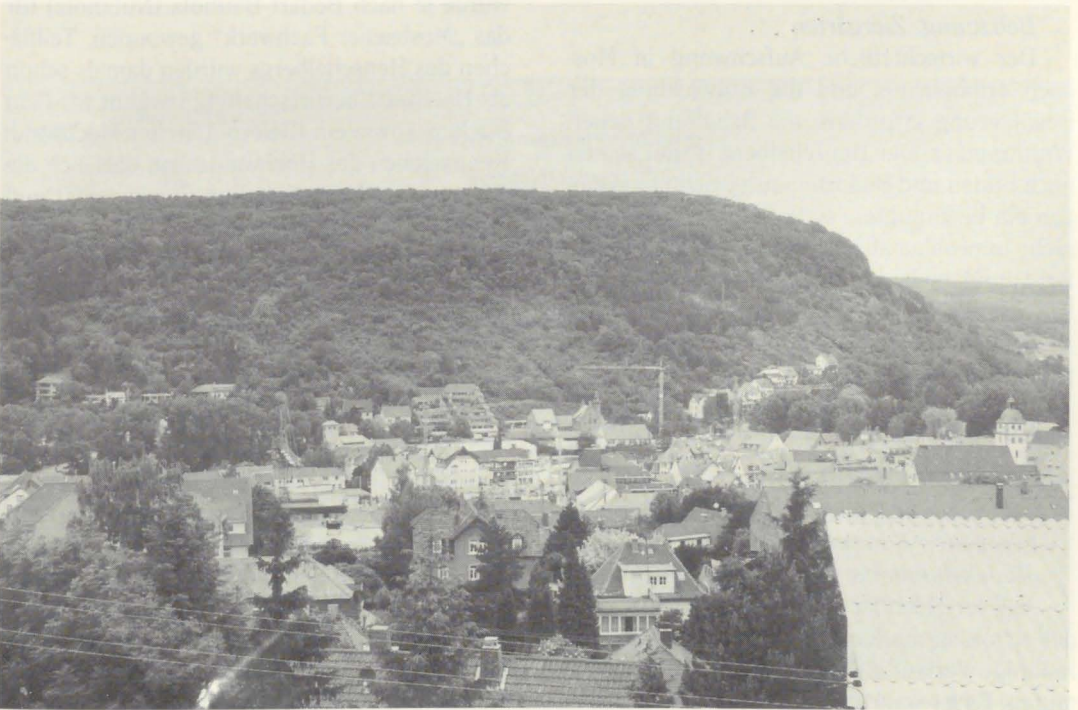


Abb. 4: Der Südosthang des Henschelbergs 1995 von einer ähnlichen Ansicht

(Aufnahme Münch)

bach aus dem Jahre 1841. Sie weist Nutzungsarten aus, die an den auf der Hochlage gelegenen Stadtwald angrenzen. Private Weinberge werden für die Gewanne Haftel, Muckensturm, Liebelsberg, Zwerrenberg, Henschelberg und Haubenstein genannt. Private Hackstücke sind im Bereich Zwerrenberg und Ochsenberg eingetragen. Private Ödungen werden nur nördlich des Haftels erwähnt.

Sozialbrache

Die Entwicklung der ökonomischen Rahmenbedingungen seit den 50er Jahren dieses Jahrhunderts (Wirtschaftswunder) ermöglichte es der Bevölkerung, auf einen bis dahin notwendigen Eigenbeitrag zur Versorgung mit landwirtschaftlichen Produkten zu verzichten. Als erstes wurden die arbeitsintensiven und ertragsschwachen Flächen aufgegeben. Es ist bei der Geländesituation am Henschelberg verständlich, daß die Flächen zu den ersten nicht mehr bewirtschafteten Flächen zählten. Es entstand die Sozialbrache und mit ihr ein völlig verändertes Landschaftsbild. Die Flächen sind nach ca. 40 Jahren der Nicht-Nutzung mit Sträuchern bestockt und werden sich allmählich zu Wald entwickeln (vgl. Abb. 1 bis 4).

Bebauung, Ziergärten

Der wirtschaftliche Aufschwung in Mosbach ermöglichte, und die Entwicklung der Bevölkerung erforderte die Schaffung neuen Wohnraumes. Der Henschelberg ist mit seinen nach Süden und Südosten ausgerichteten Hängen ein bevorzugtes, wenn auch städtebaulich nicht unproblematisches Wohngebiet. Mit der Bebauung hielt der Ziergarten am Henschelberg Einzug. Auch am Mittel- und Unterhang ist das Landschaftsbild dadurch einem markanten Umbruch unterlegen.

Landschaftsgestaltung durch Waldnutzung

Informationen über den Wald vor einer geregelten Forstwirtschaft des 19. Jahrhunderts

Auf der Hochfläche des Henschelbergs findet sich eine markante Geländekante. Der geradlinige Verlauf läßt eine Ackerrandstufe vermuten. Es ist wahrscheinlich, daß die Hochfläche des Henschelbergs wie die benachbarten

Kuppen des Hambergs und die gegenüberliegende Hochfläche des Hardbergs im Hochmittelalter gerodet war. Die Kuppe des Henschelbergs muß allerdings seit dem 14. Jahrhundert wieder bewaldet gewesen sein, wie aus dem Statut über die Feld- und Waldpolizei aus dem Jahre 1398 entnommen werden kann. Es enthält die Anmerkung „auch sol man in den drien weldern mit namen in dem Heisterberg (Henschelberg, d. Verf.) . . . nit hawen chein grün holtz . . .“ (zit. n. Renz 1912 S. 44).

Waldbeschreibungen aus den Anfängen der geregelten Forstwirtschaft

Nach dem ersten Forsteinrichtungswerk des Stadtwaldes Mosbach aus dem Jahre 1837 wurden die Waldungen auf dem Henschelberg zum größten Teil im Mittelwaldbetrieb bewirtschaftet. Einzelne starke Bäume, meist Buchen und Eichen (Oberholz) waren locker über der Fläche verteilt. Unter diesen starken Bäumen wuchsen Buchen, Hainbuchen, Ahorn und Eichen aus Stockausschlag (Unterholz). Das Unterholz diente der Brennholzproduktion und wurde regelmäßig (alle 30 Jahre) auf den Stock gesetzt. Aus den starken, meist weit über einhundert Jahre alten Bäumen des Oberholzes wurde je nach Bedarf Bauholz (Nutzholz) für das „Mosbacher Fachwerk“ gewonnen. Teilflächen des Henschelbergs wurden damals schon als Hochwald bewirtschaftet. Erwähnt wird ein Buchen- sowie ein Kiefern- Lärchen-Hochwald. Kennzeichen des Hochwaldes ist, daß sich die Bäume aus einem Keimling (Kernwuchs) und nicht aus Stockausschlag entwickeln. Kernwüchsige Bäume bilden bei entsprechender Pflege einen geraden, durchgehenden Stamm und damit eine höhere Nutzholzausbeute.

Die Forstwirtschaft des Stadtwaldes Mosbach steht im 19. Jahrhundert unter dem Spannungsfeld der Brennholzproduktion einerseits und der Steigerung der Nutzholzausbeute andererseits. Um 1900 waren ca. 58% des geplanten Holzeinschlags als Bürgerbrennholz und Gemeindeholz vorgesehen (vgl. Tab. 1). Die tatsächliche Sortenstruktur des Holzeinschlags setzte sich noch bis in die 20er Jahre zu über 80% aus Brennholz zusammen (vgl. Kramer 1987). Aus forstlicher Sicht sollte jedoch der Nutzholzanteil gesteigert werden, da nur Nutzholz Einnahmen in nennenswertem Umfang

Tab. 1: Geplante Gesamtnutzung (EfmB m.R.) und geplante Verwendung (Fm) des Stadtwaldholzes pro Jahr im Einrichtungswerk von 1907

Berechtigungs- holz	Besoldungs- holz	Bürger- abgabeholz in Fm	Gemeinde- bedarf	„Nutzholz“ Fm	geplante Gesamtnutzung EfmB m.R.
49,25	104,41	2322,15	80,00	1844,40	4400,00
58%				42%	100%

für die Gemeinde erbrachte. Der Wald war damals eine bedeutende Einnahmequelle für die Gemeinden. Erst im Laufe der 50er Jahre ging der Brennholzanteil bedingt durch geänderte Heiztechniken in den privaten Haushalten deutlich zurück.

Naturverjüngung der Buchenwälder auf dem Henschelberg um 1900

Zum Zeitpunkt der Jahrhundertwende wuchsen auf dem Plateau des Henschelbergs typische Buchen-Mittelwälder mit Baumhöhen von lediglich 19 bis 21 Meter für das Oberholz. Dieser zum größten Teil aus Stockausschlägen bestehende Wald wurde im Laufe von 30 Jah-

ren durch stetige Holznutzung verjüngt. Ziel war es, einen aus Kernwüchsen aufgebauten Hochwald zu erziehen. Das Ergebnis der damaligen Naturverjüngung einschließlich weiterer Pflegemaßnahmen ist der heute ca. 70 bis 90jährige Hochwald. Die Bäume haben Höhen von über 25 Meter erreicht und ihr Höhenwachstum ist noch nicht abgeschlossen.

Aus den Wirtschaftsbüchern der Forsteinrichtungsperioden 1897/1906, 1906/1926 und 1926/1936 läßt sich das waldbauliche Vorgehen am Beispiel des ca. 30 ha großen Waldortes „Zwerrenberg“ auf dem Plateau des Henschelbergs zahlenmäßig rekonstruieren. 1907 stockte ein Mittelwald mit typischer Stamm-

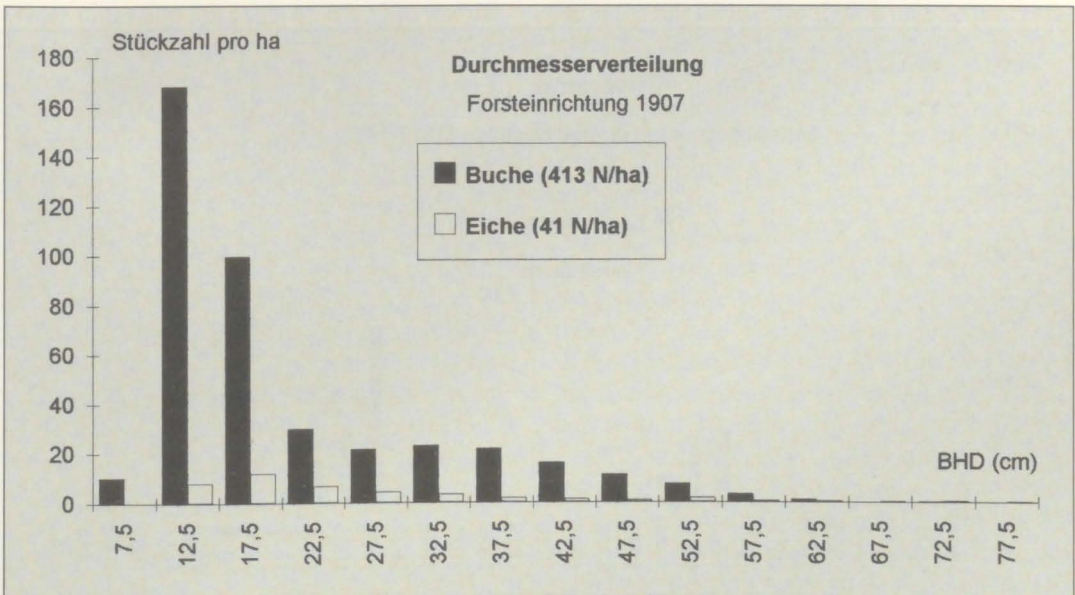


Abb. 5: Stammzahlverteilung nach einer Vollklappung von 1907 auf 10 ha für den Waldort „Zwerrenberg“ im Stadtwald Mosbach (Distr. V, Abt. 3; alt: Distr. III, Abt. 13)

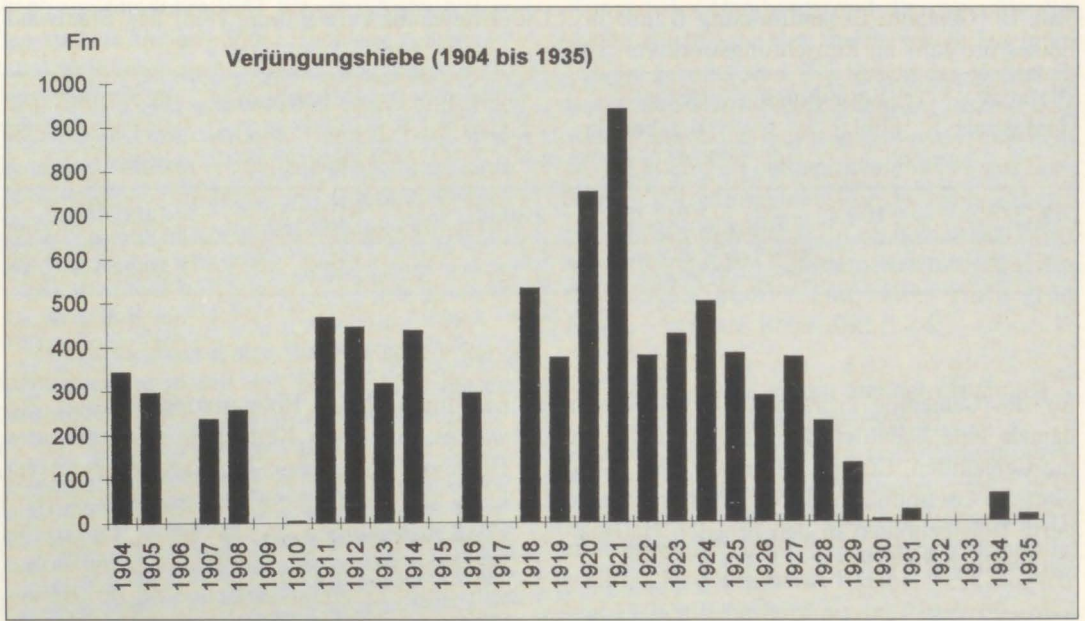


Abb. 6: Verjüngungshiebe im Waldort „Zwerrenberg“ des Stadtwaldes Mosbach (Distr. V, Abt. 3; alt: Distr. II, Abt. 13) in den Forsteinrichtungsperioden 1897–1936

zahlverteilung gegliedert nach den Brusthöhendurchmessern (BHD)¹ auf der Fläche (Abb. 5). Dreiviertel der ca. 450 Stämme pro ha

hatten einen geringeren Brusthöhendurchmesser als 25 cm. Dieses Kollektiv bildete damals das Unterholz. Das Oberholz bestand aus Bu-

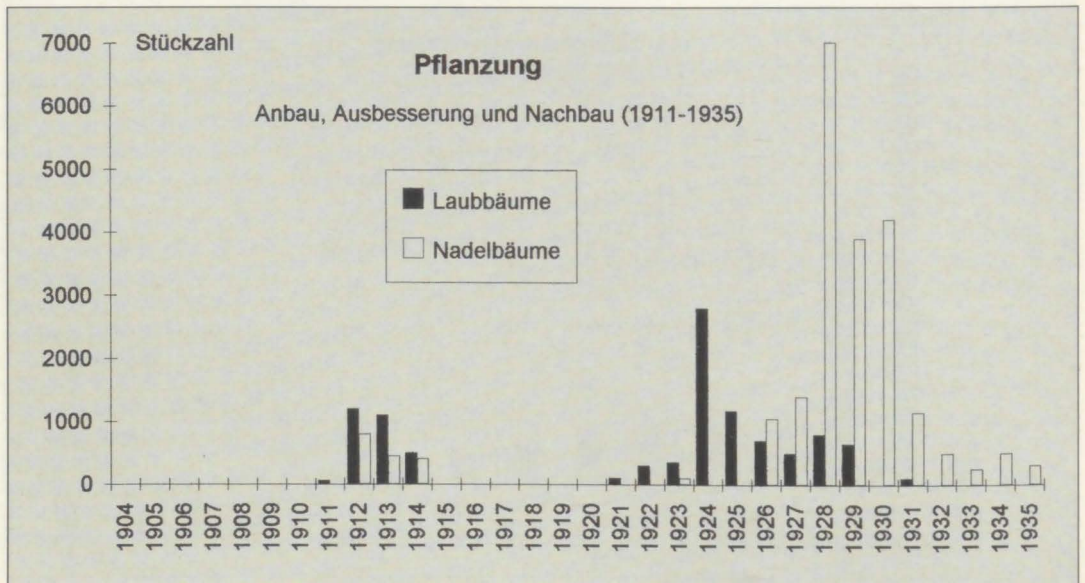


Abb. 7: Pflanzungen (Anbau, Ausbesserung und Nachbau) bei der Naturverjüngung 1911–1935 im Waldort „Zwerrenberg“ der Stadt Mosbach (Distr. V, Abt. 3; alt: Distr. III, Abt. 13)

Tab. 2: Nadelbäume am Henschelberg und ihr Alter (Stand Forsteinrichtungswerk 1986)

	> 140 Jahre	um 80 Jahre	40–35 Jahre	30 Jahre	25 Jahre	20 Jahre	Summe
Kiefer (Bestandestyp)	12,2 ha KI/BU	0,6 ha KI/LAE/BU	0,5 ha KI/LAE/BU			1,0 ha KI/BU	14,3 ha
Lärche (Bestandestyp)		0,1 ha KI/LAE/BU	0,1 ha KI/LAE/BU				0,2 ha
Schwarzkiefer (Bestandestyp)			0,3 ha SKI/LAE	2,2 ha SKI/FI	2,0 ha SKI		4,5 ha
Douglasie (Bestandestyp)				0,1 ha FI/DGL		0,1 ha FI/DGL	0,2 ha
Fichte (Bestandestyp)				0,7 ha SKI/FI		0,3 ha FI/DGL	1,0 ha
Summe	12,2 ha	0,7 ha	0,9 ha	3,0 ha	2,0 ha	1,4 ha	20,2 ha

chen und wenig Eichen, die Bruthöhendurchmesser von ca. 30 bis über 50 cm erreichten und den Hauptteil des Holzvorrates bildeten.

Zum Zeitpunkt der Einleitung der Verjüngung wurden jährliche Hiebmassen von ca. 300 Festmeter (Fm)² entnommen. Nach 1910 wurden die Hiebmassen angehoben und erreichten um 1920 mit über 900 Fm den Höhepunkt. Anschließend fallen die Hiebmassen wieder unter 500 Fm (Abb. 6). Bis 1930 war der Bestand vollständig mit Buche verjüngt und es stockte eine neue Waldgeneration, in Teilen schon 30 Jahre alt, auf der Fläche. Es kann davon ausgegangen werden, daß die aus Naturverjüngung hervorgegangenen Buchen zum großen Teil aus den besonders ergiebigen „Samenjahren“ von 1888 und 1893 stammen. Erst zum Ende der Bestandesverjüngung erfolgten im größeren Umfang Pflanzungen (Abb. 7). Anfänglich erfolgten die Pflanzungen mit Laubbäumen. Erst nach der Forsteinrichtung von 1926 wurden bevorzugt Nadelbäume gepflanzt. Im gesamten Zeitraum von 1911 bis 1935 wurden 32 825 Pflanzen auf einer Fläche von 5,1 ha eingebracht.

Nadelbaumaufforstungen am Henschelberg

Die Henschelbergkuppe wird von Laubbäumen, im besonderen von der Buche dominiert.

Nur an wenigen Orten am Randbereich der Waldfläche, wo die Standortverhältnisse ungünstiger werden, finden sich Nadelbaumbeimischungen bzw. Nadelbaumaufforstungen. Es lassen sich drei Wellen von Nadelbaumanpflanzungen unterscheiden: Kiefern-Buchen-Wälder aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Zwei kleinere Anpflanzungen mit Kiefern und Lärchen um die Jahrhundertwende und Nadelbaumaufforstungen mit Fichte, Douglasie und Schwarzkiefer aus den 50er und 60er Jahren unseres Jahrhunderts (vgl. Tab. 2).

Die waldbauliche Zielsetzung bis zur Jahrhundertwende sah umfangreiche Nadelbaumaufforstungen nur für „Ödland“ bzw. für den Umbau von gering bestockten Mittelwäldern vor. Entsprechend finden sich am Henschelberg aus dem letzten Jahrhundert nur auf den flachgründigen Standorten im Übergangsbereich zu den Hanglagen Nadelbaumbeimischungen. Damals wurde die Kiefer als Pionierbaumart auf devastierten Standorten bevorzugt. Der Kiefern-anbau am Henschelberg reicht jedoch bis in das 18. Jahrhundert zurück. Das erste Forsteinrichtungswerk von 1837 beschreibt oberhalb des Gewannes Haftel eine ca. 8 bis 10jährige Kiefern-Lärchen-Kultur. An einem heute nicht mehr zu lokalisierenden Ort werden Kiefern mit einem Alter von ca. 55 Jahren genannt.

Nach 1900 setzte mit einem Höhepunkt in den 20er Jahren ein verstärkter Nadelbaumbau unter dem Einfluß der „Bodenreinertragslehre“ ein. Diese forstliche Schule stellte die Rentabilität eines Waldes in den Mittelpunkt. Hohe Gelderträge in relativ kurzer Zeit und damit eine hohe Rentabilität ließen sich nur mit Nadelbäumen erzielen. Am Henschelberg finden sich nur zwei kleinere Lärchenbestände aus dieser Zeit. Die Einleitung der Verjüngung auf Buche am Henschelberg hat um 1900 begonnen, bevor die Bodenreinertragslehre in der Praxis Fuß fassen konnte. Wäre mit der Verjüngung erst in den 20er Jahren begonnen worden, würde der Henschelberg heute vermutlich ein anderes Waldbild aufweisen. Die ab 1926 in die vorhandene Buchennaturverjüngung gepflanzten Nadelbäume (vgl. Abb. 7) konnten sich gegenüber der an diesem Standort besonders konkurrenzkräftigen Buche nicht durchsetzen und wurden von der Buche überwachsen. Ein Zurückdrängen der Buche zu Gunsten der Fichte durch forstliche Maßnahmen unterblieb am Henschelberg, nachdem sich die Forstwirtschaft seit Mitte der 30er Jahre von der „Bodenreinertragslehre“ wieder abgewendet hatte.

Die Nadelbaumaufforstungen der 50er und 60er Jahre fallen mit der Nutzungsaufgabe der Hangflächen am Henschelberg zusammen. Im Bestreben, Teilflächen der Hanglagen einer weiteren geregelten Nutzung zuzuführen, wurden einzelne Parzellen mit Schwarzkiefer und anderen Nadelbaumarten aufgeforstet. Die Schwarzkiefer als submediterrane Art und mit ihrem natürlichen Vorkommen im ostalpinen Raum auf Kalk- und Dolomitunterlagen (Herkunft austriaca) im Kontaktbereich zu geringwüchsigen Eichen-Buchen-Wäldern (Mayer 1984) schien für die Standorte am Henschelberg besonders geeignet. Zumal am gegenüberliegenden Hamberg eine Schwarzkiefernaufforstung aus den 30er Jahren gelungen war. Die Erwartungen, die an die Schwarzkiefern gestellt wurden, haben sich jedoch nicht erfüllt. Heute handelt es sich um geringwüchsige Baumhölzer, die langfristig in einen standortsheimischen Laubwald überführt werden sollen.

Ein Waldbau auf standörtlicher Grundlage wird auch in Zukunft die Nadelbäume, im besonderen die Fichte, nur untergeordnet bei der

Planung am Henschelberg berücksichtigen. Die forstliche Standortskartierung von 1986 weist 60 ha als ungeeignet und 68 ha als wenig geeignet bis möglich für einen Fichtenanbau aus. Trotzdem ist die Fichte eine bedeutende Wirtschaftsbaumart. Ihre klassische Verwendung als ökologischer, nachwachsender Rohstoff im Bausektor wird ihr auch künftig eine hohe Wertschätzung einbringen. Auf geeigneten Standorten, wie sie zum Beispiel im Buntsandstein-Odenwald gegeben sind, wird deswegen die Fichte im Stadtwald Mosbach weiterhin angebaut werden. Kleinflächige Mischungsformen für die Nadelbäume mit einer Flächenausdehnung von ein bis zwei Baumrängen in Buche oder Mischbestände mit einer Beteiligung von mindestens 30% Laubbäumen werden angestrebt.

Das Programm Naturnaher Waldbau am Henschelberg

Primäres Ziel der Forstwirtschaft ist es, alle Waldfunktionen (Nutz-, Schutz- und Erholungsfunktion) nachhaltig sicherzustellen (MLR 1993). Gerade am Henschelberg werden alle Funktionen konkurrierend, aber auch harmonisierend vom Menschen in Anspruch genommen (vgl. Häusler 1984). Es handelt sich auf dem Plateau des Henschelbergs um sehr leistungsfähige Buchenstandorte, auf denen der nachwachsende Rohstoff Holz auch unter den derzeitigen ungünstigen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen für die Forstwirtschaft mit einem Deckungsbeitrag für den Forsthaushalt der Stadt Mosbach genutzt werden kann. Durchforstungsstrategien, die auf die Stabilität des Einzelbaumes und einen geradschaftigen, wertvolleren Stamm ausgerichtet sind, sollen zu einem gegen Umwelteinflüsse (z. B. Sturm) stabilen Wald führen und eine risikoarme Produktion von wertvollem Holz auf Dauer sicherstellen. Dieses Nutzungsziel beinhaltet zwangsläufig eine Wald- und damit Landschaftsgestaltung am Henschelberg durch den Menschen. Mit diesem Nutzungsziel lassen sich andere Ansprüche zum Teil auf der ganzen Fläche oder aber durch Flächentrennung harmonisieren. Ein Biotop- und Artenschutz durch Belassen von wirtschaftlich unbedeutenden, absterbenden Bäumen (Totholz) auf der ganzen Fläche oder die natürliche Verjüngung der Buche

chenbestände mit standortsheimischen Baumarten, wie dies am Solberg zur Zeit praktiziert wird, sind ein Beispiel für gemeinsame Ziele auf der ganzen Fläche. Die Bewirtschaftung im außerregelmäßigen Betrieb (arB) bzw. als „Dauerbestockung“ der Buchenbestände im Randbereich zur offenen Landschaft (Naturschutzgebiet) als wichtiges Bindeglied und Rückzugsgebiet wärmeliebender Pflanzen und Tiere ist als ein Element der Flächentrennung zu nennen. In diesen Beständen werden bizarre Baumformen, höhere Totholzanteile und kleinstflächig unterschiedliche Waldstrukturen durch eine extensive Nutzung gefördert. Die ehemals gegenüber dem Naturschutz konkurrierende Nutzung der Nadelbaumaufforstungen auf den warm-trockenen Standorten gehören damit der Vergangenheit an. Jedoch werden die Nadelbaumbestände noch einige Jahrzehnte Bestandteil der Landschaft sein. Die Entwicklung hin zu Wald auf den ehemals landwirtschaftlich genutzten Flächen ist eigentlich kein Konflikt zwischen Naturschutz und Forstwirtschaft, da die Entwicklung hin zu Wald ohne aktives Zutun durch die Forstwirtschaft erfolgt. Ein konkurrierendes Element ist die nur schwach ausgeprägte vertikale Struktur in den Buchenbeständen aus der Sicht des Naturschutzes. Waldbewirtschaftung ist immer mit einem Wirtschaftsziel (aktuell im öffentlichen Wald: starkes und wertvolles Holz) verbunden und wird dadurch zwangsläufig einen nivellierenden Einfluß auf die mögliche Vielfalt von vertikalen und horizontalen Waldstrukturen haben. An anderen Orten des Stadtwaldes werden unter der Maßgabe, starkes und wertvolles Holz zu nutzen, Nutzungsstrategien und Naturverjüngungsverfahren erprobt, die in ihrer Konsequenz zu einem strukturreicheren Waldaufbau führen werden. Wenn in 20 bis 40 Jahren (!) die Buchenbestände auf dem Henschelberg zur Verjüngung anstehen und dann noch die heutigen Naturschutz- und forstwirtschaftlichen Zielsetzungen gelten, besteht die Möglichkeit, die Bestände durch ein langfristiges Verjüngungsverfahren in einen „strukturreicheren“ Aufbau zu überführen.

Konkurrierende Nutzungsansprüche ergeben sich zwischen Erholungssuchenden und dem Belassen von Totholz entlang der Wege. Die Verkehrssicherung erfordert die Entnahme

von abgestorbenen Bäumen im Bereich der Wege, obwohl es sich um besondere Kleinbiotope (Totholz) handelt und es sich aus forstwirtschaftlicher Sicht meist um indifferente, absterbende Bäume handelt, von denen weder eine Massenvermehrung von Insekten noch ein kostendeckender Geldertrag zu erwarten ist.

160 Jahre planmäßige Forstwirtschaft am Henschelberg (das erste Forsteinrichtungswerk der Stadt Mosbach wurde 1837 erstellt) haben einen Wald trotz unterschiedlichster Nutzungsansprüche in Vergangenheit und Gegenwart erhalten, der hohe Naturschutz-, Erholungs- und Holznutzungspotentiale für die Zukunft beinhaltet. Angemerkt werden darf, daß auch glückliche Umstände dazu beigetragen haben. Wären die Buchenbestände aus dem letzten Jahrhundert erst zum Höhepunkt der Bodenreinertragslehre in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts und nicht schon um 1900 verjüngt worden, würde das heutige Waldbild mit großer Wahrscheinlichkeit einen höheren Fichtenanteil aufweisen.

Naturschutz am Henschelberg

Schon 1940 wurde am Henschelberg auf drei Teilflächen ein 8,14 ha umfassendes Naturschutzgebiet ausgewiesen. Schutzzweck war der Erhalt der Steppenheidegebiete. Unter Steppenheidegebieten verstand man damals Pflanzengesellschaften, die mediterrane Florenelemente und osteuropäische Waldsteppenelemente beherbergten und dabei weitgehend gehölzfrei waren. Aus heutiger Sicht haben sich diese Florenelemente ausgehend von lichten und sonnendurchwärmten Buschwäldern auf Flächen, die vom Menschen niederwaldartig bewirtschaftet oder durch Schafe beweidet wurden, ausgebreitet. Am Henschelberg stellen die Bereiche um die Schaumkalkbänke die natürlichen Ausbreitungszentren dar. Besonders gut hatte sich die „Steppenheidevegetation“ an den flachgründigen südexponierten Oberhanglagen, die einer Beweidung unterlagen, entwickelt.

Die Ausweisung der ersten Naturschutzgebiete am Henschelberg fällt in die frühe Phase des Naturschutzes. Im Mittelpunkt stand der Heimatschutz durch Natur- und Landschaftsschutz. Nach damaligem Verständnis reichte eine bloße Unterschutzstellung aus, um ein

schutzstellung aus, um ein Naturgebilde oder eine Landschaft zu erhalten bzw. um es vor den veränderten Eingriffen neuer Nutzungsformen zu bewahren. Dabei wurde das Entwicklungspotential einer Landschaft unterschätzt, wenn bisher übliche Nutzungsformen nicht beibehalten werden. Die Landschaft wurde zu statisch gesehen. Die allmähliche Verbuschung auf Grund von Nicht-Nutzung der ehemals als „natürlich“ angesehen „Steppenheidegebiete“ am Henschelberg bestätigen dies. Andererseits haben sich in den Schutzgebieten am Henschelberg trotz Sukzession seltene, wärmeliebende Pflanzen und Tiere erhalten, die weiterhin die Schutzwürdigkeit der Gebiete rechtfertigen.

1990 wurde das seit 1940 in drei Teilen bestehende Naturschutzgebiet vergrößert und zusammengefaßt. Es erstreckt sich heute entlang des gesamten Oberhangs und umfaßt eine Fläche von 46 ha. Das Naturschutzgebiet bildet mit dem Landschaftsschutzgebiet Henschelberg (160 ha) eine Einheit. Das kombinierte Natur- und Landschaftsschutzgebiet ist Bestandteil der unmittelbar an die Siedlungen von Mosbach angrenzenden Schutzgebiete (NSG Hamberg, LSG Neckartal III, Nüstenbachtal und Elzbachtal), mit denen die Vielfalt und Schönheit des Elzmündungsbereiches erhalten und geschützt werden soll (vgl. BNL 1994).

Der Schutzzweck wurde gegenüber der früheren Verordnung um den Gedanken der aktiven Erhaltung und Pflege der vielfältigen Lebensräume erweitert. Ein Pflegeplan der Naturschutzverwaltung trägt der Tatsache Rechnung, daß viele Landschaftselemente am Henschelberg durch den Menschen entstanden sind und nur durch Aufrechterhaltung der ehemaligen Nutzung oder durch eine den alten Nutzungen gleichkommende neue Nutzung (Pflege) erhalten werden können. Erschwerend tritt jedoch am Henschelberg hinzu, daß das heutige Landschaftsbild ein Produkt ehemaliger intensiver Landnutzung bis in die 30er Jahre und einer von da ab ca. 40 bis 50jährigen Nicht-Nutzung darstellt. Auf manchen Parzellen müßte demnach ein „Nicht-Nutzungsstadium“ durch pflegende Eingriffe aufrecht erhalten werden.

EIN RESÜMEE — WOLLEN/ SOLLEN WIR DIE LANDSCHAFT AM HENSCHELBERG NUTZEN?

Ausgehend von den vielfältigen naturräumlichen Gegebenheiten hat der Mensch im Laufe der Jahrhunderte den Henschelberg zu einem struktur- und artenreichen Landschaftsausschnitt gestaltet. Dabei hat er auch zu früheren Zeiten schwerwiegend in den Landschaftshaushalt eingegriffen. Die Rodung der lichten Wälder und Gebüsch mit anschließender Terrassierung des Hanges ist hier zu nennen. Diese Eingriffe in die Landschaft erfolgten jedoch für heutige Verhältnisse sehr langsam und erstreckten sich über einen längeren Zeitraum. Damit bestand für die Pflanzen und Tiere die Möglichkeit, sich den langsam ändernden Umweltbedingungen anzupassen. Wie gezeigt wurde, haben sich dadurch einige, vor allem wärmeliebende Arten, ausgebreitet.

Heute vollzieht sich am Henschelberg wiederum ein Landschaftswandel, der in seinen Ausmaßen mit denen der Waldrodung bzw. der Terrassierung durchaus vergleichbar ist. Drei Entwicklungslinien sind dabei zu unterscheiden.

- Eine langsame, jetzt schon über viele Jahrzehnte anhaltende Sukzession auf den nicht mehr bewirtschafteten Flächen. Hier handelt es sich um Zeitdimensionen, die auch den Pflanzen und Tieren genügend Reaktionspielraum belassen. Die wärmeliebenden Arten werden allmählich auf die naturbedingten trocken-warmen Standorte zurückgedrängt. Andere Arten breiten sich aus und stabilisieren ihr Vorkommen. Dieser langsam verlaufende Prozeß führt zu einer Verschiebung des Artengefüges. Manche Arten, wie zum Beispiel die Heidelerche, sind dem Naturraum (wieder?) verloren gegangen.
- Ein schnell verlaufender Landschaftswandel im Bereich des Baugebietes. Die veränderten sozioökonomischen Bedingungen haben den Henschelberg zu einer bevorzugten Wohnlage werden lassen. Die Bebauung und Anlage von Ziergärten führt zu einem abrupten Bruch in der Landschafts- und damit Biotoptradition. Nur durch len-

kende Eingriffe über das Instrumentarium Bauleitplanung und Grünordnungsplan könnten auch im Baugebiet historische Landschaftselemente und damit der gewohnte Charakter des Henschelbergs erhalten werden. Darüber hinaus wurden mit der Ausweitung des Naturschutzgebietes große Flächen der Hanglagen vor einem schnellen Wandel bewahrt und vor allem die von Natur aus trocken-warmen Standorte dauerhaft geschützt.

- Eine konstante, über Jahrzehnte anhaltende landschaftsverträgliche Nutzung durch Forstwirtschaft und seit kurzem durch die wieder aktivierte Schafbeweidung sind konstante Elemente. Eine 160jährige planmäßige Forstwirtschaft hat entsprechend den jeweiligen Zeitströmungen das Landschaftsbild am Henschelberg verändert. Auf Grund der hohen Lebenserwartung von Bäumen wirken diese Veränderungen auch dann noch, wenn der sich inzwischen gewandelte Zeitgeist diese „Maßnahmen“ (z. B. Schwarzkiefernauflorungen) kritisch beurteilt. Trotz (oder wegen?) der forstlichen Nutzung konnte in den Buchenwäldern ein hohes Schutz- (z. B. wärmeliebender Waldgesellschaften an den Randlagen), Erholungs- und Holznutzungspotential für die Zukunft gesichert werden.

Nutzung steht nicht im Widerspruch zur Vielfalt, Schönheit und Artenreichtum des Henschelbergs, wenn sie landschaftsverträglich und umsichtig erfolgt. Dies setzt jedoch die Akzeptanz einer Landschaftsentwicklung voraus. Allerdings sind damit Veränderungen im Struktur- und Artengefüge, aber auch Selbstbeschränkungen zum Beispiel bei den heutigen technischen Möglichkeiten der intensiven Bebauung in Hanglagen oder Rücksichtnahme auf die Tier- und Pflanzenwelt bei der Erholung in der Landschaft verbunden.

Forstdirektor W. Kramer ist seit 1972 Leiter des Staatlichen Forstamtes Mosbach. Dr. D. Münch war von Juni 1994 bis Juni 1995 Forstreferendar am Staatlichen Forstamt Mosbach.

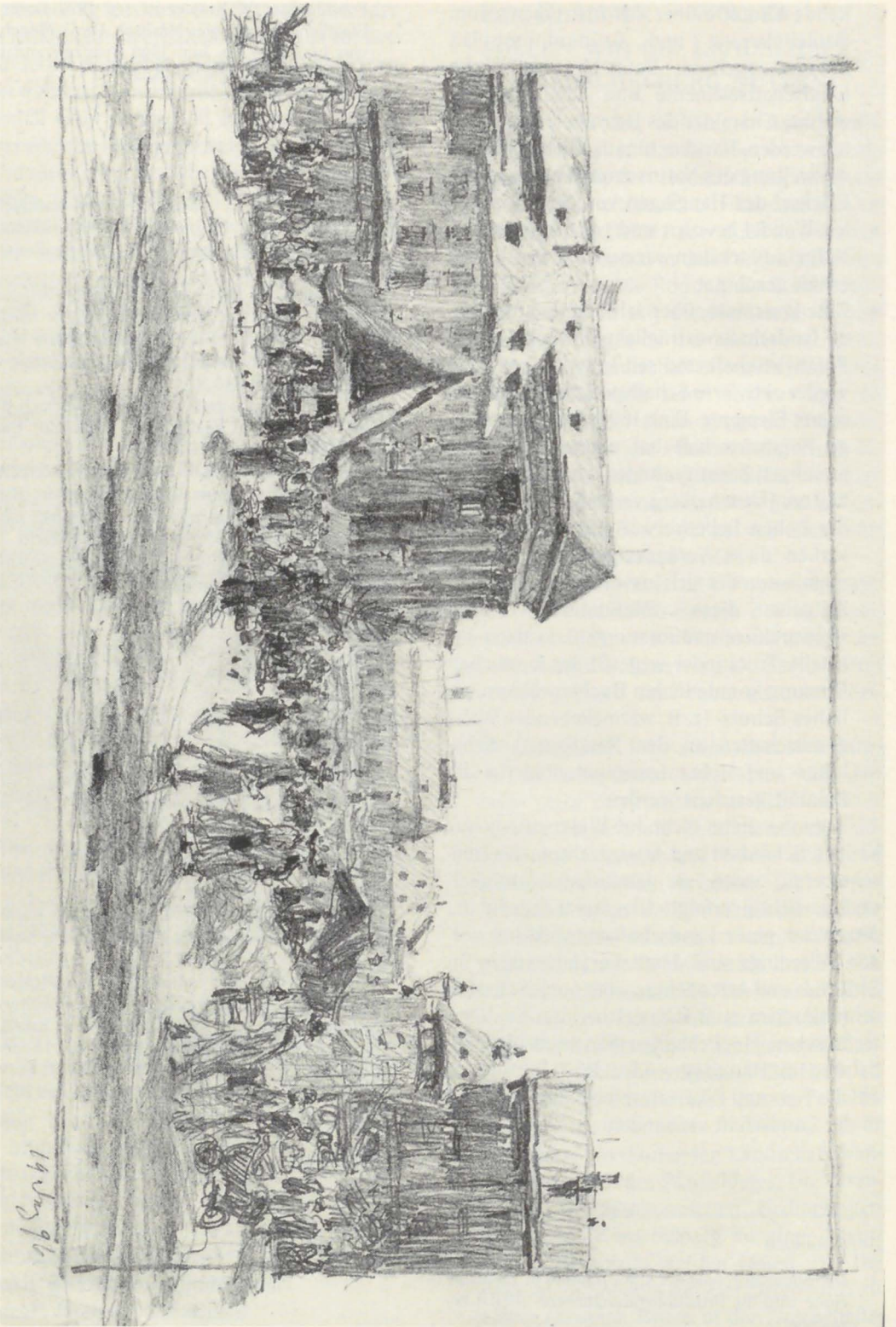
Literatur

- BNL (1994): Hamberg und Henschelberg. Naturschutzgebiete um Mosbach. Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Karlsruhe (BNL), Informations- und Wanderkarte 1:7500.
- Erläuterungen zur Standortkarte (1986): Erläuterungen zu der Standortkarte des Forstbezirk Mosbach. Forstliche Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg, Abt. Botanik und Standortkunde (Kartierung Schappert) 340 S.
- Grassl, A. M., Gensheimer, W. (1993): Mosbach. Fachwerkstadt zwischen Neckar und Odenwald. Edition Braus Heidelberg, 96 S.
- Häusler, Th. (1984): Der Henschelberg im Forstbezirk Mosbach. Konkurrierende Waldfunktionen im stadtnahen Landschaftsschutz- und Naturschutzgebiet. Landespflegearbeit Forstamt Mosbach, unveröffentlicht, 76 S.
- Kramer, W. (1987): Zur Geschichte des Holzeinschlages im Stadtwald Mosbach seit dem Jahre 1837. 150 Jahre planmäßige Waldwirtschaft. Forstamt Mosbach, unveröffentlicht, 38 S.
- Mayer, H. (1984): Waldbau auf soziologisch-ökologischer Grundlage. Gustav Fischer, Stuttgart, New York 513 S.
- Meszmer, F. S. (1992): Weinbau und Weinberganlagen in Mosbach. In: Mosbacher Jahreshefte 1992, 110–122.
- MLR Baden-Württemberg (1993): Wald, Ökologie und Naturschutz. Ministerium für Ländlichen Raum, Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, Baden-Württemberg (Hrsg.) 128 S.
- Renz, J. (1912): Vorträge über die Geschichte der Stadt Mosbach. Erstes Heft: Mosbachs Anfang und Entwicklung. (zit. n. Simon 1986).
- Schmithüsen, J. (1952): Erläuterungen zur Karte der Naturräumlichen Gliederung. Blatt 161 Karlsruhe, Stuttgart
- Simon, W. (1986): Der Henschelberg bei Mosbach – Veränderung und Bedeutung einer alten Kulturlandschaft und mögliche Maßnahmen zu ihrer Erhaltung. Diplomarbeit Institut für Mikrobiologie und Landeskultur, Universität Giessen, unveröffentlicht, 131 S.
- Weitere Quellen: Forsteinrichtungswerke von 1837 bis 1986

Anmerkungen

- 1 Der Stammdurchmesser eines Baumes in 1,3 Meter Höhe wird als Brusthöhendurchmesser (BHD) bezeichnet.
- 2 Fm = Festmeter. Gebräuchliche Bezeichnung in der Forstwirtschaft für einen Kubikmeter Holz.

Anschrift der Autoren:
Dieter Münch und Werner Kramer
Staatliches Forstamt Mosbach
Pfalzgraf-Otto-Straße 4
74821 Mosbach



Hans-Thoma-Tag 1995 in Bernau

Die Gemeinde Bernau hat in diesem Jahr den 47. Hans-Thoma-Tag gefeiert. Das idyllische Dorf im südlichen Hochschwarzwald, am Fuße des Herzogenhorns – mit 1415 Metern zweithöchster Schwarzwaldberg – gelegen, erinnert jährlich am zweiten August-Wochenende mit diesem Fest an ihren bekanntesten Sohn, den Maler, Kunstprofessor und Galeriedirektor Hans Thoma, der hier als Bauernsohn 1839 geboren und 1924 als Galeriedirektor in Karlsruhe gestorben ist.

Mit diesem Kunst- und Heimatfest ist die Verleihung des Baden-Württembergischen Staatskunstpreises, des Hans-Thoma-Preises, verbunden.

Der Staatspreis wurde 1949 vom damaligen Badischen Staatspräsidenten Leo Wohleb auf Betreiben des früheren Bürgermeisters von Bernau, Dr. Ludwig Baur, ins Leben gerufen. Bis 1971 wurde die größte Auszeichnung des Landes für bildende Künstler jährlich verliehen und war mit 10 000 Mark dotiert. Der Preis erfuhr dann eine finanzielle Aufwertung, wurde auf 20 000 Mark aufgestockt, wird aber fortan nur noch alle zwei Jahre verliehen.

Für den diesjährigen, 34. Hans-Thoma-Staatspreis, entschied sich eine unabhängige, siebenköpfige, vom Stuttgarter Ministerium für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst jeweils neuberufene Jury für den Karlsruher Maler und Zeichner ALBRECHT von HANCKE.

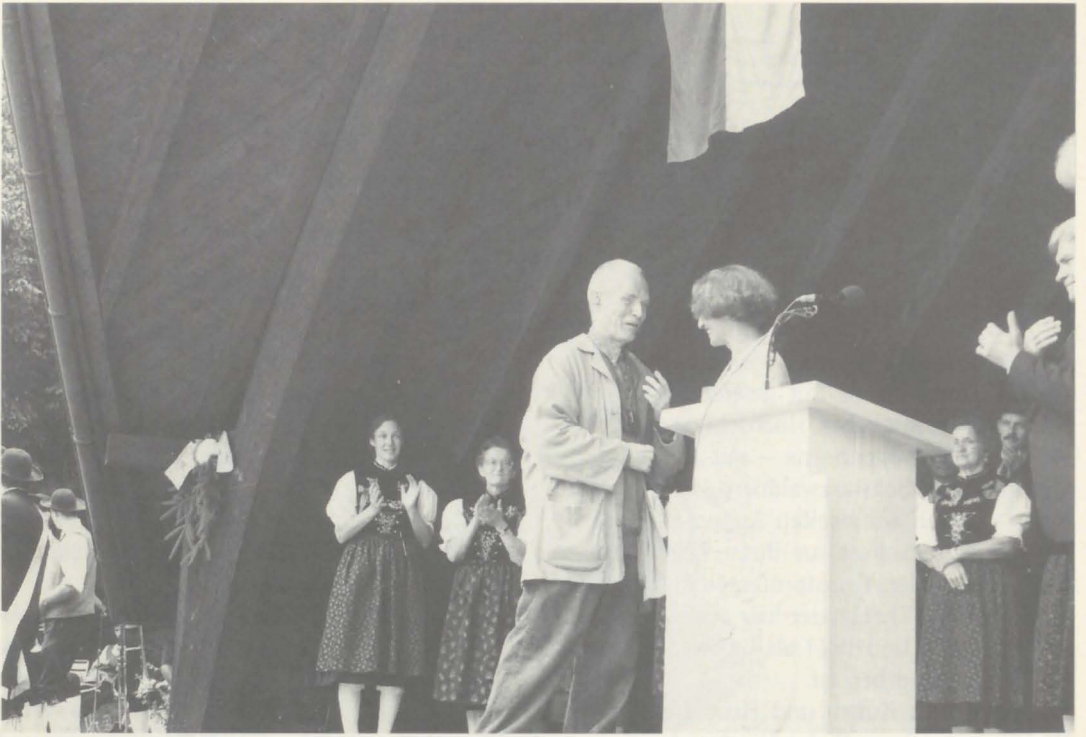
Als Vertreterin der Landesregierung überreichte Ministerialdirektorin Susanne Weber-Mosdorf den Preis an den 71jährigen Künstler, sein Werk würdigte in einer Feierstunde im Bernauer Kurpark Professor Dr. Christian Lenz, stellvertretender Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen München und einer der besten Kenner des diesjährigen Preisträgers.

Albrecht von Hancke, 1924 in Breslau geboren, studierte an der Münchner Akademie, bevor er 1963 Leiter einer Zeichenklasse an der Staatlichen Akademie in Karlsruhe wurde. 1964 wurde er zum Professor berufen und seitdem fühlt er sich mit Baden-Württemberg eng verbunden, eine der Voraussetzungen für den Erhalt des Thoma-Staatspreises.

Susanne Weber-Mosdorf bezeichnete Albrecht von Hancke als einen bedeutenden Maler und Zeichner, der in der deutschen zeitgenössischen Kunst einen bemerkenswerten Platz einnimmt, aber auch als anregender und produktiver Lehrer an der Karlsruher Akademie tätig war. Mit der Entscheidung für ihn sei das hohe Niveau des Landespreises aufs Neue bekräftigt worden. Weber-Mosdorf führte weiter aus, daß von Hanckes Geburtsjahr mit dem Todesjahr von Hans Thoma zusammenfalle und diese zeitliche Überschneidung der Lebensdaten wohl die einzige Verwandtschaft zwischen diesen beiden so extrem gegensätzlichen Künstlernaturen ausmachen würde. Dies liege nicht nur an den auseinanderfallenden Epochen, sondern im gänzlich verschiedenen Temperament, Charakter und künstlerischen Wollen der beiden Maler begründet.

Albrecht von Hancke erhielt den Preis in Würdigung seines Lebenswerkes, in dessen Mittelpunkt die Auseinandersetzung mit dem Menschen steht.

„Wer sich den Werken Albrecht von Hanckes nähere, müsse sich mit der menschlichen Figur wie mit der untrennbaren Einheit von Körper, Fläche und Raum befassen – darin liege die doppelte Besonderheit dieser Kunst“ sagte Professor Dr. Christian Lenz in seiner Laudatio. Er hob auf die strenge Selbstkritik des Preisträgers ab, dessen künstlerisches Werk nur etwa 60 Ölgemälde und 400 Zeich-



Albrecht von Hancke und Susanne Weber-Mosdorf

Foto: Ulrike Spiegelhalter



Albrecht von Hancke und Bürgermeister Kistler

Foto: Ulrike Spiegelhalter



Während der Laudatio von Professor Lenz

Foto: Ulrike Spiegelhalter



Die Bernauer Trachtenvereine

Foto: Ulrike Spiegelhalter



Albrecht von Hancke mit dem „Bernauer Trachtenhut“

Foto: Ulrike Spiegelhalter



Stehend sangen die Festgäste die Badische Nationalhymne „Hoch Badner Land“.

Foto: Ulrike Spiegelhalter

nungen umfaßt. So blieben von dreißig Blättern nur ein bis zwei erhalten und die Arbeit an einem Gemälde erstreckte sich meistens über ein ganzes Jahr, manchmal über noch längere Zeit.

„Die Zeichnungen entstehen alle nach dem lebenden, fast ausschließlich weiblichen Aktmodell. Grundlage von Hanckes Kunst ist also die Naturanschauung – seine Figuren hat er seit je aus einer plastischen Vorstellung heraus geschaffen“ so Professor Lenz.

Von Hancke hat hauptsächlich Einzelfiguren geschaffen, gemalt in höchst differenzierten Tonwerten der Grau- und Ockerskala. Um Professor Lenz weiter zu zitieren – „Hanckes Figuren erinnern uns daran, was Stehen, Gehen, Schreiten, Sitzen und Liegen im ursprünglichen, umfassenden Sinne bedeuten“. Er hob Hanckes Schaffen als herausragend in unserer Zeit hervor und würdigte es als eine „ganz neue Art von Bild auf hohem Niveau“.

Zur Preisverleihung konnte Bernaus Bürgermeister Heinz-Walter Kistler unter den zahlreichen Festgästen auch den Freiburger Regierungspräsidenten Dr. Conrad Schroeder, den früheren Wissenschaftsminister Professor Dr. Helmut Engler und einige Preisträger vergangener Jahre begrüßen. Traditionsgemäß erhielt auch der diesjährige Preisträger vom Bürgermeister der Hans-Thoma-Gemeinde den sehr begehrten „Bernauer Trachtenhut“.

Umrahmt wurde die Preisverleihung von gesanglichen und musikalischen Darbietungen der Bernauer Vereine in ihren schmucken Schwarzwaldtrachten.

Ulrike Spiegelhalter
Bürgermeisteramt Bernau
79872 Bernau
Postfach 20

Buchbesprechungen

Antje Michaela Lechleiter. Die Künstlergruppe „Badische Secession“, Geschichte, Leben und Werk ihrer Maler und Bildhauer. Europäische Hochschulschriften, Kunstgeschichte, 580 S., 148,- DM. Europ. Verlag der Wissenschaften Peter Lang Bern, Berlin, Frankfurt a. M., New York, Paris, Wien, 1994

Die Autorin leitet ihr umfangreiches Werk mit einem Literaturbericht ein, der den Leser darüber informiert, was bisher über die Badische Secession in der Fachliteratur zu erfassen war. Die wichtigsten Quellen werden angeführt und die Veröffentlichungen charakterisiert. Als Fazit der vorhandenen Literatur ergibt sich, daß der Akzent auf den regionalpolitischen Geschehnissen um die Badische Secession liegt und die Vorgänge in Karlsruhe im Vordergrund stehen. Besonders interessant ist die Reaktion des NS-Staates, repräsentiert durch den Bühler-Rosenberg-Kreis, der Secession gegenüber. Was das Buch als Ziel sich vornimmt, ist die vollständige Erfassung der einzelnen Ausstellungen und der ausstellenden Künstler, die Gründe für die Ablehnung bestimmter Gäste und die Darstellung der Erweiterung der Secession von 17 Gründungsmitgliedern auf 24. Damit können die bisher ungenau formulierten Gründe, die zur Badischen Secession führten, korrigiert werden. Weiter wird versucht, die Frage zu klären, was mit den Künstlern nach Auflösung der Gruppe 1936 geschah, auch wurde der kunsthistorischen Aufarbeitung der Künstler der Secession bisher nicht befriedigend nachgegangen. Die politischen Hintergründe, die zum Verbot der Gruppe führten, sind zwar geklärt, aber eine Beschreibung der betroffenen Künstler fehlte. Nach dieser notwendigen Einleitung, welche die Konzeption des Buches in Umrissen deutlich werden läßt, folgt die Aufarbeitung der anstehenden Probleme.

Wichtig dabei sind die Vorbemerkungen über die Secessionsgründungen in Deutschland um die Jahrhundertwende bis zu den späteren 20er Jahren. Sie waren der Versuch, sich „von den festgefühten Strukturen des akademischen Kunstbetriebes, dem staatlich gelenkten Ausstellungsbetrieb oder von der traditionellen Kunstauffassung zu lösen“. Die Entwicklung erfolgte nach den jeweiligen lokalen Gegebenheiten. Die Welle der Secessionsgründungen erfaßte bald ganz Deutschland, und auch in Karlsruhe führten Streitigkeiten mit der Kunstgenossenschaft am 25. April 1896 zur Gründung einer Secession. Anlaß war die Kunstausstellung der Kunstgenossenschaft zum Jubiläum der Berliner Akademie, die von den Lokalvereinen beschickt werden sollte. „An der Karlsruher Akademie standen sich schon vor 1900 zwei Kunstströmungen gegenüber. Die eine vertrat die akademische, wilhelminische Richtung und wurde hauptsächlich durch Ferdinand Keller, Kaspar Ritter und Ernst Schurth vertreten. Die andere, eher

moderne Abteilung der Akademie, setzte sich aus Graf von Kalkreuth, Carlos Grethe, Robert Poetzelsberger und Heinrich Zügel, also aus Mitgliedern der Münchner und Berliner Secession zusammen.“ (Anm. 9, S. 25) Anhänger der „Anti-Keller-Front“ saßen in der Jury, und die ausjuriierten Künstler beschwerten sich nachdrücklich über die Selektion. Dies führte zum Austritt der gekränkten Jury, sie gründete den Karlsruher Künstlerbund und beauftragte Kallmorgen und Kalkreuth mit dem Vorstand. Die intensive Beschäftigung mit der Lithographie führte dann auch zu der Gründung der „Kunstdruckerei des Künstlerbundes Karlsruhe“.

Ganz wichtig für die Künstler der Secession wurde der 1899 berufene Hans Thoma. Da die meisten Mitglieder der Gruppe etwa in den Jahren 1890–1910 studierten, erlebten sie neben Thoma die Prof. Poetzelsberger, Kalkreuth, Conz, Schmid-Reute, Trübner. Der Karlsruher „Kulturkampf“ bestand nun in der Auseinandersetzung zwischen Alt und Jung schon lange vor der Gründung der Secession. Er wurde von der „Fehde“ zwischen Ferdinand Keller und dem Kreis um den jungen Grafen Kalkreuth bestimmt. Die alte Richtung siegte, und Kalkreuth, Poetzelsberger und Grethe verließen Karlsruhe und gingen nach Stuttgart, manche Kunstschüler und spätere Mitglieder Secession mit sich nehmend.

In Baden bildeten sich, nachdem die meisten Mitglieder der späteren Secession die Akademie verlassen hatten, die unterschiedlichsten Gruppierungen heraus: 1906 die „Freie Künstlervereinigung Baden e. V.“, der „Wirtschaftliche Verband bildender Künstler Westdeutschlands“, der 1913 in Frankfurt a. M. gegründet wurde und eine interessante Entwicklung nahm. Sein Ziel war die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Künstler, Wohlfahrtseinrichtungen zu schaffen usw. 1929 trat man dem „Reichsverband bildender Künstler Deutschlands, Gau Südwest“ bei. „Der Verband forderte eine Künstlerkommission für Museumsankäufe und die Drosselung der Schülerzahlen an der Landeskunstschule. Außerdem wehrte man sich gegen die ‚Überfremdung‘ des deutschen Kunstmarktes mit ‚entarteter Pariser Kunst‘. Ab Juni 1933 tauchte der Name ‚Reichskartell der bildenden Künste‘ auf, ab September 1933 mündete jenes in die ‚Reichskammer der bildenden Künste‘. Seit 1925 hatten Bühler und Gebhard in der Vereinigung die leitenden Positionen inne“. (S. 36/37) Wichtig war auch der „Kunst- und Kulturrat für Baden“ (1918), der „den einheitlichen Aufbau einer wahren Volkskultur, die das geistige Erbe der Nation und der Menschheit allen zugänglich macht und die Vorrechte des Geldes und der Bildung nicht anerkennt“. (S. 37) Die „Novembergruppe“ war die revolutionäre Gruppe in Baden. Mit ihr begann die Diskussion über die expressionistische Kunst. Es gründete sich ferner die Gruppe „Rih“ mit Zabotin, Schlichter, W. Becker, Fischer,

Itte, Scholz und Segewitz. Das waren die politisch entschiedensten und offensivsten badischen Künstler. „Karlsruhe wurde somit zum südwestdeutschen Zentrum revolutionärer Kunst in der Frühzeit der Weimarer Republik.“ (S. 38)

Diese Gruppe forderte natürlich eine Gegenbewegung heraus, die in der 1930 gegründeten „Deutschen Kunstgesellschaft“ entstand. Ihre Mitglieder waren die völkisch gesinnten Künstler, die sich unter der Leitung von H. A. Bühler zu einer „Kunstabwehrbewegung“ zusammenfanden. Die „Deutsche Kunstgesellschaft“ hatte 1933 nach der Machtergreifung Hitlers ihren Höhepunkt, mit ihr organisierte Bühler die beiden „Schreckenskammerausstellungen“ in Karlsruhe und Mannheim. Es war die Diffamierung moderner Kunst. „Werke des deutschen Impressionismus, Gemälde der ‚beurlaubten‘ Akademieprofessoren, Arbeiten der ehemaligen Künstlergruppe ‚Rih‘, sowie Kompositionen Marées, Munchs, Hofers, Bizers, Erbslöhs, Fuhrs, Grossmanns und Kanoldts wurden als ‚entartete‘ Kunst gebrandmarkt. Bei der Deutschen Kunstgesellschaft handelte es sich somit um den direkten Gegner der Badischen Secession.“ (S. 38)

Als der Kulturkampf in Baden in den 20er Jahren immer stärker wurde, lag die Gründung der Badischen Secession in der Luft. Sie erfolgte am 18. März 1927 in Freiburg. Der Sitz der Vereinigung war Freiburg, die Geschäftsstelle befand sich in Karlsruhe. Erwin Heinrich aus Donaueschingen wurde zum 1. Vorsitzenden gewählt, Hermann Göbel aus Karlsruhe und Arnold Rickert ergänzten den Vorstand.

Wenn man die Liste der Gründungsmitglieder durchsieht, fällt auf, daß 13 der 19 Künstler bereits Professuren innehatten und somit etablierte und anerkannte Künstler waren. Mit ihnen hatte man ein großes künstlerisches Gewicht, was besonders deshalb notwendig war, weil Bühler mit dem Reichswirtschaftsverband in Karlsruhe sehr stark war. Da man auch deshalb in der Landeshauptstadt keine Ausstellungsmöglichkeiten sah, legte man den Sitz der Gruppe nach Freiburg. Am 1. Oktober 1927 wurde die 1. Ausstellung der Badischen Secession in Freiburg eröffnet. Sie zeigte einen interessanten Querschnitt durch das künstlerische Schaffen Südwestdeutschlands in der Gegenwart und bildete das Gegengewicht zur Karlsruher Akademie, die man für „die Dürftigkeit der künstlerischen Qualität in Baden“ verantwortlich machte, die „auf die künstlerischen Bewegungen innerhalb des Landes eher hemmend als fördernd“ wirke. (S. 58/59) Die zweite Ausstellung der Bad. Secession fand 1928 in Stuttgart zusammen mit der Stuttgarter Secession statt. Die dritte Ausstellung folgte 1929 in der Mannheimer Kunsthalle im Rahmen der Schau „Badisches Kunstschaffen der Gegenwart“. Von 1929 bis 1932 gab es kleinere Ausstellungen in Freiburg und Donaueschingen. Die 4. Ausstellung der auf 24 Mitglieder erweiterten Bad. Secession erfolgte in Straßburg, Freiburg und Saarbrücken.

Die Lage der Secession änderte sich grundsätzlich im Jahre 1933. Das Unterrichtsministerium verfügte im Juli 1933 die Entlassung der Professoren Babberger, Dillinger, Gehri, Hubbuch, Schnarrenberger, Scholz, Speck und van Taak aus der Karlsruher Landeskunstschule. Für sie wurden die erklärten

Gegner der Secession u.a. Beringer, Czerny, Gebhard, Hagemann berufen. Bühler stand im Zenit seiner Macht. Die Badische Secession befand sich in großer Gefahr, die letztlich zu ihrer Auflösung führte.

Als alleinige Vertretung der Kunst galt nur der Reichsverband Bildender Künstler, Gau Südwest, dem damit ein entscheidender Schlag gegen die Secession gelungen war. Als nach dem Nürnberger Parteitag im September 1934, nach dem Goebbels auf den antimodernen Kurs Hitlers eingeschwenkt war, wurde konsequent mit allen modernistisch erscheinenden Tendenzen abgerechnet. Der Druck auf die Badische Secession gipfelte in der Forderung nach Selbstauflösung der Gruppe. Man versuchte durch eine Namensänderung in „Badische Arbeitsgemeinschaft bildender Künstler“ der Auflösung zu entgehen. Als aber der Reichsstatthalter die Auflösung verlangte und jede staatliche Förderung eingestellt wurde, löste sich die Badische Secession am 29. August 1936 auf.

Der Entstehung und schließlicher Auflösung der Badischen Secession wurde mit Absicht für unsere Leser ein breiter Raum in diesem Heft gesichert. Die im Buch folgende Darstellung der Künstler kann zusammengefaßt angegeben werden. Die Autorin behandelt zunächst ausführlich die Vertreter des Verismus und der Neuen Sachlichkeit, die politisch engagierten Künstler Schlichter, Scholz, Hubbuch, Zabotin. Es folgt der Neoklassizist Kanoldt. Als Vertreter des „Malerischen Realismus“ werden vorgestellt Dillinger, Goebel, Wolf, Freyhold, Heinrich, Hauelsen, Strübe, Strübe-Burte, Großmann, Meid, Weiss, Troendle, Bizer, Riedlin. Als Sonderfälle werden Karl Hofer und Xaver Fuhr behandelt. Zum Abschnitt Bildhauer gehören Karl Albiker, Wilhelm Gerstel, Kurt Edzard, Arnold Rickert. Schließlich finden auch die Gäste der Secession ihre gebührende Beachtung. Dem größten Gegner der Gruppe, Hans Adolf Bühler, wurde selbstverständlich ebenfalls ein Abschnitt eingeräumt. Das von der Autorin abschließend gegebene Resümee, welches die Entwicklung der Secession und die Tätigkeit der zu ihr gehörenden Künstler zeigt, ist informierend und trägt mit großer Sachlichkeit den schwerwiegenden Problemen Rechnung.

Nach dem II. Weltkrieg, als die Künstler nach und nach zurückkehrten und auch die außerhalb Badens Tätigen nach dem Verlust ihrer Ateliers wieder in der Heimat erschienen, versuchte die Badische Secession, wie viele andere kulturelle Vereinigungen auch, eine Wiedergründung. Das war in der französischen Besatzungszone zeitaufwendig, auch mußten ehemalige Vorstandsmitglieder entnazifiziert werden. Vor allem die Befürchtung, daß die „Bühlerclique“ wieder auferstehen könnte, war einer der Hauptgründe für die angestrebte Wiedergründung. Die Genehmigung des französischen Militär-gouvernements erfolgte am 10. oder 11. Januar 1947. Der neu gegründeten Secession gehörten im Mai 1947 Bizer, Edzard, Fuhr, Gerstel, Heckel, Heinrich, Hofer, Hubbuch, Kreuter, Meid, Riedlin, A. Strübe, Tröndle an. Ausstellungen der Secession fanden 1947 in der Freiburger Universität, 1948 in Karlsruhe, 1951 in Baden-Baden statt. Die letzte große Ausstellung der Badischen Secession erfolgte vom

25. 10. bis 23. 12. 1951 in München, die von großer Bedeutung war. Die Secession wuchs auf 34 Mitglieder an, was sich aber im Ausstellungsbetrieb nicht mehr auswirkte. Es war der vergebliche Versuch, durch die Öffnung nach außen die Secession überlebensfähig zu machen. Man schottete sich aber weiterhin gegen die modernen malerischen Tendenzen ab, d.h. gegen die ungegenständlich arbeitenden Künstler, und so verlor die Gruppe ihren innerlichen Zusammenhalt. Einige Mitglieder engagierten sich im Deutschen Künstlerbund, der sich in Baden-Württemberg 1955 konstituierte, nachdem die Ausstellungstätigkeit der Secession schon beendet war. Die Vereinigung ging mit der Zeit in andere Verbände auf, löste sich also nach und nach auf und bestand 1957 nicht mehr. Alle Gründungsmitglieder waren inzwischen verstorben. Natürlich werden auch im II. Teil des Werkes die Künstler ausführlich erwähnt: Die aktiven Neugründungsmitglieder, die verstorbenen Mitglieder, die neuen Mitglieder (u.a. der „Hörli-Kreis“ am Bodensee), die Gäste. Ein Nachwort, Literatur, Anhang mit den Künstlerbiographien der Secessionenmitglieder, Mitgliederlisten, Abbildungsverzeichnis runden den Band ab.

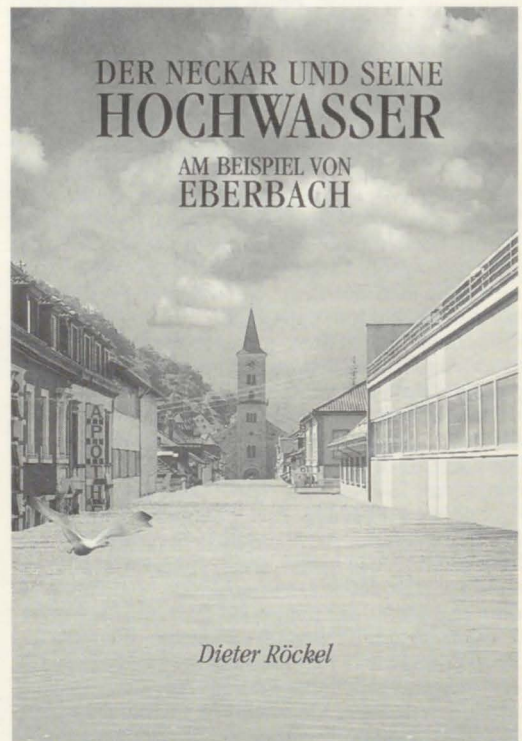
Die Arbeit von Frau Lechleiter ist zu einem Standardwerk einer für die Kunst- und Kulturpolitik Badens wichtigen und interessanten Epoche geworden. Sie füllt eine bis dahin schmerzlich empfundene Lücke aus. Das auch sprachlich voll befriedigende Werk basiert auf einem intensiven Quellenstudium, eine Riesenarbeit bei der Fülle des Stoffes, die sich aber auszahlt. Die Darstellungen der Ausstellungen, der ausstellenden Künstler mit ihren Biographien, die Wirkungen und Reaktionen darauf sind mit einem beachtlichen Einfühlungsvermögen und doch großer Sachlichkeit gestaltet. Besonders hilfreich sind die Zusammenfassungen und das Resümee, das die Autorin am Schlusse ihrer Arbeit zieht. Bedankt sie sich nicht nur für die Aufhellung sehr komplexer Zusammenhänge mit der eine detaillierte Kunstgeschichte unseres Landes entsteht, sondern auch dafür, daß sie jene Secessionisten, die durch ihren Geburtsjahrgang nach dem II. Weltkrieg zur „verschollenen Generation“ gehörten und in Vergessenheit gerieten, kunsthistorisch aufarbeitete und ihre große Bedeutung aufzeigte. Jeder, der sich mit der badischen Kunstgeschichte und deren Strömungen, Gegensätzen und Kämpfen der Secessionisten befaßt, ist dieses Werk eine unentbehrliche Hilfe.

Ludwig Vögely

Dieter Röckel: Der Neckar und seine Hochwasser – Am Beispiel von Eberbach Verlag Wilhelm Krauth, Eberbach, 1995, 160 Seiten. DM 24,90.

Alte Hochwassermarken an Häusern und Brücken beeindruckten den Betrachter. Gleichwohl zieht er nicht in Erwägung, solche Wasserstände auch heute für möglich zu halten. Vermeintlich ist man den früheren schlimmeren Zeiten dank wissenschaftlicher Erkenntnisse und technischer Möglichkeiten entronnen. Aber für extreme Naturereignisse gilt das mit Sicherheit nicht. Weder reicht unser Wissen aus, ihre Entstehung und Dynamik abzuschätzen, zu beschreiben oder gar längerfristig vorherzusagen,

noch sind wir in der Lage, uns gegen ihre schädigenden, ja oft katastrophalen Auswirkungen völlig zu schützen. Die Folgen von Hochwassern und ihren Überschwemmungen zu mildern, indem wiederum durch neue technische Eingriffe die alten technischen Maßnahmen zurückgenommen oder verändert werden, gleicht einer Gratwanderung, bei der allzu oft der Teufel mit dem Belzebug ausgetrieben wird. Die dazu aus angeblich berufenem Munde zu hörenden Schulzuweisungen und „logischen“ Verbesserungsvorschlägen erscheinen einleuchtend und plausibel, sind es jedoch meistens nicht. Sie lassen den Respekt vor den Exzessen der Natur vermissen. Sie ignorieren die durch Meßdaten belegten Tatsachen der Vergangenheit. Sie verkennen die komplexen nichtlinearen Zusammenhänge, die Wirkungsmechanismen und vor allen Dingen die Grenzen der Beeinflussbarkeit. Aber lieber plakativ auftragen als kompliziert erläutern, nur dann wird man gehört.



Dieter Röckel hebt sich mit seinem Buch wohlthuend von dieser Szene ab. Wenngleich nicht Hydrologe und Wasserwirtschaftler, blättert er die Historie der Neckarhochwasser bei Eberbach mit einer Akribie, Vollständigkeit und fachlichen Kompetenz auf, die Vergleichbares suchen läßt. Dahinter steht jahrelange Forschung mit Bewerten von Befunden und Vermessen alter Marken und studieren von Zusammenhängen. Ähnlich umfassende und tiefgründige Darstellungen fehlen leider.

Röckel begnügt sich nicht damit, die Chronologie der Hochwasser und Dokumente vorzustellen und zu interpretieren. Angesichts der emotional geführten Diskussion über den menschlichen Ein-

fluß auf das Hochwassergeschehen, sei es durch Veränderungen in den Flußlandschaften und Einzugsgebieten, sei es über die Erhöhung der Konzentration von Treibhausgasen und Aerosolen und damit der globalen Temperatur, greift er die einzelnen Argumente auf und bewertet sie rational. Er stützt sich auf einschlägige, auch neueste Quellen, behält die weltanschauliche Neutralität bei und läßt sich nicht dazu verleiten, angeblich einleuchtende und plausible Zusammenhänge zu übernehmen, wie sie vielfach in den Medien verbreitet werden, jedoch meistens nur halb wahr sind.

Das Problem der Hochwasservorhersage wird ebenso behandelt wie das des Feststofftransportes (Schlamm). Auch hier wird wie in allen anderen Kapiteln nicht nur qualitativ beschrieben, sondern mit ausführlichem Zahlenmaterial dokumentiert, dann erst wird bewertet. Selbst das Problem der Jährlichkeiten bei inhomogenen Stichproben wird angesprochen.

Die klare Sprache einerseits, zahlreiche Bilder, hervorragend gestaltete Graphiken, übersichtliche Tabellen und das umfangreiche Zahlenmaterial andererseits geben Anlaß, das Buch immer wieder in die Hand zu nehmen und daraus „Honig zu saugen“. Es spricht den Fachmann ebenso an wie den Laien. Selbst wem der Neckar zu weit weg ist, sollte sich diesem Buch nicht verschließen, er wird es mit Genuß und Gewinn lesen.

H.-B. Kleeberg

Volker Schupp: Emil Gött. Dokumente und Darstellungen zu Leben, Dichtung und früher Lebensreform. Mit Beiträgen von Meinhold Lurz und Barbara Noth. Hrsg.: Kulturamt der Stadt Freiburg. Freiburg i. Brsg. 1992 (= Literarische Topographien 2). 262 S. m. zahlr. Abb.

Dem amerikanischen Volk hat er, „ein deutscher Bauer“, 1898 dann doch nicht den Krieg erklärt. Auch gegenüber England unterließ er dies, obwohl sich die Königin Victoria von einem seiner „großartig-politische[n]“ Briefe unbeeindruckt zeigte. Die Südafrikanische Republik mußte ohne ihn und die Einkünfte aus seinen „geistigen Schätzen“ im Burenkrieg kämpfen und der Kaiser von Japan, unberaten von „Des Menschen Diener“, mit dem Sieg über Rußland fertigwerden. Er selbst, Emil Gött, lag derweil im Clinch mit dem Gerichtsvollzieher und entlarvte seine menscheitsbeglückenden agitatorischen Aufschwünge nur in seltenen Momenten der Hellsicht als „Großmannsphantasien“.

„Meine Unterseeboote spukten wieder“, notierte er Ende 1900 im Tagebuch. Da hatte die großherzoglich badische Regierung sein Gedankenmodell eines elektrisch getriebenen Torpedoboots schon zu den Akten gelegt. Den praktischen Nutzen einer Briefmarkenrolle erkannte die Reichspost ebenfalls nicht, und die zukunftsweisende Idee einer Registrierkasse wurde von der Firma „Fortschritt“ nicht weiter verfolgt, nachdem sie in Erfahrung gebracht hatte, daß der Erfinder in Zähringen ein Landgütchen und eine

Sandgrube betreibe und „nebenbei Dichter“ sei; „er machte einmal ein Gedicht, für welches er von jemand in Berlin M. 20,000 erhielt. Ist Vegetarier; geht in kein Wirtshaus“.

Das Geschreibe dieses Spinners, ein Verlustspiel, war 1894 unter dem Titel „Verbotene Früchte“ am Königlichen Schauspielhaus in Berlin reüssiert und über zahlreiche Bühnen gegangen. Sein Autor galt in der Berliner Literaturszene der Jahrhundertwende als „prächtiger Kauz. Dichter, Volksbeglückter, Bauer von Natur, Weltmensch und Einsiedler. Hat sich von dem Erfolg eines Lustspiels ein Gütchen gekauft, sich ein Haus darauf gebaut und bewirtschaftet Alles selbst.“ Eine moderne Variante des edlen Wilden oder wahlweise „ein aus dem Regionalen auftauchendes deutsches Genie“?

Wer war Emil Gött wirklich, dieser seltsame Heilige aus Jechtingen am Kaiserstuhl? Jedenfalls eine exotische Erscheinung, nietzscheanischer „Lichtträger“ im lebensreformerischen Loden-Look, Gesundheitsapostel mit faulen Zähnen, ein bißchen ungewaschen und ausgefranst, kurzsichtig Sentenzen ausstreuend. Veröffentlichte Aphorismen im delikaten Zeitgeist-Layout der „Jugend“ und Kalendergeschichten im „Lahrer Hinkenden Boten“, klebte auf seinem schuldenüberladenen Gut Leihalde, seinem „Golgatha“, wie die Mutter verklärend schrieb, einem „Haufe Untergang“, wie der Freund Emil Strauß vernichtend urteilte, war noch hoffnungsvoll mit seiner einzigen gewinnträchtigen Erfindung, der Gewinnung und Weiterverbreitung der Ramsefaser, befaßt, als er 1908, im Alter von nur 44 Jahren, einem schweren Herzleiden erlag, schon zu Lebzeiten eine Legende.

Vita, Werk und geistige Physiognomie des Emil Gött als Urschrift eines vielschichtig übermaltes Palimpsests herauszuschälen, hat der Freiburger Germanist Volker Schupp unternommen: zunächst in der Jubiläumsausstellung zu Gött's 125. Geburtstag, sodann in einer „Art Katalog post festum“ mit dem damals gehaltenen zusammenfassenden Festvortrag und einer Fülle von Dokumenten und detaillierten Einzeldarstellungen, die erklärtermaßen bisher Vernachlässigtes oder Unbekanntes stärker berücksichtigen. Im Zentrum beider Teile steht die Frühzeit der lebensreformerischen Pionierjahre. So ist es auch – mit unveröffentlichten Kabinettstücken – ein Buch über Emil Strauß geworden, den zwillingshaften Gefährten auf der Suche nach einem nicht entfremdeten Leben. Schupp verfolgt die Agrarexperimente der beiden, ihre störrische Konsequenz auf dem Weg zu einer ressourcenschonenden, profitabweisenden Wirtschaftsform, die in der Einheit von „Dichter und Bauer“ die Unabhängigkeit von Geist und Tat garantieren sollte. Von hier und in der Spannung zwischen Provinz und Reichshauptstadt beleuchtet Schupp mit souveräner Quellenkenntnis zwei Repräsentanten der südwestdeutschen Kultur- und Geistesgeschichte. Und er erschließt die Gestalt des Emil Gött, auch das nach den Worten von Strauß „Verworrene, Fragwürdige, Verrante“, aus einer emphatischen und darin radikalen Lebensmoral: Den Traum von der Verbesserungsfähigkeit der Welt durch „Hammer, Spaten, Feder“ ließ sich Mann auf der Zähringer Leihalde, gegen alle Zumutungen der Realität, nicht austreiben. Bärbel Rudin

Autoren dieses Heftes

Thomas Adam

Dr. Erwin Dittler

Dr. Peter Michael Ehrle

Hans-Jörg Enzweiler

Dr. Johannes Gut

Dr. Wolfram Förster

Dr. Kurt Hochstuhl

Dr. Siegmur Holsten

Werner Kramer

Konrad Krimm

Prof. Dr. Friedemann Maurer

Dr. Leonard Müller

Dieter Münch

Rupert Pfaff

Hans-Jörg Pott

Dr. Max Scheifele

Sr.M.Pia Schindele O.Cist.

Dr. Armin Schlechter

Adolf Schmid

Dr. Christoph Schmider

Ulrike Spiegelhalter

Peter Steinkamp

Dr. Helmut Steinsdorfer

Edgar Hermann Tritschler

Dr. Johannes Werner

Die Anschriften der Autoren finden Sie jeweils am Ende des Aufsatzes

Errata

Die Herstellung des Heftes 3/95 bereitete der Druckerei erhebliche Probleme. Deshalb blieben auch Druckfehler nicht aus.

Schriftleitung und Druckerei bitten um Ihr Verständnis. Leider sind folgende Fehler unterlaufen:

Es muß heißen:

S. 340 „Schwachen“;

S. 343 Oberbürgermeister;

S. 355 zu streichen ist: „Ich möchte . . . auftaucht“.

S. 424 Wohnquartier;

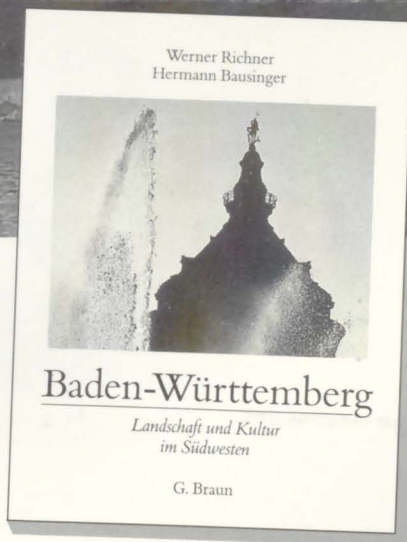
S. 546 Brändle.





Vielfältig

Baden-Württemberg besticht durch die Vielfalt seiner Landschaften: der Schwarzwald und der Breisgau, die Schwäbische Alb und Oberschwaben, das Bodenseegebiet und der Hochrhein, Hohenlohe und der Tauberggrund. Großformat, 180 Seiten, 124 Farbabbildungen, gebunden, mit Schuber, DM 98,— ISBN 3-7650-8118-3



G. BRAUN BUCHVERLAG **B**

Karl-Friedrich-Str. 14-18
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 65-0
Telefax (07 21) 1 65-1 47

12 1977



**DIE  FINANZGRUPPE
HAT EIN ZUHAUSE:
IHRE SPARKASSE**


GLOBAL TÄTIG – LOKAL ENGAGIERT

Finanzdienstleistungen kann man nach Sympathie oder Geldbeutel zuteilen; man kann sie auch einfach für jedermann bereitstellen. Für die Sparkasse gilt: gleiche Voraussetzungen für alle.

Das ist der Grund, warum man uns nicht nur in den wirtschaftlich interessanten Ballungsräumen findet. Denn wir sehen eine unserer wichtigsten Aufgaben darin, Standort- und Wettbewerbsnachteile

auszugleichen, Rahmenbedingungen zu verbessern und bei der Neugestaltung regionaler Strukturen mitzuwirken.

Wenn Sie also einen Partner suchen, der in Ihrer Region genauso zu Hause ist wie im internationalen Geschäft: was liegt näher als die Sparkasse?

 **Finanzgruppe**

Sparkasse • SüdwestLB • LBS • ÖVA-Versicherungen • Gebäudeversicherung • Deka